

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FINNISCH-UGRISCHE

FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT

FÜR

FINNISCH-UGRISCHE SPRACH- UND VOLKSKUNDE

UNTER MITWIRKUNG VON FACHGENOSSEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Y. H. TOIVONEN PAAVO RAVILA

UNO HARVA

SIEBENUNDZWANZIGSTER BAND

HELSINKI

REDAKTION DER ZEITSCHRIFT

Digitized by Google

469448

PHI
.F5

HELSINKI 1941
DRUCKEREI-A.G. DER FINNISCHEN LITERATURGESELLSCHAFT

Digitized by Google

Inhalt des XXVII. Bandes.

	Seite
Ravila, Paavo. Über die Verwendung der Numeruszeichen in den uralischen Sprachen	1—136
Itkonen, Erkki. Über den Charakter des ostlappischen Stufenwechselsystems	137—167
—»— Die Stammbildung bei den lappischen *ă*-Stämmen	168—188
Airila, M. Die Diphthonge *uo̯*, *üö̯*, *ie̯* in der hauptbetonten Silbe im Finnischen und in den nächstverwandten Sprachen	189—204
Toivonen, Y. H. Spuren primitiver Seelenvorstellungen in der Sprache	205—224
Posti, Lauri. Etymologische Beobachtungen	225—234
Penttilä, Aarni und Posti, Lauri. Über die steigende und sog. Stossintonation im Livischen	235—272

Digitized by Google

Digitized by Google

Über die Verwendung der Numeruszeichen in den uralischen Sprachen.

Die finnisch-ugrischen, samojedischen und altaischen Sprachen sind von jeher als typische agglutinierende Sprachen betrachtet worden. Soviel Unwissenschaftliches sich auch im Lauf der Zeiten mit der morphologischen Gruppierung der Sprachen verbunden hat, kann man derselben doch nicht alle Bedeutung absprechen, wenn man sich nur nicht dazu verirrt, mit STEINTHAL z. B. den Unterschied zwischen den flektierenden und agglutinierenden Sprachen als absolut statt als graduell aufzufassen, wie die meisten Forscher von BOPP an die Sache verstanden haben. Es ist nämlich eine unbestreitbare Tatsache, dass die Aufklärung des Ursprungs der grammatischen Formkategorien in den altaischen und uralischen Sprachen oft leichter als in den indogermanischen ist, was gewiss darauf beruht, dass das Tempo des Entwicklungsprozesses in den ersteren ein langsameres gewe sen ist.

Man muss jedoch beachten, dass auch zwischen den uralischen und altaischen Sprachen, obwohl beide zu dem gleichen Typus gerechnet werden, bedeutende Unterschiede bestehen, und wo Unterschiede vorliegen, da vertreten die uralischen Sprachen gewöhnlich einen Stand, der dem indogermanischen Typus näher kommt.

Dieses Verhalten hat schon M. A. CASTRÉN klar erkannt. In seinen ethnologischen Vorlesungen, s. Nordiska Resor och Forskningar IV, S. 87, sagt er u. a.: »Vor allen Dingen haben diese beiden Sprachstämme (Finnisch-ugrisch und Samojedisch) darin eine grosse Übereinstimmung, dass der Agglutinationsprozess in ihnen weit grössere Fortschritte gemacht hat, als im Mongolischen und Tungusischen sowie auch in

Digitized by Google

den türkischen Sprachen — — — —. In Bezug auf die Beschaffenheit der Agglutination der finnischen und samojedischen Sprachen ist zu bemerken, dass sie sich wenig von der Flexion in den indogermanischen Sprachen unterscheidet. Von allen Agglutinationssprachen stehen diese den Flexionssprachen am nächsten und bilden gleichsam ein Übergangsglied zu denselben. Die Sprachen des finnischen und samojedischen Stammes haben demnach keinen vollkommen bestimmten Typus — — —.»

Dieselbe Anschauung hat, auf einen Einzelfall angewandt, G. J. RAMSTEDT deutlich zum Ausdruck gebracht, wenn er sagt: »Die Geschichte der Verbalflexion mit Personalendungen ist in den indoeuropäischen Sprachen eine viel längere und weitschichtigere als in den uralischen, zu denen das Finnische gehört; und in diesen beiden Sprachgruppen ist dieses Streben der Sprache nach Präzision, neben dem ein Verkürzungsdrang herläuft, höheren Alters und sind daher die Formen abgeschliffener als in den altaischen Sprachen, in denen die entsprechende Erscheinung jünger und darum dem Forscher leichter verständlich ist», s. Suomalaisen Tiedeakatemian Esitelmät ja Pöytäkirjat 1933, S. 128.

Die Bildung und Verwendung des Numerus ist einer der Punkte, in denen ein Unterschied zwischen den flektierenden und agglutinierenden Sprachen festgestellt worden ist. C. MEINHOF erblickt in seinem Werke Die Entstehung der flektierenden Sprachen speziell in der Mannigfaltigkeit der Bildung des Plurals ein Kennzeichen der flektierenden Sprachen. Insbesondere gilt es als eine Eigentümlichkeit der ältesten indogermanischen Sprachen, dass der Zahlbegriff bei den Nomina anders als bei den Verben ausgedrückt wird, s. SANDFELD-JENSEN Die Sprachwissenschaft[2] S. 104.

Das Numerussystem der finnisch-ugrischen und samojedischen Sprachen ist unstreitig entwickelter als das der altaischen, aber andererseits treten doch beträchtliche Unterschiede gegenüber den indogermanischen Sprachen hervor. So ist der Gebrauch des Singulars als absoluter Numerus in allen uralischen Sprachen ziemlich allgemein, z. B. nach dem Zahlwort erscheint der Singular, die Numeruszeichen der

Digitized by Google

Nomina und Verben sind meist dieselben usw. Eine merkwürdige und entschieden widerspruchsvoll anmutende Erscheinung ist, dass schon in der uralischen Ursprache mit Sicherheit rein formale Elemente zum Ausdruck der Mehrheit angenommen werden können, während in gewissen einzelnen uralischen Sprachen neben solchen auch recht primitive Mittel anzutreffen sind. So hat sich z. B. in den permischen Sprachen aus dem ursprünglich selbständigen, 'Volk, Menschen' bedeutenden Wort das in der Beugung der Nomina auftretende Zeichen des Plurals entwickelt, woneben ein altes Pluralzeichen nur in der Verbalflexion erhalten ist.

In der folgenden Darstellung soll die Aufmerksamkeit auf gewisse Besonderheiten und Probleme des Duals und Plurals gerichtet und versucht werden, zu einer Auffassung darüber zu gelangen, aus was für anzunehmenden Ausgangsformen sich die heutigen Vertretungen am besten erklären. Ich behandle zuerst den Dual und danach den Plural und ziehe dann zuletzt die Schlüsse, zu denen die ursprüngliche Verwendung der Numeruszeichen uns in bezug auf den ursprünglichen Bau des uralischen Satzes führt.

Probleme des Duals der uralischen Sprachen.

Das Vorhandensein eines Duals gehört zu den Dingen, durch die sich die uralischen von den altaischen Sprachen unterscheiden. Zwar haben einige Forscher auch in den altaischen Sprachen Spuren des Duals finden wollen, aber es hat nichts Überzeugendes für diese Auffassung vorgebracht werden können.

In den finnisch-ugrischen Sprachen kommt der Dual im Ostjakischen, Wogulischen und Lappischen vor. In allen diesen Sprachen ist er, wenn wir davon absehen, dass mundartlich schon ein Aufgeben dieses Numerus zu konstatieren ist, durchaus lebensfähig. Sein Auftreten in der Morphologie ist im Ostjakischen und Wogulischen der Hauptsache nach gleich, während es sich im Lappischen als beschränkter erweist.

Im Lappischen können wir folgende Vorkommnisse feststellen:

Digitized by Google

1) Bei den Personalpronomina: lpN *moai*, *doai*, *soai* 'wir, ihr, sie zwei'. Zur Urform dieser Pronomina s. VERF., Das Quantitätssystem des seelappischen Dialektes von Maattivuono S. 88—89.

2) Bei den Possessivsuffixen, mittels deren angegeben werden kann, dass zwei Besitzer vorhanden sind: lpN 1. Pers. *-me*, *-mĕ*, 2. Pers. *-de*, *-ddĕ*, 3. Pers. *-skâ*, *-ska*, *-skă* (vgl. z. B. *oabˈbas* 'seine Schwester', *oabˈbaskâ* 'ihrer beider Schwester', *oabˈbasek* 'ihre Schwester').

3) Bei den Personalformen des Verbs. Im lpN sind die Dualendungen im Präsens andere als im Imperfekt, in welch letzterem sie eine grosse Ähnlichkeit mit den Possessivsuffixen zeigen. Zur Beleuchtung sei die Flexion des Verbs lpN *gullât* 'hören' angeführt.

Präsens: (Sg. 1. *gulâm*, 2. *gulâk*, 3. *gulla*), Dual 1. *gulli*, 2. *gullâbætˈte*, 3. *gullâbâ*, (Pl. 1. *gullâp*, 2. *gullâbēttit*, 3. *gullik*).

Imperfekt: (Sg. 1. *gullim*, 2. *gullik*, 3. *gulâi*), Dual 1. *gulâime*, 2. *gulâide*, 3. *gulâigâ*, (Pl. 1. *gulâimek*, 2. *gulâidek*, 3. *gulli*).

Insbesondere ist jedoch in diesem Zusammenhang das Südlappische zu beachten, das in den Endungen des Duals ein auslautendes *n* aufweist. Wie bekannt, hat das Südlappische ursprünglich auslautendes *n*, das in den zentralen Dialekten des Norwegischlappischen geschwunden ist, regelmässig bewahrt. Als Beispiel sei erwähnt der Dual von *pi̯ssât* 'waschen': Präsens 1. *pissiɛn*, 2. *pissɛtn̥*, 3. *pi̯ssa̯gàn*, Präteritum 1. *pi̯ssi̯mɛn*, 2. *pi̯ssi̯i̯tn̥*, 3. *pi̯ssi̯ɐ̀n*, s. LAGERCRANTZ Sprachlehre des Südlappischen S. 105.

Ebenso verhält es sich bei den Possessivsuffixen, die im Südlappischen nach Lagercrantz, s. a. a. O. 91, im Dual 1. Pers. *-mɛn*, 2. Pers. *-tn̥*, 3. Pers. *-gàn* lauten. Diese spiegeln speziell in ihrem Konsonantismus gut die ursprüngliche Gestalt der Dualendungen wider.

Im Ostjakischen und Wogulischen sind alle aus dem Lappischen angeführten Verwendungsarten anzutreffen:

1) Bei den Personalpronomina: ostj. *min*, *nin*, *lin*, wog. *mēn* (*mēγ̊ˀ*, *mēˀ̊*), *nēn*, *tēn*.

Digitized by Google

2) Bei den Possessivsuffixen, durch die ausser der Zweiheit der Besitzer auch die Zweiheit des Besitzes ausgedrückt werden kann. Die folgende Tabelle enthält keine Hinweise auf die Vertretungen der verschiedenen Dialekte:

Zwei Besitzer

		Besitze ein,	zwei,	mehrere
1. Pers.	Ostj.	*-mən*	—	*-lāmən*
	Wog.	*-mēn, -ėmēn*	*-äγėmēn*	*-änėmēn*
2. Pers.	Ostj.	*-ən*	—	*-lən*
	Wog.	*-ēn, -jin*	*-äγēn*	*-änēn*
3. Pers.	Ostj.	*-ən*	—	*-lən*
	Wog.	*-tēn, -ēn*	*-äγēn*	*-änēn*

Zwei Besitze

		Besitzer ein,	zwei,	mehrere
1. Pers.	Ostj.	*-ŋəlàm*	*-ŋələmən*	*-ŋəlu*
	Wog.	*-äγėm*	*-äγėmēn*	*-äγ'ūw*
2. Pers.	Ostj.	*ŋəlàn*	*-ŋələn*	*-ŋələn*
	Wog.	*-äγėn*	*-äγēn,*	*-äγän*
3. Pers.	Ostj.	*-ŋəlàl*	*-ŋələn*	*-ŋəlàl*
	Wog.	*-äγä*	*-äγēn*	*-äγänl*

3) Bei den Personalformen des Verbs: in der Subjektkonjugation hat das Ostjakische folgende Endungen: 1. Pers. *-mən*, 2. Pers. *-tən*, 3. Pers. *-ŋən*, und das Wogulische: 1. Pers. *-mēn*, 2. Pers. *-ēn̦, -jin*, 3. Pers. *-i̯'*.

In der Objektkonjugation, in deren Formen possessivsuffixale Elemente zu erkennen sind, kann manchmal auch ausgedrückt werden, dass zwei Objekte vorhanden sind. Hierüber s. genauer A. KLEMM A vogul és az osztják tárgyas igeragozás, NyK 47 S. 113 ff., wo auch auf die frühere Literatur hingewiesen wird.

Obwohl also in den oben angeführten prinzipiell übereinstimmenden Fällen in den obugrischen Sprachen ein vielsei-

Digitized by Google

tigeres Vorkommen des Dualsuffixes als im Lappischen auftritt, ist es doch als viel bemerkenswerter zu betrachten, dass das Suffix des Duals sich im Ostjakischen und Wogulischen auch an Substantive anfügt, z. B. ostj. *χuiŋən* 'zwei Männer', wog. *ēkwäi̯*' 'zwei Frauen'. Schon an dieser Stelle sei hervorgehoben, dass das Suffix an den Substantiven dasselbe ist wie in der Subjektivkonjugation in der 3. Person Dual, z. B. ostj. *ollənən*, wog. *ā̆lei̯*' 'leben'.

Diese an Substantiven und in der 3. Person der Verben auftretende Endung interessiert uns in bezug auf unser Thema besonders, denn an ihren Gebrauch knüpfen sich gerade die schwierigsten Probleme des Duals.

Was zunächst die Lautgestalt der Endung anbelangt, ist zu konstatieren, dass das *i̯*' im Wogulischen, neben dem, durch die Lautumgebung bedingt, auch *-γi̯*' vorkommt, ein früheres *-γ*-Element voraussetzt. Das *η* der ostjakischen Endung *-ηən* lässt sich vorläufig nicht befriedigend erklären, obgleich es keinem Zweifel unterliegen dürfte, dass es ebenfalls ein früheres *γ* vertritt, wie die wogulische Endung. Der Palatalnasal ist nicht gemeinostjakisch, sondern neben ihm finden sich Vertretungen folgender Art: D I *-gen*, *-ken*, Trj. *-χə̂ɲ*', *-k'əɲ*', *-ɾə̂ɲ*, J *-γən*.

FOKOS deutet die ostjakischen Formen mit Hilfe des Stufenwechsels. Das Suffix war nach ihm ursprünglich $k \sim \gamma$, aber die schwache Stufe habe den Übergang in die Reihe $\eta \sim \gamma$ vermittelt, s. NyK **49** S. 330. Die Heranziehung des Reihenübergangs gehört jedoch bereits einem überwundenen Standpunkt an, von dem man am besten so wenig wie möglich spricht. Meinerseits habe ich immer mehr die Überzeugung gewonnen, dass der Stufenwechsel in den finnisch-ugrischen Sprachen nicht älter als die finnisch-lappische Sprachgemeinschaft ist. Jedenfalls kann man unbedenklich behaupten, dass die Form des ostjakischen Dualsuffixes nichts mit dem Stufenwechsel zu tun hat. Suchen wir nach einer Erklärung für das *η*, so müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, dass sich das ursprüngliche *γ* auslautendem *n* assimiliert hat, obgleich die Nasalierung dieses schwachen Spiranten phonetisch auch sonst nicht schwer zu verstehen wäre.

Digitized by Google

Auch über den Ursprung des am Ende des Suffixes stehenden *n*, das auch im Lappischen begegnet, bin ich anderer Meinung als Fokos. Finnisch-ugrische Forschungen 26 S. 32, Fussn. 1, sagt er: »Ich halte es für möglich, dass das auslautende *-n* des ostj. dualsuffixes *-ŋən*, welches ich NyK 49 330 als lokativ-modale kasusendung zu erklären versucht habe, eigtl. nichts anderes als das in determinierender bedeutung gebrauchte poss. personalsuffix der 2. pers. ist; *iməŋən — igəŋən* 'frau und mann' würde demnach eigtl. 'deine frau und dein mann' → 'die frau und der mann' bedeuten.» Dieser Erklärung kann man schwer beistimmen. Erstens ist es augenscheinlich, dass das auslautende *n* sehr alt ist, und zweitens lässt sich nicht nachweisen, dass die mit Dualsuffix versehenen Formen insbesondere die bestimmte Spezies bezeichneten. So lautet der stereotype Anfang der Märchen immer *iməŋən igəŋən ollәŋən* 'Es leben eine Frau und ein Mann', wo die Spezies deutlich unbestimmt ist.

Budenz hat dieses *n* seinerzeit anders erklärt. Nach ihm gehört es von Haus aus nicht zu dem Dualsuffix, sondern stammt zunächst aus den Personalpronomina, in denen es eigentlich das allgemeine Pluralzeichen und ursprünglich mit dem *n* in den pluralischen Demonstrativpronomina (vgl. *nä-*, *ne-*, *no-*) identisch ist, s. NyK 22 395.

Ich für meine Person möchte glauben, dass das in der 3. Person Dual auftretende *n*, falls es schliesslich sekundär ist, am ehesten aus der 1. und 2. Person der Konjugation herrührt.

Irgendwelche lautliche Schwierigkeiten bietet die Verbindung des Dualsuffixes der obugrischen Sprachen mit dem entsprechenden Suffix des Lappischen nicht. Mithin scheint die allgemein gebilligte Auffassung wohlmotiviert, dass in der finnisch-ugrischen Ursprache ein Dualsuffix mit einem *k*-Element vielleicht am ehesten in der Form **-ka(n)*, soweit man es wagen darf, eine Urform zu rekonstruieren, vorhanden gewesen ist.

Dieses Suffix ist in den übrigen finnisch-ugrischen Sprachen spurlos verschwunden. Indes ist es möglich, dass das ungarische prädikative *kettő* 'zwei', wie gewisse Forscher vermuten, das fragliche Dualsuffix enthält. Jedenfalls scheint es der

Digitized by Google

wogulischen dualischen Form *kiti'* gut zu entsprechen. Eine andere Ansicht hat MÉSZÖLY MNy 4 157 vorgebracht. Der Gedanke von BUDENZ, dass das in den mordwinischen Zahlwörtern 11—19 und 21—29 auftretende Suffix **-γa*, z. B. *kevẹ̑ikeje* '11', *kemgolmovo* '13', *kemźiśemǵe* '17' usw., das ursprüngliche Dualsuffix sei, s. NyK 22 398, lässt sich kaum begründen. Meinerseits wäre ich geneigt, dieses Suffix der im Mordwinischen begegnenden enklitischen Partikel E *-jak, -kak, -gak*, M *-ka, kɛ, -ga, -ǵɛ* 'auch, sogar' gleichzusetzen, die auch im Finnischen eine Entsprechung hat, z. B. *-ka(an)*, *-kä(än)*, *eikä* 'und nicht'.

Das Alter des Duals reicht jedoch wahrscheinlich bis über die finnisch-ugrische Ursprache hinaus, denn auch die samojedischen Sprachen kennen den Dual, ja, in den Nomina und in der Subjektivkonjugation in der 3. Person Dual liegt offenbar dasselbe Suffix wie in den finnisch-ugrischen Sprachen vor. Z. B. samJ *ŋudaha'* Nom. dual. von *ŋuda* 'Hand', *seaiha'*, Nom. dual. von *seai* 'Herz', samT *kulagai* Nom. dual. von *kula* 'Rabe', samO *kuleag* Nom. dual. von *kule* 'Rabe', *hajōg* Nom. dual. von *haj* 'Auge', samJn. *l'ibeho'* Nom. dual. von *l'ibe* 'Adler', s. SETÄLÄ Zur frage nach der verwandtschaft der finnisch-ugrischen und samojedischen sprachen S. 24. Die Zusammengehörigkeit der Dualsuffixe der finnisch-ugrischen Sprachen und des Samojedischen hielt schon CASTRÉN für ausgemacht, s. Ostjakische Sprachlehre S. 27, Grammatik der Samojedischen Sprachen S. 109.

Mit der Feststellung, dass in der uralischen Ursprache in gewissen Fällen ein ein palatales Element enthaltendes Dualsuffix gebräuchlich gewesen ist, sind jedoch noch nicht die eigentlichen Probleme aufgehellt, die sich mit dem Dual der uralischen Sprachen verknüpfen und die mehr mit der Verwendung des Suffixes als mit seiner äusseren Form zu tun haben, die natürlich gleichfalls noch weiterer Untersuchung bedarf. Sieht man die Literatur durch, die den Dual der finnisch-ugrischen Sprachen behandelt, so muss man gestehen, dass sie wenigstens im Hinblick darauf, dass die morphologischen und syntaktischen Fragen in der finnisch-ugrischen Forschung hinter den lautgeschichtlichen zurückgetreten sind,

Digitized by Google

einen ziemlich achtunggebietenden Umfang besitzt.[1] In dieser Literatur sind die auf den Gebrauch des Duals bezüglichen Probleme recht gut sichtbar geworden. Da die Ergebnisse, die im allgemeinen erzielt worden sind, aber keinesfalls befriedigen können und da ich mir über diese Dinge eine ganz andere Auffassung gebildet habe, ist es meines Erachtens angebracht, die mit dem Gebrauch des Duals zusammenhängenden Fragen einer erneuten Erörterung zu unterwerfen.

R. GAUTHIOT hat in seiner Untersuchung Du nombre duel, die mit Recht als der bedeutendste Beitrag über den Dual der finnisch-ugrischen Sprachen gelten darf und auf die sich die späteren Untersuchungen mehr oder weniger basieren, feststellen wollen, dass in der Verwendung des Duals in den finnisch-ugrischen und den indogermanischen Sprachen eine bis ins Einzelne gehende Übereinstimmung herrscht. Er betrachtet den Dualgebrauch des Ostjakischen und Wogulischen im Licht des indogermanischen Duals, wie BRUGMANN ihn in seinem Grundriss der vergleichenden Grammatik vorgeführt hat. Für unsere Darstellung ist es zweckmässig, diese Übereinstimmungen von neuem durchzugehen.

Bei dem Dual der Substantive war es in der indogermanischen Ursprache am allergewöhnlichsten, »dass er zwei eine bekannte Einheit bildende, durch Natur oder menschliche Veranstaltung ein Paar bildende Dinge zusammenfasste». Dieser Dual ist als der natürliche oder auch als der primäre bezeichnet worden, weil der Dual vermutlich gerade in diesen Fällen zuerst aufgekommen ist. Von den hierher gehörenden Fällen seien zuerst die Benennungen der paarigen Körperteile erwähnt, z. B. ai. *akṣí*, av. *aši*, gr. *ὄσσε*, lit. *akì*, aksl. *oči*

[1] Hier seien die wichtigsten Untersuchungen angeführt: Ö. BEKE A kettőszám történetéhez, MNyr **56**, K. BOUDA Der Dual des Obugrischen, JSFOu. **47**, 2, J. BUDENZ Az Ugor Nyelvek Összehasonlító Alaktanához, D. FOKOS (FUCHS) A vogul-osztják duálisképző, NyK **49**, R. GAUTHIOT Du nombre duel, Festschrift Vilhelm Thomsen, M. KERTÉSZ A dualis a magyarban, MNy. **9**, ders. Über den finnisch-ugrischen Dual. KSz. **14**, E. LEWY Zur finnisch-ugrischen Wort- und Satzverbindung, A. LŐCSEI Északi-vogul mondattani kérdések, NyK **47**, F. SOMOGYI A vogul kettőszámképző eredete. Das reiche Belegmaterial dieser Untersuchungen habe ich ausgiebig benutzt.

Digitized by Google

'die Augen', av. *uši*, lit. *ausì*, aksl. *uši* 'die Ohren', ai. *hástāu*, av. *zasta*, gr. *χεῖρε*, lit. *rankì*, aksl. *rącě* 'die Hände' usw. Wörter, die Hüllen der Körperteile und überhaupt paarige Gegenstände bedeuten, sind ebenfalls im Dual aufgetreten, z. B. lit. *kúrpi*, aksl. *sapoga* 'Schuhe', gr. *ἐνῳδίω* 'Ohrringe', ai. *bhurí-jau* 'Schere' usw.

Wie Gauthiot konstatiert, gibt es von dem natürlichen Dual sowohl im Wogulischen als im Ostjakischen Beispiele. Im folgenden seien eine Anzahl typische Fälle angeführt.

W o g u l i s c h :

(Munkácsi, Vogul népköltési gyüjtemény IV 390, 50) *sāt aspä mūyėr-sup*: *ēlėm=χą̊lės-puñk sāt asä*: *samı̊'*, *paĺ-ası̊'*, *ńol=sam-ası̊'*, *sūp* 'Ein Klotzstück mit sieben Löchern: des menschlichen Kopfes sieben Löcher: Augen, Ohren, Nasenlöcher, Mund', (ibid. IV 328 1) *nąñχä kwoss kātäyätėl vortχati* 'Wie er sich auch mit seinen Händen hinauf bemüht', (ibid. IV 80, 4) *la'ı̊läyän kwoss χą̊nti* 'Wie sie auf ihre Füsse sieht', (ibid. II 147, 278) *am kēlpiñ sam-vitäyėm pātrėsı̊'* 'Meine blutigen Tränen drangen hervor' [1], (ibid. II 61, 119) *vayėnäyänėl pūyėmtawės* 'Er wurde an seinen Schultern gepackt', (ibid. IV 389, 42) *sāli āńtäyä tujiän puniñ sąwnė tēlawei'* 'Die Hörner der Rentierkuh werden im Sommer von Haarhaut bedeckt', (ibid. I 27, 7) *markäyä jäχtuwėsı̊'* 'Seine Flügel wurden beschnitten', (ibid. IV 2, 9) *ńāräkäyėm pą̊slėsei'* 'Meine Stiefelchen wetzten sich ab', (ibid. IV 79, 10) *χansäñ vājäyėm jūw tūläyėn* 'Meine bunten Schuhe bring heran', (ibid. II 22, 21) *josäyėn tijı̊'* 'Das sind deine Schneeschuhsohlen'.

O s t j a k i s c h :

(Patkanov, Die Irtysch-Ostjaken und ihre Volkspoesie II Teil, 128, 24) *sēmeŋen* 'die beiden Augen', (Pápay, Északiosztják nyelvtanulmányok I 119, 14) *ńvlu̯ı̊sŋəlàn èu̯əlt* 'aus deinen beiden Nasenlöchern', (ibid. 35, 16) *āŋət'ŋəlàl èu̯əlt* 'an ihren beiden Hörnern', (ibid. 139, 12) *kurŋəlàl* 'seine beiden Füsse', (ibid. 172, 13) *nīməlŋəlàl sōmdəs* 'Seine Stiefel zog er an'.

[1] Ein interessanter Dual, der einigermassen an die im Avesta vorkommenden Dualfälle wie *angušta* 'die Zehen beider Füsse' und *sruye* 'die Nägel beider Hände' oder 'die Nägel der Hände und Füsse' erinnert.

Digitized by Google

Über den sog. anaphorischen Dual äussert BRUGMANN: »Wenn in der Rede auf zwei erwähnte Dinge zurückgekommen wird, erscheinen sie nunmehr als mit einander verbunden, als zusammengehörig, und so diente der Dual seit uridg. Zeit auch dazu, zwei erwähnte Dinge zusammenzufassen.» Als Beispiel diene: aksl. *prišьdъša že kъ njemu mąža rekosta* 'als aber die (beiden erwähnten) Männer zu ihm kamen, sprachen sie'. Der anaphorische Dual ist in den finnisch-ugrischen Sprachen vielleicht am allergewöhnlichsten. Gauthiot gibt folgende zwei Beispiele aus dem Ostjakischen: *tīna juχ taŋgen* 'eux deux, les sus-nommés, entrèrent dans la maison' und *χujeŋen tīneden tagamāi* 'aux (deux) hommes, à eux (deux) il le lança'. Es würden sich zahllose Belege anführen lassen, doch sei hier nur einer aus dem Wogulischen hergesetzt: (Munkácsi a. a. O. IV 328, 7) *lūwiñ tujt taw toryälė joχtėmä-kēmt lūw tū ti pūyėmtawės. kit χum akw' tujt tālmə̑'. au χumitä lāwi: »kuńėr, χumlė jēmtsėn?» taw lāwi:» jātėläyėm, jänə̑' mat χummə̑', man māń mat χummə̑'; — — — —» ten lāweə̑' — — — —* 'Als der Pferdeschlitten an ihn herankam, wurde das Pferd angehalten. Zwei Männer sitzen in einem Schlitten. Der eine Mann sagt: »Armer, was ist aus dir geworden?» Er antwortet: »Meine beiden Lieben, ob ihr grosse Leute oder kleine Leute seid; — — —» Sie beide erwidern — — —'.

Neben dem natürlichen Dual war die Hauptverwendungsweise des Duals der sog. elliptische Dual, der nach Brugmann geradezu im Schwesterverhältnis zu dem vorhergehenden steht. »Man setzte ein Substantivum in den Dual, um auf den betreffenden Gegenstand und zugleich auf etwas zweites, zu ihm in geläufiger Beziehung Stehendes hinzuweisen.» Ziemlich zahlreich sind die Beispiele aus dem Altindischen, während aus den anderen indogermanischen Sprachen nur vereinzelte Belege beizubringen sind: ai. *mitrā́* 'Mitra und Varuna', *áhanī* 'Tag und Nacht', *dyā́vā* 'Himmel und Erde', *dr̥ṣádāu* 'der obere Mühlstein und der untere', *pitárāu* (Dual von *pitā* 'Vater') 'Vater und Mutter', *mātárāu* (Dual von *mātā* 'Mutter') 'Mutter und Vater', gr. *Αἴαντε* 'Aias und Teukros', *Κάστορε* 'Kastor und Polydeukes'. In den Sprachen, in denen der Dual verschwunden ist, hat der Plural die frü-

469448

Digitized by Google

heren Aufgaben des Duals übernommen, z. B. lat. *Cererēs* 'Ceres und Proserpina', aisl. *feðgar* 'Vater und Sohn', *mǿðgor* 'Mutter und Tochter'. Teilweise liegen jedoch in solchen Fällen alte elliptische Plurale zugrunde, s. Brugmann a. a. O. § 437.

Wie einige Forscher hervorgehoben haben, begegnen solche elliptische Duale auch semitischerseits, z. B. ar. *al-ʾabaṷāni* 'die Eltern' (urspr. 'die beiden Väter'), *al-qamarāni* 'Sonne und Mond', *al-ʾOmarāni* 'Omar und Abu-bekr', s. u. a. **Fokos** NyK 49 318.

Zu dem elliptischen Dual wurde der Deutlichkeit halber oft das Wort hinzugefügt, das hinzudenken war. Dieses dürfte ursprünglich den Charakter einer Apposition gehabt und von Haus aus im Singular gestanden haben, z. B. ai. *mitrā́ — — — váruṇaḥ* 'Mitra und der andere, nämlich Varuna, Mitra und Varuna'. Nach Brugmann also ganz ebenso wie z. B. aisl. *sǫ́tom vit Vǫ́lundr saman í holme* 'wir beide sassen, ich und V., zusammen im Holm'. Doch wurde auch das Ergänzungswort schon früh in den Dual gesetzt, augenscheinlich infolge Strebens nach Kongruenz, z. B. ai. *mitrā́ váruṇā* 'Mitra und Varuna', av. *miθra ahura* 'Mitra und Ahura'. Aus derartigen Dualverbindungen haben sich im Arischen oft Komposita entwickelt, z. B. *mitrāváruṇā, mitraváruṇā*, wobei das erste Glied in der Stammform auftreten kann.

Der elliptische Dual, also der Typus *mitrā́* 'Mitra und Varuna', kann unserem Sprachempfinden recht befremdend erscheinen, aber seine Entstehung und sein Wesen können wir uns viel anschaulicher machen, wenn wir uns vorstellen, dass das Suffix des Duals ungefähr dem Worte 'Paar' entsprochen hat. Es wäre also mit Hilfe des Duals dasselbe ausgesprochen worden, wie wenn man sagte Augenpaar, Ohrenpaar, Pferdepaar, Schuhpaar usw. Nach diesem Muster hätte man dann auch angefangen zu sagen Vaterpaar statt der Verbindung 'Vater und Mutter', ebenso Tagpaar statt 'Tag und Nacht' und ferner Mitra-Paar statt 'Mitra und Varuna'.

Um nach all diesem zu der Untersuchung von Gauthiot zurückzukehren, ist erstens zu konstatieren, dass er besonders die Zusammengehörigkeit des natürlichen und elliptischen Duals betont und zugleich vor allem den synthetischen Cha-

Digitized by Google

rakter des Duals unterstreicht. A. a. O. S. 131 sagt er: »En indo-européen skr. *akṣī*, gr. *ὄσσε*, lit. *akì* ne signifient pas proprement 'les deux yeux', ni la paire d'yeux', ni même 'l'œil et l'autre œil', mais 'l'œil, en tant que double', avest. *uši*, lit. *ausì* sont 'l'oreille, en tant que double'; mais *mitrā́* c'est de même 'Mitra, en tant que double', car Varuna est le double de Mitra et relève de la même classe; *dyā́vā* 'le ciel, en tant que double', parce que *pṛthivī* 'la terre' est de la même classe'. In dieser Betonung des Synthetischen, zu der ihn besonders Lévy-Bruhls Theorie von der synthetischen Natur der primitiven Psyche veranlasst hat, ist Gauthiot meines Erachtens unnötig weit gegangen. In der Sprachwissenschaft wäre es auch sonst angebracht, unnötige Bezugnahme auf die primitive Psyche beiseite zu lassen. Die historische Sprachwissenschaft erstreckt sich bei ihren Untersuchungen nur einige Jahrtausende nach rückwärts, und wir haben nicht den geringsten Anlass anzunehmen, dass sich die menschliche Seele im Laufe dieser Zeit irgendwie in ihrer Struktur und ihren Funktionen verändert hätte. Ein solcher Synthetizismus, wie ihn Lévy-Bruhl und mit ihm Gauthiot voraussetzen, besteht bei uns allen noch ganz in demselben Masse, der Unterschied liegt nur darin, dass Kultur Entwicklung des begrifflichen Denkens und der Ausdrucksfähigkeit, aber keineswegs Entwicklung und Veränderung der angeborenen psychischen Grundlage des Menschen, bedeutet hat und fortgesetzt bedeutet. Wenn wir einer Dualform wie *mitrā́* zunächst die Bedeutung Mitra-Paar geben, tritt das Synthetische des Ausdrucks zur Genüge hervor, ohne dass wir den extremen Schluss zu ziehen brauchen, sie sei als 'Mitra, en tant que double' aufzufassen.

Was dann die finnisch-ugrischen Sprachen betrifft, stellt Gauthiot fest, dass auch sie den elliptischen Dual und vor allem den Typus *mitrā́ váruṇā* kennen, in dem das Dualsuffix zweimal gesetzt ist. Er bemerkt, dieser Typus sei indogermanischerseits recht selten, in den obugrischen Sprachen dagegen äusserst lebensfähig, z. B. ostj. *īmeŋen igeŋen* 'die alte Frau und der alte Mann', *iχeŋen jēvreŋen* 'der Bär und der Wolf, wog. *mōyi tormi* 'Erde und Himmel'. In diesem Zusammenhang

Digitized by Google

dürfte hervorzuheben sein, dass die Ähnlichkeit der Ausdrucksweisen im Altindischen und in den obugrischen Sprachen schon vor Gauthiot von SZILASI in seiner Untersuchung A finn-ugor névszói összetételek, NyK 26 S. 173, konstatiert worden ist.

Um zu veranschaulichen, wie gewöhnlich es ist, dass im Satze in gleicher Funktion auftretende Nomina mit Dualsuffixen versehen werden, zähle ich im folgenden die häufigsten Wortpaare auf.

W o g u l i s c h:

ēkwäi̯ᵊ ą̄jkäi̯ᵊ 'eine Frau und ein Mann', *māγi̯ᵊ tą̄rmi̯ᵊ* 'Erde und Himmel', *kwoli̯ᵊ sūmjėχi̯ᵊ* 'ein Haus und eine Vorratskammer', *śāńäγä āśäγä* 'seine Mutter und sein Vater', *āγiji̯ᵊ pi̯γi̯ᵊ* 'eine Tochter und ein Sohn', *śāji̯ᵊ vinai̯ᵊ* 'Tee und Branntwein', *ńoχsi̯ᵊ uji̯ᵊ* 'ein Marder und ein Biber', *ruśi̯ᵊ mańśi̯ᵊ* 'ein Russe und ein Wogule', *āγiäγėm vāpsäγėm* 'Meine Tochter und mein Schwiegersohn', *viti̯ᵊ tą̄rmi̯ᵊ* 'Wasser und Himmel', *supγi̯ᵊ ūnsi̯ᵊ* 'Störe und Lachse', *akiäγä ākwäγä* 'sein Bruder und seine Schwester', *χą̄tėli̯ᵊ jąñχpi̯ᵊ* 'Sonne und Mond', *akiji̯ᵊ apγi̯ᵊ* 'der ältere Bruder und der jüngere Bruder', *tūmi̯ᵊ pawli̯ᵊ* 'Färsen und Ochsen', *nājäγėn ą̄träγėn* 'deine Herrin und dein Herr' usw.

O s t j a k i s c h:

īmeŋen igeŋen 'eine Frau und ein Mann', *àsńiŋən i̯ēu̯erŋən* 'ein Bär und ein Wolf', *akarńen pūri̯sńen* 'ein Hund und ein Schwein', *tūt-kēveŋen tūt-vāgeŋen* 'der Feuerstein und das Feuermetall', *nēŋen xuiŋen* 'die Frau und der Mann', *sōgeŋen undžeŋen* 'Stör und Nelma', *tūrumeŋen jiŋeŋen* 'Himmel und Wasser', *oχsarŋən lolmaχŋən* 'der Fuchs und der Vielfrass', *χōteŋen tabaseŋen* 'das Haus und die Scheune', *lepeŋen puseŋen* 'zweispitzige und einspitzige Pfeile', *teteŋen tuŋgen* 'im Winter und im Sommer', *jigeŋen ankėŋen* 'der Vater und die Mutter usw.

Für den eigentlichen elliptischen Dual ist aus den obugrischen Sprachen in der Literatur meines Wissens nur ein einziges Beispiel angeführt worden. Es ist das folgende, und schon Lewy hat darauf in seiner Arbeit Zur finnisch-ugrischen Wort- und Satzverbindung S. 48 aufmerksam gemacht: *àsńiŋən-i̯èu̯ərŋən — — — nāu̯ərməŋən — — — kārəs àsńiŋən*

Digitized by Google

χoźa — — — laụəl — — — àsńi pōdər'ta pidəs 'Der Bär und der Wolf springen — — — Der Falke spricht zum Bär (und dem Wolf) — — — Der Bär fing an zu sprechen'. Also zuerst *asńiŋən ɟèụərŋən* 'der Bär und der Wolf', dann später im Text nur *àsńiŋən*, aber das Dualsuffix dieses Wortes zeigt, dass unbedingt sowohl der Bär als der Wolf gemeint sind. Zum Schluss steht *àsńi* 'der Bär', da es sich deutlich um den Bären allein handelt. Dieses Beispiel bleibt, wie wir später sehen werden, nicht das einzige, aber jedenfalls verdient schon hier hervorgehoben zu werden, dass zwischen dem Dualgebrauch der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Sprachen, speziell in bezug auf die Typen *mitrā́* und *mitrā́ váruṇā* insofern ein Unterschied besteht, als der letztere finnisch-ugrischerseits entschieden am gewöhnlichsten ist.

Hiervon unabhängig, ist jedoch nicht zu leugnen, dass Gauthiot befugt gewesen ist zu behaupten, dass der Gebrauch des Duals in den finnisch-ugrischen und der in den indogermanischen Sprachen einander in erheblichem Grade ähnlich sind. Er nimmt denn auch ohne weiteres an, dass die Entwicklung in beiden Sprachgruppen die gleiche gewesen ist, und im Lichte des besonders in den finnisch-ugrischen Sprachen so häufigen Typus *īmeŋen igeŋen* behauptet er, die Urbedeutung des Duals habe in beiden Sprachgruppen nicht nur in der Angabe der Zweizahl bestanden, sondern in der Angabe eines solchen synthetischen Ganzen, das sich auf zwei gleichwertige Teile verteilt. Was die indogermanischen Sprachen betrifft, haben schon DELBRÜCK und BRUGMANN dieselbe Auffassung über die Natur des Duals mit grösster Deutlichkeit ausgesprochen: »Im Gegensatz dazu steht die Zahl *zwei*, welche aus der mit *eins* beginnenden Zahlenreihe herausgehoben wird», Grundriss III, 1, 137. Mithin wäre, um mich weiter auf Delbrück zu stützen, von dem Worte Pferd ursprünglich der Dual nur dann gebraucht worden, wenn es sich um zwei zusammen vorgespannte Pferde handelte, dagegen wäre zwei Pferde gesagt worden, wenn man es z. B. mit zwei frei einhergehenden Pferden zu tun hatte. Ohne das Zeugnis der finnisch-ugrischen Sprachen ist es also völlig klar, dass der Dual der indogermanischen Sprachen speziell die Aufgabe

Digitized by Google

hatte, die Paarigkeit zu bezeichnen, der sog. natürliche Dual ist also zugleich der primäre Dual.

Was die finnisch-ugrischen Sprachen anbelangt, liegen die Dinge hier ganz anders als in den indogermanischen. So überzeugend Gauthiots Darstellung auch beim ersten Blick scheint, ist es unmöglich, ihr beizustimmen. Der Sprachforscher muss oft feststellen, dass man in verschiedenen Sprachen auf ganz verschiedenen Wegen zu demselben Ergebnis gelangen kann, weshalb das Aufstellen von sog. Parallelen oft eine recht fragliche Beweisführung ist. Semasiologische Parallelen müssen auch bei wortgeschichtlicher Forschung mit äusserster Vorsicht angewandt werden, mit noch grösserer Vorsicht aber bei morphologischen und syntaktischen Untersuchungen.

Der Einwände, die gegen Gauthiots Auffassung von der ursprünglichen Übereinstimmung des Dualgebrauchs in den finnisch-ugrischen und indogermanischen Sprachen erhoben werden können, sind es mehrere. Bemerkenswerterweise hat Gauthiot gar nicht beachtet, dass auch im Lappischen und in den samojedischen Sprachen ein Dual existiert. Wie schon oben wiederholt hervorgehoben wurde, bestand die ursprüngliche Aufgabe des indogermanischen Duals darin, die Paarigkeit zu bezeichnen, und darum nennt BRUGMANN auch den in den Fällen 'Hände, Füsse, Auge' auftretenden Dual den natürlichen. Auf der Basis dieses natürlichen Duals hatte sich dann der sog. elliptische Dual entwickelt, dessen nahe Verwandtschaft mit dem natürlichen Dual keinen Zweifel zulässt. Gauthiot hat festgestellt, dass in den obugrischen Sprachen auch der natürliche Dual bekannt ist. Liessen wir es aber lediglich bei dieser Feststellung bewenden, so bekämen wir von den Dingen ein ganz unrichtiges Bild. Es ist nämlich Gauthiot entgangen, dass in den obugrischen Sprachen trotz des in ihnen recht lebhaft fungierenden Duals paarige Gegenstände, Körperteile und deren Hüllen u. a. m. ganz allgemein durch den Singular ausgedrückt werden, z. B. wog. *sam* 'die Augen', *paľ* 'die Ohren', *sāns* 'die Knie', *kāt* 'die Hände', *la'ål* 'die Füsse'; ostj. *sèm* 'die Augen', *šāš* 'die Knie', *sàbèχ* 'die Stiefel', *loχ* 'die Skier' usw. Ist nur eines von zweien gemeint,

Digitized by Google

so wird das Wort 'halb' gebraucht, z. B. wog. *kāt-pālėm* 'meine eine Hand' (eigtl. 'meine halbe Hand'), *sam-pālėm* 'mein eines Auge' (eigtl. 'mein halbes Auge') usw.

So seltsam es scheint, hat indessen M. KERTÉSZ in seiner Untersuchung Über den finnisch-ugrischen Dual, KSz. 14, in derartigen Fällen geradezu einen Beweis dafür erblickt, dass die Theorie Gauthiots über die ursprüngliche Natur des finnisch-ugrischen Duals richtig ist. Kertész geht davon aus, dass im Wogulischen und Ostjakischen von paarigen Gegenständen, wie wir oben sahen, auch der Dual angewendet werden kann, und er sagt a. a. O. S. 81—82: »Im Wogulischen und Ostjakischen habe ich es lange unbegreiflich gefunden, dass man den Dual anwendet, wenn von beiden gepaarten Gliedern die Rede ist: *samäyėm* und nur von einem H a l b e n spricht, wenn es sich nur um das eine Glied handelt: *sam-pālėm*. GAUTHIOT's Feststellung bezüglich der Bedeutung des Duals hat für mich mit einem Schlag das Rätsel gelöst. Wenn nämlich im Dual nachdrücklich betont wäre, dass von z w e i E i n h e i t e n die Rede ist und nicht vielmehr, dass wir es mit einer Einheit zu tun haben, welche Einheit von zwei Stücken gebildet wird: so könnte die Hälfte des Duals *samäyėm* (meine beiden Augen) selbstverständlich nicht *sam-palėm* (mein halbes Auge) sein. Das Verhältnis des Duals *samäyėm* zu *sam-palėm* macht es also zweifellos, dass der wogulisch-ostjakische, — wir können sagen — der fgr. Dual mit dem Plural in keinerlei semasiologischen Verwandtschaft steht, sondern eigentlich nichts anderes ist, als eine nachdrückliche Einzahl, d i e n a c h d r ü c k l i c h e E i n z a h l d e r z u e i n e r G a t t u n g g e h ö r e n d e n, a l s E i n h e i t a u f g e f a s s t e n Z w e i.» Und wenn nun sowohl im Ostjakischen als im Wogulischen wie auch in gewissen anderen finnisch-ugrischen Sprachen von paarigen Gegenständen der Singular vorkommt, sieht Kertész darin nur einen weiteren Beweis. Der Dual ist bei seinem progressiven Schwund nicht von dem Plural verdrängt worden, sondern vom Singular, weil der Dual von Haus aus die nachdrückliche Einzahl gewesen ist und sich prinzipiell von der Mehrzahl unterschieden hat.

Digitized by Google

Es ist klar, dass wir, wenn wir Kertész Gedanken akzeptierten, schon ohne weiteres von Gauthiots Auffassung über die Gleichartigkeit des indogermanischen und finnisch-ugrischen Duals abrücken müssten, denn die eben besprochenen Erscheinungen sind den indogermanischen Sprachen ganz fremd. Überall, wo der Dual untergegangen ist, hat seine Aufgaben der Plural übernommen. Aber folgerichtig zu Ende gedacht, würde auch die Theorie von Kertész auf finnisch-ugrischem Gebiet zu äusserst merkwürdigen Ergebnissen führen. Die paarigen Körperteile und Gegenstände überhaupt wären ursprünglich durch eine mit dem Dualsuffix versehene Form bezeichnet worden, wie in den indogermanischen Sprachen, aber der eine Vertreter des Paares wäre mit Hilfe des Wortes 'halb' ausgedrückt worden. Die eigentliche Einzahl, also die Grundform des Wortes, wäre überhaupt nicht zur Verwendung gekommen. Wie es gekommen wäre, dass sie gerade dann die Dualformen verdrängt hat, bleibt bei Kertész gänzlich unerklärt. Undenkbar ist auch, dass sich anstelle des früheren Singulars ein mit Hilfe des Wortes 'halb' gebildeter Ausdruck entwickelt hätte. Die heute im Ostjakischen und Wogulischen zahlreichen Singularfälle, zumal wenn wir ausserdem in Betracht ziehen, dass der Dual in seinen anderen Erscheinungsformen keine gleichartige Entwicklung zeigt, können nicht als für die ältere Dualform eingetretene junge Erscheinungen gelten, sondern sind als eine Erbschaft aus geradezu uralten Zeiten zu betrachten.

Kertész hat in seiner erwähnten Untersuchung viele gute und überzeugende Belege aus dem Ungarischen, Wotjakischen, Syrjänischen und Tscheremissischen angeführt, aus denen hervorgeht, dass auch in diesen Sprachen ganz allgemein noch der Singular von paarige Gegenständen bezeichnenden Wörter und eine mit Hilfe des Wortes 'halb' gebildete Verbindung im Sinne des einen Vertreters eines Paares vorgekommen ist oder noch vorkommt. Diese Erscheinung ist im Schrifttum seit langem bekannt, aber ich führe zur Illustration nach Kertész einige Beispiele an.

Ungarisch: *Prágában a császár szeme közé nézek* 'in Prag sehe ich dem Kaiser in die Augen (zwischen das Auge)',

Digitized by Google

idegen kutyának lába közt a farka 'ein fremder Hund hat den Schweif zwischen seinen Füssen (seinem Fuss)', *összeüti bokáját* 'schlägt die Fersen (die Ferse) zusammen'. Diese Beispiele sind ausserordentlich treffend, weil es nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, dass wirklich trotz der Singularität des Wortes zwei gemeint sind. Die Anwendung des Wortes 'halb' ist auch heutzutage regelmässig, wenn nur von dem einen Vertreter eines Paares die Rede ist, z. B. *fél szem* 'ein Auge' (eigtl. 'halbes Auge'), *fél láb* 'ein Fuss' (eigtl. 'halber Fuss'). Dies ist natürlich völlig logisch, wenn das Paar durch den Singular ausgedrückt wird.

W o t j a k i s c h: *śiṅmä no uśti, kašmä žuti* 'meine Augen habe ich auch geöffnet, meine Augenbrauen erhoben', *kiẹz no pịdịz evẹl* 'es ist ohne Hände und ohne Füsse', *mịṇịṃ kut no kulɛ* 'Bastschuhe brauche ich', *ogez »mịno» šuoz, ogez »ug» šuoz kuas* 'der eine sagt »ich gehe», der andere sagt »ich gehe nicht» — Die Schneeschuhe'. Der eine Vertreter eines Paares wird mit Hilfe des Wortes *pal* 'halb' ausgedrückt, z. B. *pal kiez kuasmäm* 'seine eine Hand ist abgetrocknet', *pal pỏdad kertỉ so kɵäz, pal-pỏdad pỉžäz* 'an den einen Fuss binde ich dir jenen Stein, an den anderen Fuss den Kahn'.

S y r j ä n i s c h: *öšỉń vỉlỉn moĭ goz.* — *ś i n* 'oberhalb des Fensters ein Paar Perlen. — Die Augen'. *śumöd bordön on dỉr lebźỉ* 'mit Flügeln aus Birkenrinde fliegst du nicht lange'. *śin pöv* 'ein Auge (eigtl. halbes Auge)', *pel pör* 'ein Ohr', *kok pör* 'ein Fuss', *ki-pöla* 'einhändig', *śur-pöla* 'einhörnig'.

T s c h e r e m i s s i s c h: *šinža kuš onžá, tuš kajen* 'wo die Augen hinsehen, da geht sie hin', *k i ð e m, oj, kɵlmalé* 'meine Hände, ach, die sind erfroren', *j o l ž o m piðeš, k i t š o m piðeš* 'sie bindet seine Füsse und Hände', *pelyðän* 'einhändig' (*pel* 'halb'), *pel-šinžan* 'einäugig' usw.

Im M o r d w i n i s c h e n, F i n n i s c h e n und L a p p i s c h e n tritt in diesen Fällen regelmässig der Plural auf, wie in den indogermanischen Sprachen, und es dürfte nicht überkühn sein, zu behaupten, dass die Erscheinung wenigstens zum grossen Teil auf fremdem Einfluss beruht. In den genannten Sprachen ist der indogermanische Einfluss denn auch stärker gewesen als in den anderen finnisch-ugrischen

Digitized by Google

Sprachen, im Mordwinischen besonders der des Russischen, im Finnischen und Lappischen der der germanischen Sprachen. So ist z. B. das Ungarische seiner inneren Struktur nach nicht in allen Punkten so hochgradig indogermanisiert wie diese Sprachen, was sicher wenigstens teilweise von dem türkischen Einfluss herrührt, der sich in früheren Zeiten nachhaltig geltend gemacht hat. Im Ungarischen ist jedoch ebenfalls ein Eindringen des Plurals in Positionen des Singulars zu bemerken, desgleichen in den permischen und sogar in den obugrischen Sprachen. Übrigens ist nicht daran zu zweifeln, dass das Finnische und Lappische früher den in Rede stehenden Gebrauch des Singulars gekannt haben. Als Reste könnte man im Finnischen solche Fälle betrachten wie z. B. *hänellä on kengät jalassa* (nicht *jaloissa*), *hänellä on tarkka silmä* usw. Ebenso im Lappischen: *oddâ gis'tak gieđâst* 'nye kjörehansker på henderne', s. NIELSEN Lærebok i lappisk I S. 307. Besser noch als solche Fälle spricht für früheren Singular, dass im Finnischen und Lappischen noch Konstruktionen mit 'halb' durchaus am Leben sind, z. B. fi. *käsi-puoli*, *jalka-puoli*, *silmä-puoli*, lp. *ai'ro-bælle* '(bare) den ene åren', *čâl'bme-bælle* '(bare) det ene öiet', *čoar're-bælle* '(bare) det ene hornet', s. u. a. BEKE KSz. 13 122.

Dass in den finnisch-ugrischen Sprachen einschliesslich des Lappischen und Finnischen zur Bezeichnung des einen Vertreters von paarigen Gegenständen mit dem Worte 'halb' versehene Zusammensetzungen auftreten, und die Tatsache, dass in weitem Umfang noch der Singular anstelle des zu erwartenden Plurals oder des Duals angetroffen wird, zeugen unzweideutig davon, dass die Erscheinung alt ist. Es kann gar keine Rede davon sein, dass die Einzahl den Dual verdrängt hätte. Wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, dass in der finnisch-ugrischen Ursprache paarige Gegenstände durch den Singular und der eine Vertreter eines Paares mit Hilfe des Wortes 'halb' ausgedrückt worden ist. Dieser an sich einwandfreie Schluss wird dadurch erheblich gestützt, dass dieses Mittel, das deutlich primitiver als der Ausdruck mit dem Dual oder Plural ist, auch auf altai-

Digitized by Google

scher Seite bekannt ist. FUCHS, der die Erscheinung offenbar als uralt betrachtet, da sie ihm als Beweis für syntaktische Übereinstimmungen zwischen den finnisch-ugrischen und türkisch-tatarischen Sprachen tauglich erscheint, führt aus den Türksprachen Beispiele an wie mt. *är aδaqy aδyšdy* 'der Mann spreizte seine Beine', osm. *el baglamaq* 'die Hände falten', misch. *ajayə̑nδa katasi̯* 'sie haben Schuhe an den Füssen', kas. *si̯ŋar küz* 'einäugig', jak. *aŋar ataχtarynan qylyjallar* 'sie springen mit einem Fusse', tschuw. *χə̑raχ u̯ra* 'félláb', s. FUF 24 298—299, MNyr. 68 14. Auch mongolischerseits scheint eine ähnliche Erscheinung bekannt zu sein, vgl. z. B. kalm. (Ramstedt) *örɛli* 'hälfte, halb, der eine von zwei gleichen', *örɛsŋ* 'der eine von zweien': *ö. nüdŋ* 'das eine auge', *ö. tsar* 'der eine ochs (vom paare)', *ö. gartɛ* 'mit nur einer hand, einhändig'; *ö. öuχtɛ* 'einhörnig'.

Auf Grund des zur Verfügung stehenden Materials ist es unmöglich, ein ganz klares Bild von der Vertretung in den samojedischen Sprachen zu gewinnen. Es scheint jedoch, als wäre der Singular neben dem Dual, dem Plural und mit Hilfe des Wortes für 'zwei' gebildeten Ausdrücken verhältnismässig häufig, z. B. samJ (CASTRÉN-LEHTISALO Samojedische Volksdichtung S. 73) *äemda udamda madasi uanoltāda* 'seine Füsse, Hände abschneidend schreckte er ihn zu gehen', (ib. S. 140) *äeda nūmda daeri̯i* 'seine Füsse kamen in den Himmel'. Für den Gebrauch des Wortes 'halb' habe ich keine Belege gefunden. Wenn nur von dem einen Vertreter eines Paares die Rede ist, wird der Ausdruck 'der eine — der andere' angewandt, z. B. (ib. S. 121) *tjūrumda jinjemda ob udahanda njamāda, njāri udahanda hanamda njāmbi, njābi ŋäemda hānsadāda, njabi ŋäemda singāramēda* 'seine Treibstange und seinen Riemen nahm er in seine eine Hand, in der anderen Hand hält er seinen Schlitten, seinen einen Fuss hält er als Kufe, seinen anderen Fuss hält er als Bremse'.

Die Bezeichnung paariger Gegenstände mittels der Singularform ist ein primitives Mittel, und sie hat sich aus der Ursprache auf einzelne finnisch-ugrische Sprachen vererbt. Der Singular ist dann im allgemeinen durch den Plural verdrängt worden. In den obugrischen Sprachen ist an die Stelle

Digitized by Google

des Singulars oft der Dual getreten, jedoch gibt es auch Beispiele für den Plural.

Alles dies zwingt uns, einen wichtigen Schluss zu ziehen, der für den Dual der finnisch-ugrischen Sprachen von ganz entscheidender Bedeutung ist, den nämlich, dass die finnisch-ugrische Ursprache den sog. natürlichen Dual nicht gekannt hat.

Dieser Schluss führt erstens dazu, dass wir nicht wie Gauthiot und die ihm folgenden Forscher die Dualsysteme der finnisch-ugrischen und indogermanischen Sprachen miteinander in Parallele setzen können. Wie sind dann aber die auf finnisch-ugrischer Seite auftretenden Fälle ostj. *àsńiŋən* (vgl. ai. *mitrā́*) und *imeŋən igeŋən* (vgl. ai. *mitrā́ váruṇā*) zu erklären? Wie wir schon oben konstatierten, sind die Indogermanisten zu dem Ergebnis gekommen, dass der elliptische Dual geradezu den natürlichen Dual voraussetzt und dass er auf alle Fälle in sehr naher Beziehung zu diesem steht. Falls nun finnisch-ugrischerseits gar kein natürlicher Dual vorhanden gewesen ist, müssen wir zeigen, auf welchem Wege der elliptische Dual in diesen Sprachen entstehen konnte.

Schon rein äusserlich beurteilt, liegt zwischen den elliptischen Dualen der indogermanischen und der finnisch-ugrischen Sprachen ein Unterschied vor. Während der Typus *mitrā́ váruṇā*, in dem das Dualsuffix zweimal gesetzt ist, ziemlich selten vorkommt, ist er in den obugrischen Sprachen, wie oben festgestellt, ausserordentlich häufig und weitaus häufiger als der Typus *àsńiŋən*. Wie ich erwähnte, ist in der Literatur nur dieses eine Beispiel aufgetreten. Ganz so selten ist er jedoch nicht. Da sich dieser Fall aber unter keinen Umständen dem Typus *mitrā́* gleichstellen lässt, so überaus ähnlich er auch beim ersten Blick erscheint, ist es angebracht, die weiteren Beispiele anzuführen, die ich bei W. STEINITZ Ostjakische Volksdichtung und Erzählungen I (Commentationes Litterarum Societatis Esthonicae 31) gefunden habe.

In einem Märchen, das in üblicher Weise mit den Worten *imeŋən ikeŋən ūsŋən* 'Eine Frau (und) ein Mann lebten' beginnt, heisst es etwas später (a. a. O. 139) *in imeŋən ɑt ēwəlləŋɣ* 'Die Frau (und der Mann) glauben es nicht', die eine Komponente

Digitized by Google

ist also weggeblieben, aber der Dual des Prädikats und des Subjekts geben deutlich an, dass *imeŋən* 'die Frau und der Mann' ist. Beleuchtend ist auch folgendes Beispiel: (s. 126) *paṭḷam χ̮ōtn̥ ōməstal saχ̮at rōman śiśkije i wurśəkije joχ̮i rakətsəŋn̥. lin śiti uwsəiŋn̥:* »*paləŋ iki ōjaŋ nē wujmal, paləŋ iki nů̯ptəŋ nē wujmal.*« *ś i ś k i j e ŋ ə l a l lāpətsəlli jiśʟ̥təsli, kim potkəsli:* »*maŋatn̥, jēša ů̯ḷḷ, ikem joχ̮ətʟ̥.*« 'Während sie in dem dunklen Hause sass, flogen plötzlich ein śiśki-Vögelchen und ein Meislein herein. Sie riefen so: »Der Wolkenalte hat eine glückliche Frau genommen, der Wolkenalte hat eine langlebende Frau genommen.« Sie fütterte, tränkte das śiśki-Vögelchen (und die Meise), warf sie (dann wieder) hinaus: »Geht, ein wenig (nur) dauert es, (so) kommt mein Mann.«'

Es gibt also ausser dem erwähnten *àsńiŋən* noch andere Belege für den sog. elliptischen Dual, aber in allen Fällen können wir dieselbe wichtige Beobachtung machen, dass dieser Dual nur dann auftritt, wenn früher in dem gleichen Text eine Wortverbindung vorgekommen ist, in der beide Komponenten vorliegen. So ist *àsńiŋən* 'Bär und Wolf' nur dadurch möglich, dass vorher deutlich *àsńiŋən i̯èu̯ərŋən* gesagt worden ist. Anderenfalls würde *àsńiŋən* nur 'zwei Bären' bedeuten. Es kann aber natürlich in gewissen Fällen auch 'Bär und Fuchs' oder irgendeinen anderen Gefährten des Bären bezeichnen, wenn aus dem Vorhergehenden ganz eindeutig hervorgeht, dass es sich so verhält. Ebenso ist *imeŋən* 'die Frau und der Mann' in der Bedeutung nur dann möglich, wenn es vorher *imeŋən ikeŋən* heisst und keine Möglichkeit besteht, *imeŋən* im Sinne von 'zwei Frauen' aufzufassen. Träte *imeŋən* z. B. am Anfang eines Märchens auf, so könnte es nichts anderes als 'zwei Frauen' bedeuten. Alles dies lässt ausgezeichnet erkennen, warum der elliptische Dual auch dann in Frage kommen kann, wenn es sich um ein recht seltenes Paar handelt, dafür diente ja *śiśkijeŋəlal* 'das śiśki-Vögelchen und die Meise' als Beleg.

Die wirkliche Natur dieser elliptischen Duale wird vorzüglich durch folgendes Beispiel beleuchtet, das mir ebenfalls in Steinitz' Sammlung begegnet ist. In dem auf S. 101 beginnenden Märchen wird von einem Manne namens *kaj* gespro-

Digitized by Google

chen und z. B. gesagt: *kāj imel pilᵑ lɔ̄jəpsəŋᵑ 'kaj* stand mit seiner Frau auf', *kāj imel pilᵑ χɔ̄n χośa joχətsəŋᵑ 'kaj* kam mit seiner Frau zum Zaren'. Dann heisst es S. 104 *kāj āj mis tąjsəŋᵑ 'kaj* (und seine Frau) hatten ein Kalb'. Als Subjekt erscheint nur *kaj* ohne Suffixe des Duals und ohne Attribute, aber das Prädikat steht im Dual, weshalb es hinreichend deutlich wird, dass es sich um zwei, in diesem Fall um *kaj* und seine Frau handelt. Die Form *kāj* vertritt also das frühere *kāj imel pilᵑ'kaj* mit seiner Frau'.

In dieser Beleuchtung gesehen, ist es ganz unzweifelhaft, dass auch *àsńiŋən* die vorhergehende Verbindung *àsńiŋən ɟèu̯ərŋən* vertritt, vielleicht sich sogar elliptisch daraus entwickelt hat. Nur auf diesem Wege wird es hinreichend verständlich, dass namentlich auch okkasionelle Wortpaare in einer späteren Phase der Erzählung nur durch den einen Teil vertreten werden. Die Entwicklung ist also eine ganz umgekehrte wie in den indogermanischen Sprachen gewesen, in denen *mitrā́ váruṇā* ganz offenbar im Vergleich zu dem Typus *mitrā́* sekundär ist. Ebenso wird auch der tiefe innere Unterschied deutlich, der in den finnisch-ugrischen und den indogermanischen Sprachen zwischen dem elliptischen Dual besteht. Die Fälle *mitrā́, áhanī* usw. haben sozusagen lexikalischen Wert, auch ausserhalb des Zusammenhangs ist ihre Bedeutung klar, dagegen lassen sich aus den obugrischen Sprachen keine elliptischen Duale beibringen, deren Bedeutung ohne den Zusammenhang, in dem sie auftreten, eindeutig wäre.

Die Feststellung, dass die elliptischen Duale der indogermanischen und finnisch-ugrischen Sprachen nicht parallelisiert werden können, ist selbstverständlich nur eine logische Folge davon, dass finnisch-ugrischerseits ursprünglich nicht der sog. natürliche Dual bekannt war. Eigentlich verdient der Typus ostj. *àsńiŋən* viel eher den Namen elliptischer Dual als der Typus *mitrā́*, bei dem gar keine Ellipse stattgefunden hat. Der letztere kommt nur in solchen Fällen vor, in denen es sich um fest zusammengehörige Paare handelt, wie Vater und Mutter, Tag und Nacht, Osten und Westen usw. Auf finnisch-ugrischer Seite war das Vorkommen des elliptischen Duals nicht an solche festen Paare gebunden.

Digitized by Google

Da nun der Typus *àsńiŋən ɟèu̯ərŋən* in den obugrischen Sprachen ausserordentlich häufig begegnet und da er gegenüber dem sog. elliptischen Dual nicht als sekundär angesehen werden kann, sondern geradezu als sein Ausgangspunkt, müssen wir die Frage entscheiden, wie die Doppelsetzung des Dualsuffixes zu verstehen und anders als durch Analogie nach den indogermanischen Sprachen zu erklären ist.

Bevor wir direkt zu den Fällen übergehen, die uns den Schlüssel zur Lösung geben, ist zu konstatieren, dass das Dualsuffix recht oft ohne jede Numerusfunktion gebraucht sein kann.

Aus den indogermanischen Sprachen sind Beispiele bekannt, in denen die zweimalige Setzung des Dualsuffixes nicht bedeutet, dass es sich um zwei Gegenstände handelt, sondern dass zwei Gruppen vorliegen, deren jede eine zahllose Menge von Individuen umfassen kann, z. B. av. *pasu vīra* 'Menschen und Tiere', in denen also beide Komponenten kollektiv aufgefasst sind. Auch solche Fälle sind deutlich auf der Grundlage des elliptischen Duals entstanden, denn der avestische Dual *pasu* bedeutet 'Menschen und Tiere'. Dies ist recht natürlich, denn das Stammwort wird wie nhd. *Vieh* zum Ausdruck eines kollektiven Ganzen gebraucht. In den finnisch-ugrischen Sprachen ist die Anwendung des Singulars in kollektivem Sinn und überhaupt als sog. absoluter Numerus ausserordentlich häufig, darum sind auch Fälle des Typus *pasu vīra* recht gewöhnlich. Wenn es in der ostjakischen Übersetzung des Neuen Testamentes heisst *neljañ alñen pa χadlñen* '40 Tage und Nächte', s. NyK 11 73, so erklärt sich hier der Gebrauch des Dualsuffixes ferner ohne weiteres durch das gewöhnliche Vorkommen der Verbindung *alñen χadlñen* 'Tag und Nacht', die den Charakter einer Komposition angenommen hat. Anders verhält es sich schon in folgenden wogulischen Beispielen: *supγi̯ˀ ūnsi̯ˀ alaweiˀ* 'Störe und Lachse werden gefangen', *akwˑ nēˑ ńoχsi̯ˀ uji̯ˀ jūnti* 'Eine Frau näht Marder- und Biber(felle)'. MUNKÁCSI hat schon seinerseits die Besonderheit des in diesen Fällen auftretenden Gebrauchs des Dualsuffixes festgestellt, wenn er Vogul népköltési gyüjtemény II 548 sagt: »Ungewöhnlicher Dual, weil es sich nicht um zwei eng zusammengehörende

Digitized by Google

Einheiten, sondern eine Mehrheit von unbestimmter Menge handelt, da viele Störe, viele Lachse gefangen werden», und »die Frau fertigt natürlich nicht gerade zwei Marder- und zwei Biberpelze an, sondern von jedem viele», s. auch BOUDA JSFOu. 47,2,17. An der genannten Stelle führt Bouda noch einen interessanten Beleg aus der Sammlung von Munkácsi (IV 390, 56) an: *ser vōr, mor vōr sāmtē kasmə̑', vi̯yə̑rə̑' kēleit — laχs* 'In der Ecke des riesigen Waldes, des dichten Waldes sind Gelbe und Rote zu sehen. — Pilz(e)'. In diesem Beleg steht das Prädikat im Plural, obwohl beide Subjekte das Dualsuffix haben. Im Licht eines solchen Beispiels ist es recht müssig, sich vorstellen, die Aufgabe des Dualsuffixes sei die Bezeichnung eines synthetischen Ganzen, das in zwei Teile zerfiele. Wenn im Walde eine zahllose Menge rote und gelbe Pilze vorhanden sind, bilden sie kein synthetisches Ganzes, noch weniger ein solches Ganzes, das sich in zwei Teile teilte. Dasselbe gilt selbstverständlich von 'Störe und Lachse' und von 'Marder- und Biberfelle'.

Übrigens lässt sich in derartigen Fällen schwer ein Unterschied im Gebrauch des Plural- und des Dualsuffixes aufweisen, vgl. z. B. (Munk. I 67) *ta ēkwäi̯' ə̄jkäi̯nēl tēlēm āγitpī̯γēt ańiñēn χə̄tēliñēn ti ə̄le'it, i śuńe'it* 'Die von der Frau und dem Mann stammenden Töchter und Söhne leben bis jetzt, bis zu diesem Tag und sind glücklich' und (Munk. I 154) *ēläl̆ē ti mirnė man ūrēl āγiji̯' pī̯γi̯' ə̄ńśuñkwi̯'* 'Auf welche Weise sollen weiterhin diesem Volk Mädchen und Knaben geboren werden'. In beiden Beispielen handelt es sich um eine unbestimmte Menge von Mädchen und Knaben, aber im ersteren tritt das Plural- und im letzteren das Dualsuffix auf. Das erklärt sich natürlich so, dass wir für das Dualsuffix in diesen Fällen eine ganz andere Funktion annehmen als die, den Numerus auszudrücken. Mit anderen Worten haben wir es in den Fällen, in denen das Dualsuffix vorliegt, eigentlich mit dem Singular zu tun, der kollektiv, als absoluter Numerus gebraucht ist. Das zeigt recht deutlich das oben angeführte Rätselbeispiel. Die Lösung ist ja *laχs* 'Pilz'. Dies ist der Form nach ein Singular, aber der Bedeutung nach selbstverständlich ein Kollektivum.

Digitized by Google

Ein recht illustratives Beispiel dafür, dass das Dualsuffix tatsächlich in ganz anderer als der Numerusfunktion angewandt wird, stellt folgender ostjakischer Fall dar: *toyośŋən tḭ̈išŋən ụandḭ̈ḭ̈dənna mola vndàs* (Pápay NyK 38 119) 'Wenn du hierhin und dorthin schaust, was nützt das?' Hier hat sich an die Lativadverbien *toyoś* und *tḭ̈iś* das Dualsuffix angeschlossen (s. PATKANOV-FUCHS KSz. 11 56), obwohl natürlich nicht von einer Numeruskategorie die Rede sein kann.

Beispiele der vorstehenden Art finden sich mehrere, aber die angeführten zeigen bereits zur Genüge, dass das Vorkommen des Dualsuffixes also keineswegs immer an die Numerusfunktion gebunden ist. Somit scheint es offenbar, dass es auch bei *imeŋən ikeŋən* 'die Frau und der Mann' keine Numerusfunktion hat, was auch natürlich ist, da die Angabe des Numerus ja in diesem Fall gar nicht zu verstehen wäre. Ferner müssen wir konstatieren, dass es sich auch durchaus nicht immer um Gegenstände oder Dinge handelt, die eng zusammengehören, also gar nicht immer um regelrechte Paare. Dafür sind ja schon früher Beispiele angeführt worden. Hier sei noch zwei weitere Fälle erwähnt.

Ostj. (Steinitz a. a. O. S. 280) *tome tṵ̄ram suŋna imeŋən χiteŋən ụ̈ttaŋən* 'in jener Weltgegend leben eine Frau und ein Neffe'.

Wog. (Munk. II 109) *kūśäjî' ńaurėmî' ūsėn joχtsî'* 'der Hausherr und das Kind kamen in der Stadt an'.

Wir können allgemein sagen, dass mit dem Dualsuffix die Wörter versehen werden, die im Satze dasselbe syntaktische Verhältnis haben. Sie brauchen nicht auf solche Gegenstände oder Dinge hinzuweisen, die ein zusammengehöriges Paar bilden, obwohl es oft der Fall ist, sondern vor allem auf solche, bei denen beide dieselbe Handlung ausführen oder von demselben Vorgang betroffen sind. Die Doppelsetzung des Dualsuffixes hatte also hauptsächlich die gleiche Aufgabe wie in zahlreichen Sprachen die kopulative Konjunktion, z. B. im Deutschen *und*. So kann *àsńiŋən ị̈ẹ̀ụ̈ərŋən* ziemlich adäquat durch 'ein Bär u n d ein Wolf' verdeutscht werden. Dass der ostjakische Ausdruck darin von dem deutschen abwiche, dass er etwas absolut Synthetisches, der deutsche dagegen ent-

Digitized by Google

sprechend analytisch wäre, ist keinesfalls zutreffend. Sofern zwischen ihnen überhaupt ein prinzipieller Unterschied speziell in dieser Beziehung bestände, ist es nur ein Gradunterschied. Durch das Dualsuffix können nur zwei Nomina verbunden werden, während die kopulative Konjunktion diese Begrenzung nicht kennt.

Der Gebrauch des Dualsuffixes hat aber noch einige andere Grenzen, die das Wesen seiner Anwendung auf interessante Weise beleuchten. Zwei Nomina, die sonst, gewöhnlich mit dem Dualsuffix versehen, als koordinierte Glieder im Satze auftreten, erscheinen ohne dieses Suffix, wenn sie getrennt je eine Bestimmung haben oder wenn sie beide mit demselben Suffix ausgestattet sind. Beispiele:

Ostjakisch:

(Ahlqvist, Über d. Sprache der Nord-Ostjaken, S. 18) *as kūtłapiṇ joura naṅk joura χūl arilańen, mosłańen* 'Mitten im Ob, eine krumme Lärche, eine krumme Fichte, sie singen Lieder, erzählen Märchen';

(Patkanov, S. 76) *vēsna jurna juχ tērājet* 'Sie wurden von Mammuten und Juren aufgefressen';

(ib. S. 18) *ēreja paga jāstet* 'sie sagt zu dem Mädchen und Knaben';

(ib. S. 18) *tājemat kēžejat* 'mit dem Beil und dem Schwert';

(ib. S. 130) *palagat, ńalagat ťakāi* 'mit Schleim und Speichel wurden sie beworfen';

(ib. S. 176) *ada tūrumīret, ada mɔgīret tūrəm pagat* 'sind das vom Himmel oder von der Erde erzeugte Kinder?';

(Steinitz S. 272) *ji·γtap ą·stap* 'Vaterloser, Mutterloser';

(ib. S. 293) *tu̯ŭrma tu̯ŭŋχa pōjəkśət* 'Sie betet zu turəm und zu dem tunx-Geist;

(ib. S. 74) *āta χątła* 'Nacht und Tag';

(ib. S. 127) *śi śuńən χu̯ŭləc̣n̯n̯ in u̯ŭllən̯n̯* 'so leben sie nun im Glück und in Wohlstand'.

Manchmal scheint es zu genügen, dass beide Nomina mit dem gleichen Deminutivsuffix versehen sind, z. B. (Steinitz S. 124) *pąt̯łam χōtn̯ ōməstal sąχat rōman śiśkije wurśəkijə joχi*

Digitized by Google

rąkətsəŋᵑ 'Während sie in dem dunklen Hause sass, flogen plötzlich ein śiśki-Vögelchen und ein Meislein herein'.

Von dem Obigen gibt es natürlich Ausnahmen, denn es versteht sich ja von selbst, dass sich ein solches Verhältnis nicht ganz undurchbrochen erhalten konnte. Gewöhnlich sind besonders Fälle folgender Art:

(Patk. S. 150) *iχeŋen jērreŋena* 'dem Bären und dem Wolf';

(ib. S. 142) *imeŋen, igeŋenna* 'von der Alten und dem Alten'.

In diesen Fällen findet sich das Dualsuffix also an beiden koordinierten Nomina, aber die Kasusendung trägt nur das zweite. Von dieser Erscheinung wird weiter unten besonders die Rede sein, aber auch hier ist schon zu konstatieren, dass derartige Belege keineswegs mit der angeführten Regel im Widerspruch stehen, bei der ausdrücklich vorausgesetzt wird, dass das Kasussuffix an beiden koordinierten Nomina dasselbe ist.

Mitunter begegnet man auch Beispielen folgender Art:

(Patk. S. 156) *tēt jēpəleŋen, pēt jēpəleŋena* 'dem niedrigen Schatten, dem hohen Schatten',

aber sie sind verhältnismässig selten. Die Regel ist, dass, wenn ein und dasselbe Nomen verschiedenartige Attribute hat, wie in dem obigen Beispiel, das Dualsuffix nicht zur Anwendung kommt, z. B.

(Steinitz S. 80) *oχsar imi šɔ̄ɯɔr imi ųllaŋᵑ* 'Füchsin und Häsin leben';

(ib. S. 88) *ṭɔ̄ṇṭɔṇ iki ɯɔ̄šaŋ kų̄rtaŋ iki kāmɔn ɯuraja χɔ̄jlaŋᵑ* 'Der tonton-Alte und der Stadt-Dorf-Alte streiten draussen'.

W o g u l i s c h:

(Munkácsi II 389) *nan ma'ål-jaräntél nē-χal, χum-χal tayäpanė nē ul voss χāntnūɯ* 'a it melletek erejénél fogva nö között, férfi között botránkoztató nőt bár ne találnánk';

(ib. nach Beke NyK 35 172) *rusėn, manśim jelpin kwolt χutėχlawė* 'sowohl der Russe als der Wogule verbeugen sich vor ihm im heiligen Hause';

(ib. IV, 5) *śānim-āśėmnė* 'zu meiner Mutter, zu meinem Vater';

(ib. I 29) *samä paĺä* 'seine Augen und Ohren';

Digitized by Google

(ib. I 20) *puñkä samä* 'seinen Kopf, seine Augen';
(ib. I 68) *mātätėl lutätėl* 'mit seinem Land, mit seiner Habe';
(ib. II 297) *jo̯utä-ńālä* 'seinen Bogen und Pfeil';
(ib. I 71) *āyitä pə̄ɣätėl* 'mit seiner Tochter, mit seinem Sohn';
(ib. IV 81) *sālitä-ujätėl* 'mit ihren Rentieren, mit ihren Tieren'.

Das Wogulische weist jedoch auch zahlreiche Belege für Doppelsetzung der dualischen Possessivsuffixe auf, z. B. *śāńäyä āśäyä* 'seine Mutter und sein Vater'.

ERNST LEWY hat in seiner Arbeit Zur finnisch-ugrischen Wort- und Satzverbindung S. 47 dieses Verhalten für das Ostjakische festgestellt und es zugleich mit einer anderen aus dem Ostjakischen bekannten Erscheinung in Zusammenhang gebracht, die bereits in der grammatischen Darstellung von PATKANOV-FUCHS, s. KSz. 7 S. 130, erwähnt wird.

Im Ostjakischen kann nämlich von koordinierten Satzgliedern das erste in gewissen Fällen ohne Kasusendung bleiben, z. B. *kuren, učena* 'zu deinen Füssen, deinem Gewand'. Die Dativendung *-a* ist an dem ersten Worte weggelassen, es heisst also nicht *kurena učena*. Noch ein anderes Beispiel:

tābettāiŋen, jāŋ́gettāiŋen sar-jink, mag-jiŋat 'sie wurden genährt, getränkt mit Bier, mit Met' (die Instrumentalendung ist *-at*, es heisst also nicht, wie man erwarten möchte, *sar-jiŋal, mag-jiŋal*).

Diese Beispiele mögen genügen, denn Lewy bietet ihrer in seiner Arbeit eine ausserordentlich reiche Menge. Wir brauchen nur mit Lewy zu konstatieren, dass die Weglassung der Kasusendung am ersten Glied koordinierter Nomina einer deutlichen Regel gehorcht. Die Endung kann nur in dem Fall weggelassen werden, dass die koordinierten Glieder je ein Attribut für sich haben oder dass sie mit dem gleichen Suffix versehen sind. Diese Regel fand in den oben angeführten Beispielen auf die Weise Ausdruck, dass in dem ersten an beiden Gliedern das Possessivsuffix *-n* der 2. Person Sg. auftritt und in dem zweiten das Wort *jink* in beiden Fällen seine eigene Bestimmung hat. Sind andererseits die koordinierten Nomina ohne Bestimmung oder Suffix, so darf die Kasusendung nicht

Digitized by Google

wegbleiben, z. B. *kura uča kerŋemtīdāiŋen* 'an die Füsse, an das Kleid fielen sie' (also nicht *kur uča*).

Im grossen und ganzen scheint diese Regel auch für das Wogulische Gültigkeit zu besitzen, z. B. *ēkwäå' ājkåŋnél* 'von der Frau, von dem Mann', *sālitä ujätél* 'mit ihren Rentieren, mit ihren Tieren'. Doch kommen im Wogulischen recht zahlreiche Fälle vor, in denen die Kasusendung auch wegbleibt, wenn die von der Regel genannte Bedingung nicht erfüllt ist, z. B. *sūp ńelmtal* 'ohne Mund, ohne Zunge' (daneben ebenso oft *sūptal ńelmtal*). Dies scheint jedoch nur dann vorzukommen, wenn die beiden Glieder so eng zusammengefügt sind, dass sie ein wirkliches Kompositum bilden, vgl. SZILASI NyK 26 170, 174.

Einen allgemeinen Erklärungsgrund dafür, dass die Kasusendung so am ersten Glied koordinierter Satzglieder weggelassen werden kann, findet Lewy in dem Schlagwort »Suffixlockerheit», das gern in Untersuchungen über die uralischen und altaischen Sprachen gebraucht worden ist, besonders von denen, die bei Steinthal und Winkler in die Schule gegangen sind. Die Kasusendungen und die Suffixe überhaupt wären Postpositionen gewesen und fast wie selbständige Wörter gebraucht worden, so dass sie sich mit dem Wort, zu dem sie gehörten, recht locker verbunden hätten. Hier handelt es sich nach Lewy um eine uralte Erscheinung, von der sich Reste unter anderem im Ungarischen finden, z. B. *török s tatártól mely titeket védett* 'welcher euch vor Türken und Tataren geschützt hat'. Diese Suffixlockerheit vermag indes noch nicht zu erklären, warum die Erscheinung im Ostjakischen nur in dem Fall auftritt, dass die koordinierten Satzglieder irgendwie schon von früher her bestimmt sind. Hierfür weiss Lewy nur das Prinzip des Parallelismus herbeizuziehen. Er sagt a. a. O. S. 86: »Das Grundgefühl ist wohl: zweimalige Aussprache desselben; sei es nun desselben Inhalts auf zwei verschiedene Weisen, oder verschiedener Inhalte in gleicher Formung. Nun ist es begreiflich, dass der Ausdruck: »Blatt, Gras-mit» durchaus nicht so diesem Gefühl Genüge tut, wie der: »Blatt-mit, Gras-mit «(*līpet-na pūm-na*); und dass andrer-

Digitized by Google

seits der: »Fuss-dein, Gewand-dein-zu» (*kur-en uč-en-a*) ihm ebenso genügt wie der: »häutige-Erde, behaarte-Erde-auf» (*sōgoŋ məg, pūnəŋ məg-a*) oder der: »teurer-Stiefel, teures-Leid-mit» (*rāgaŋ ńīr, rāgaŋ sag-at*).»

Der Parallelismus ist nach Lewy nicht nur ein poetisches Stilmittel, sondern er gehört tief und wesentlich zum ganzen finnisch-ugrischen Sprachbau. »Der Finno-ugrier hat eine starke Neigung zwei Punkte eines Anschauungshaufens, einer Eindrucksgruppe zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen, auch wo wir kaum eine oder keine Zweiheit finden können», sagt Lewy a. a. O. S. 100. Der Dualgebrauch weicht, obwohl auch darin der Parallelismus deutlich zum Ausdruck kommt, nach Lewy jedoch von dem allgemeinen finnisch-ugrischen Sprachtypus ab. »Die Doppelsetzung des Dualsuffixes fällt ein wenig aus dem heraus, was wir uns im allgemeinen als ural-altaischen Sprachtypus vorstellen; denn es wird doch hier in gewissem Sinne auch vorwärts und rückwärts gedeutet, nicht nur durch ein folgendes Satzglied das vorhergehende näher bestimmt», s. a. a. O. 49.

Mit ihrer Bezugnahme auf die vermeintlichen psychologischen Eigenheiten der finnisch-ugrischen Völker vermag diese Erklärung schwerlich jemanden zu überzeugen. Ausserdem basiert sie in gewissen Punkten auf falschen Annahmen. Wie M. KERTÉSZ NyK 41 232 ff. bemerkt, ist die erwähnte Erscheinung zum mindesten im Ungarischen verhältnismässig jung. Das zeigen die altungarischen Denkmäler deutlich, denn in der Sprache der Kodizes ist kaum eine Spur davon zu finden. Während man jetzt sagt *perpatvarral*, hiess es noch am Ende des 16. Jahrhunderts *perekkel és patvarral*. Ferner weist Kertész auf ähnliche Erscheinungen auf indogermanischer Seite hin, z. B. deutsch *Der Wert deines Grund und Bodens*. Zu den Bemerkungen von Kertész könnte übrigens hinzugefügt werden, dass auch auf türkischem Boden eine ähnliche Erscheinung begegnet. Die alttürkischen Inschriften und andere alte Denkmäler zeigen, dass die Entwicklung sich wirklich in der Richtung bewegt hat, dass die Weglassung der Kasusendung an den ersten Gliedern von Nominalgruppen in den früheren

Digitized by Google

Entwicklungsstadien der Sprache unbekannt gewesen ist, s. GRÖNBECH Der türkische Sprachbau I 121 ff.

Wenn die sog. Suffixlockerheit damit begründet wird, dass sich die Kasusendung in den finnisch-ugrischen Sprachen nicht wesentlich von der Postposition unterscheide, ist dazu sofort festzustellen, dass sich ein solcher Schluss auf eine ganz unrichtige Verallgemeinerung gründet. In mehreren finnisch-ugrischen Sprachen, recht deutlich z. B. im Ungarischen, können wir zwar gut verfolgen, wie eine Postposition allmählich zu einer Kasusendung wird, und wir können Fälle finden, wo die Grenzziehung zwischen Postposition und Kasusendung geradezu willkürlich wäre. In solchen Fällen kann man natürlich von Suffixlockerheit sprechen. Es ist aber zu bemerken, dass es in allen uralischen Sprachen (auch in den altaischen) uralte Kasusendungen, z. B. Lokativ *-na*, Genitiv-Instruktiv *-n* usw., gibt, die überall, wo sie begegnen, ganz ebenso deutliche Kasusendungen sind wie in den indogermanischen Sprachen, ohne dass wir beim heutigen Stand der Forschung erklären könnten, wie und woraus sie entstanden sind. Die Grenze zwischen ihnen und den Postpositionen ist in allen Sprachen, einschliesslich des Samojedischen, klar, weshalb man bei ihnen ebenso wenig berechtigt ist, von Suffixlockerheit zu sprechen, wie bei irgendeiner indogermanischen Kasusendung. Die finnisch-ugrischen Sprachen sind in ihrem Bau nicht durchgängig so jung, wie manche Forscher im Hinblick auf die Entstehung einiger sekundärer Kasus annehmen wollen. Altes und Junges muss man in der Sprache auseinanderhalten können, bevor man kühne Verallgemeinerungen macht.

Die Entstehung einer Beziehung wie *Grund und Bodens* ist natürlich ein Zeichen dafür, dass eine kopulative Verbindung als ein Ganzes aufgefasst wird, bei dem die Hervorhebung der Selbständigkeit der einzelnen Glieder durch Anfügung einer Kasusendung an jedes von ihnen nicht mehr notwendig ist, s. u. a. PAUL Prinzipien der Sprachgeschichte[5] S. 332. So verhält es sich selbstverständlich oft auch finnisch-ugrischerseits, z. B. wog. *sūp-ńelmtal* 'ohne Mund, ohne Zunge'. Indes ist es klar, dass die Ellipse der Kasusendung nicht immer von einer derartigen Forderung nach synthetischer Ganz-

Digitized by Google

heit hergerührt hat. So kann es jedenfalls nicht bei den ostjakischen Ellipsefällen sein, um die es sich jetzt insbesondere handelt. Da ist ja das Wegbleiben der Kasusendung nur in dem Fall möglich, dass die Selbständigkeit der Glieder schon durch besondere Bestimmungen oder Suffixe angegeben worden ist. So hat Ellipse der Kasusendung auch ausserhalb der Komposition eintreten können, und daher verliert Kertész' Beurteilung nebst dem Beispiel *Grund und Bodens* ihre Spitze, wenn sie auf die von Lewy angeführten ostjakischen Fälle gerichtet wird.

Wir müssen uns unter diesen Umständen nach einer neuen Erklärung für die Ellipse, die in den Fällen von ostj. *kuren učena* vorliegt, umsehen, denn diese interessieren uns besonders mit Rücksicht auf den Dual. Zwar ist die Doppelsetzung des Dualsuffixes auf keine Weise der Ellipse der Kasusendung völlig analog, aber eine unleugbare Ähnlichkeit besteht trotzdem. Zwei koordinierte Nomina werden, wie dargelegt, in ganz denselben Fällen, in denen Ellipse der Kasusendung auftreten kann, nicht mit Dualsuffixen versehen. Es muss also eine gemeinsame Ursache geben, welche bewirkt, dass einerseits bei zwei koordinierten Nomina am ersten die Kasusendung weggelassen werden kann, falls beide getrennt ein Attribut oder dasselbe Suffix haben, und dass andererseits in diesen Fällen keine Doppelsetzung des Dualsuffixes statthat. Wie es scheint, ist es nicht so schwer, hierauf eine Antwort zu finden, wie man beim ersten Blick annehmen möchte. Die Frage stellt uns jedoch vor recht tiefgreifende prinzipielle Probleme, zu denen wir, ehe wir eine Antwort geben können, entscheidend Stellung nehmen müssen.

A. SCHIEFNER macht in seinem Vorwort zu CASTRÉNS Grammatik der samojedischen Sprachen eine wichtige Feststellung auf dem Gebiet der Syntax der samojedischen Sprachen. Er sagt a. a. O. S. XXI: »Von den übrigen syntaktischen Eigenthümlichkeiten hebe ich die hervor, dass wenn mehrere Subjecte ein und dasselbe Praedicat haben, dies bei jedem derselben wiederholt werden muss; z. B. *niseau hâś, ńebeau hâś, ńau hâś*, mein Vater, meine Mutter, mein Bruder starben; das Ostjak-Samojedische jedoch, wo sich die Conjunction *ai*

Digitized by Google

für *und* geltend gemacht hat, finden wir *kanaŋ ai âtä ôkeršeäk kûsag*, der Hund und das Rennthier starben beide; doch findet sich auch in diesem Dialekt: *tupkau ńor mue'*, *harm ńor mue'*, nimm nicht mein Beil, nicht mein Messer.»

Zur Beleuchtung dieser ausserordentlich wichtigen Feststellung seien einige weitere Beispiele aus Castrén-Lehtisalos Samojedischer Volksdichtung gegeben:

Juraksamojedisch:

(S. 16) *njāmda mōra jāna hājinjau jānguh, naro jāna hājinjau jānguh* 'Im Lande des Hautgeweihs von mir Hinterlassenes gibt es nicht, im Lande des dichten Waldes von mir Hinterlassenes gibt es nicht';

(S. 17) *häeundiado jānguh, toundādo jānguh* 'es gibt keinen, der geht, es gibt keinen, der kommt';

(S. 299) *njewen hāmād(a), nisjen hāmād(a)* 'nach meiner Mutter Tode, nach meines Vaters Tode';

(S. 303) *hęau jiham jiēnauem'ah, peändjundi jiēnauem'ah, hęau jiham matsedā'ah, jientalida matsedā'ah* 'Über den Blutstrom zog ich eine Linie, mit der flachen Hand zog ich die Linie, der Blutstrom hörte auf, die Stromschnelle hörte auf'.

Ostjaksamojedisch:

(S. 305) *näl-gom ü'bažek, kačed ü'bažek, näl-gop čažek, kačeda čažek* 'das Weib ging davon, der Knecht ging davon, das Weib geht, der Knecht geht';

(S. 309) *sombla sāru nāgur tot čumbane čāžek, sombla sāru nāgur tot koryə(a) čāžek* 'dreihundertfünfzig Wölfe kommen, dreihundertfünfzig Bären kommen';

(S. 343) *ęset kip aša ķūmba, emet kip aša ķūmba* 'der Vater war beinahe gestorben, die Mutter war beinahe gestorben'.

Was hier von dem Samojedischen gesagt worden ist, gilt auch in vollem Masse für die obugrischen Sprachen. Ja, man darf sagen, dass, was wir in europäischen Sprachen durch Koordination von Satzgliedern mit einem einzigen Satz ausdrücken, in diesen Sprachen in eine Satzgruppe aufgelöst ist, in der dasselbe Wort sich so viele Male wiederholt, als es Beziehungen hat. Dieser Umstand ist vielleicht mehr als irgendein anderer dazu angetan, die Aufmerksamkeit beim Lesen von ostjakischen oder wogulischen Texten zu fesseln. Aus der

Digitized by Google

reichen Fülle von Beispielen seien hier nur einige Proben angeführt, die aus jeder beliebigen Textsammlung leicht vermehrt werden könnten.

W o g u l i s c h:

(Munkácsi IV 324) *manėr ēri, man tēn'-ut ēri, man masnė ūläm ēri, man ą̄ln ēri* 'ami kell, akár enni való kell, akár öltő ruha kell, akár pénz kell';

(ib. I 32) *χą̄nal ēlėm-χą̄lės jisin tą̄rėm ūntχati, ēlėm-χą̄lės nąti̯ñ tą̄rėm ūntχati* 'Ezután az ember korabeli világ áll be, az ember idejebeli világ áll be';

(ib. I 138) *tēnė tēp sawnė χūń patsėm, ajnė vit nusän χūń patsėm?* 'ennivaló étel ínségébe hogy estem volna, ivó víz szükségébe hogy estem volna?';

(ib. II 184) *āśėm-nur ul kinsilėm, jäyėm-nur ul kinsilėm?* 'atyám bosszúját ugyan hogy ne keresném, apám bosszúját ugyan hogy ne keresném?'.

O s t j a k i s c h:

(Steinitz I: 53) *tą̄jtaŋ-šək jə̄χ jirasti χə̄jlilət, ą̄t tą̄jtaŋ-šək jə̄χ pə̄riliti χə̄jlilət* 'Die wohlhabenden Leute kommen Blutopfer darzubringen, die nichtwohlhabenden Leute kommen Speiseopfer darzubringen;

(ib. I: 81) *lin kuṇšəp wustən, lēštan wustən, tut kēw wustən* 'sie nahmen einen Kamm, nahmen einen Wetzstein, nahmen einen Feuerstein';

(ib. I: 81) *min āremą̄ mə̄ńśemą̄ jēl ki mą̄nəl, śimą̄ś šik juχpi ų̄t āt tijəl, ńol ā̄L LĒpəl, sēm ā̄L LĒpəl* 'Wenn unser Lied, unser Märchen weiter geht, (so) soll ein so dichtbäumiger Wald wachsen, dass die Nase nicht durchdringt, dass das Auge nicht durchdringt';

(ib. I: 86) *χuw ų̄sət, wāṇ ų̄sət* 'Lange lebten sie, kurz lebten sie';

(ib. I: 111) *χų̄ noχiją̄ nē ńoχiją̄ tēl sų̄jem* 'mit Männerfleisch, mit Frauenfleisch vollgestopft';

(ib. I: 116) *toχeL ų̄lti χə̄ta, toχeL ų̄lti lopasa āl loŋa* 'In das dort liegende Haus, in den dort liegenden Speicher geh nicht';

(ib. I: 233) *tā·ŋkə wē·təs, ńo·χəs wē·təs* 'er hatte Eichhörnchen erlegt, hatte Zobel erlegt';

Digitized by Google

(Patkanov II: 136) *tetenen jūχtet pa - - -tunγen jūχtet pa* 'kam er im Winter - - - kam er immer Sommer';

(ib. II: 102) *mant ēvejat ent mejōt, pagat ent mejōt* 'er gab mir keine Tochter, er gab mir keinen Sohn'.

Für das Ostjakische hat die Erscheinung LEWY in seiner obenerwähnten Arbeit Zur finnisch-ugrischen Wort- und Satzverbindung, besonders S. 87 ff., behandelt. Ich stimme ihm darin völlig bei, dass es sich nicht um ein Stilmittel handelt, sondern um eine Ausdrucksweise, die tief zum ganzen Wesen der Sprache gehört und die zugleich alt ist. Für ihr Alter spricht besonders auch, dass sie ähnlich auch im Wogulischen und ferner in den samojedischen Sprachen vorkommt. Indessen gibt Lewy keine Erklärung, sondern er begnügt sich damit, das Prinzip des Parallelismus herbeizuziehen und etwa folgende allgemeine Feststellung zu machen: »Es beruht das wohl auf der ausgesprochenen, vielfach zu Tage tretenden Richtung des Finnisch-ugrischen, das bezeichnende, der Situation eigentümliche möglichst klar auszudrücken», s. a. a. O., S. 99. Hierbei erinnert man sich besonders dessen, was WINKLER in seiner Arbeit Uralaltaische Völker und Sprachen S. 172—173 über das Kasussystem der uralaltaischen Sprachen sagt. In diesen Sprachen ist man nach ihm mit Hilfe der Kasussuffixe in Ausdrücken für das Örtliche zu einer ausserordentlichen Anschaulichkeit, Genauigkeit und Klarheit im Einzelnen gelangt, so dass in den indogermanischen oder semitischen Sprachen nichts Entsprechendes zu finden ist. Aber nach Winkler ist ein solches Streben nach grosser Anschaulichkeit das Zeichen einer schwachen Psyche, denn für die Psyche der indogermanischen Völker ist eine kühne Abstraktionsfähigkeit kennzeichnend.

Wir tun jedoch klüger daran, wenn wir Erklärungen für sprachwissenschaftliche Erscheinungen in der Sprache selbst suchen und die Psyche der finnisch-ugrischen Völker in Ruhe lassen. Die Bezugnahme auf die psychischen Verschiedenheiten der Völker ist bedauerlich oft ein Zeichen dafür, dass man nicht imstande gewesen ist, eine wissenschaftliche Erklärung zu geben.

Digitized by Google

Die angeführten Beispiele aus den samojedischen und obugrischen Sprachen rufen uns lebhaft die Sätze ins Gedächtnis, die allgemein von den Forschern des 18. und noch der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als die Urformen der sog. zusammengezogenen oder kontrahierten Sätze aufgefasst wurden. Sätze, in denen ein und dasselbe Prädikat zwei Subjekte hat, z. B. *Vater und Mutter sind gestorben*, waren nach der landläufigen Anschauung durch Kontraktion aus zwei Sätzen entstanden. So sagt z. B. ADELUNG in seinem Buche Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache S. 572: »Allein mit der Zeit lernte man die Eintönigkeit und Weitschweifigkeit einer solchen Art des Vortrages empfinden, und sich Mittel verschaffen, die Rede abzuändern und abzukürzen, ohne der Verständlichkeit zu nahe zu treten. Man lernte zwei Sätze, welche einerley Subject oder einerley Prädicat hatten, in einen zu verwandeln, *der Feind kam und tödtete* für *der Feind kam, der Feind tödtete.*»

Von der Auffassung, dass Sätze, in denen koordinierte Glieder auftreten, in Wirklichkeit elliptische Sätze oder Abkürzungen seien, wurde jedoch vor allem infolge der scharfen Kritik KERNs Abstand genommen, und heute würde sie ja nicht einmal mehr als wissenschaftlich angesehen werden. HERMANN PAUL sieht in Sätzen, in denen ein und dasselbe Prädikat zwei Subjekte oder ein und dasselbe Subjekt zwei Prädikate hat, Satzerweiterungen. In der fünften Auflage seiner Prinzipien der Sprachgeschichte sagt er S. 138: »Ist dabei das Verhältnis der beiden Subjekte zu dem gemeinsamen Prädikate oder das der beiden Prädikate zu dem gemeinsamen Subjekte völlig gleich, so lässt sich ein solcher dreigliedriger Satz ohne wesentliche Veränderung des Sinnes mit einem zweigliedrigen vertauschen, dessen eines Glied eine kopulative Verbindung ist.»

Die Erkenntnis, dass es sich tatsächlich um eine Satzerweiterung und nicht um eine Abkürzung handelt, ist heute ganz allgemein durchgedrungen. Deutlich tritt sie auch in BRUGMANNs berühmtem posthumen Werke Die Syntax des einfachen Satzes im Indogermanischen hervor. Brugmann geht davon aus, dass sich jede Verbindung im Satz aus zwei

Digitized by Google

Gliedern gebildet hat, die eine verschiedene Aufgabe haben. Im mehrgliedrigen Satz ist zunächst die beherrschende Stellung zu konstatieren, die die Verbindung von Subjekt und Prädikat einnimmt. Andererseits kann sich jedoch an das verbale Prädikat ein Objekt und ein Adverbiale, an das nominale Subjekt und das Objekt wiederum ein Attribut anschliessen. Aber zu allen diesen Satzgliedern können bei der Erweiterung des Satzes ein oder mehrere Satzelemente hinzukommen. Diese liegen jedoch schon bei der Bildung des Satzes auf dieselbe Weise im Bewusstsein wie die Satzglieder, die die Grundstruktur des Satzes bilden. Darum werden sie auch auf dieselbe Weise apperzipiert wie diese Glieder. In der Hauptsache sind zwei verschiedene Arten in dem Verhältnis dieser hinzutretenden Elemente zu den Satzgliedern, an die sie sich anschliessen, zu unterscheiden. Erstens können sie diese Glieder genauer bestimmen, wobei sie im Subordinationsverhältnis zu ihnen stehen. Dann bilden sie zusammen mit ihrem Hauptglied eine sog. Bestimmungsgruppe. Zweitens können die hinzutretenden Elemente mit den Gliedern, an die sie sich anschliessen, grammatisch koordiniert sein. In diesem Fall erweitern sie den Satz, bringen in denselben aber keine neue Art grammatischer Beziehung. Dann entstehen in dem Satze sog. Erweiterungsgruppen, s. a. a. O. S. 84 ff., 90.

Ein Satz des Typus *Vater und Mutter sind gestorben* ist, verglichen mit dem Typus *Vater ist gestorben*, *Mutter ist gestorben*, in dem Grade selbständig, dass gar keine Rede davon sein kann, er sei daraus irgendwie durch Abkürzung oder Zusammenziehung entstanden. Andererseits ist alles, was oben nach Paul und Brugmann dargelegt wurde, hauptsächlich nur als logische Begriffsdefinition von Bedeutung, die vor allem bei deskriptiven Einteilungen in Betracht kommt. Denn es ist ja klar: wenn wir den Satz *Vater und Mutter sind gestorben* nur als eine Erweiterung des Satzes *Vater ist gestorben* betrachten, so hat eine solche Behauptung hinsichtlich der Geschichte dieser Satztypen recht wenig Wert. Auf interessante Weise enthüllt es sich hier übrigens, wie schwer es sogar den grossen Vorkämpfern der historischen Anschauungsweise war, sich zur wirklichen geschichtlichen Betrachtung speziell auf

Digitized by Google

syntaktischem Gebiet durchzuringen, auf dem die Fesseln der formalen Logik denn auch am allerstärksten sind.

Beim Vergleich von Sätzen der Typen *Vater ist gestorben, Mutter ist gestorben* und *Vater und Mutter sind gestorben* ist, vom historischen Gesichtspunkt beurteilt, wichtiger als irgendetwas anderes die Feststellung, dass der erstere deutlich der ältere ist. Das ist viel wichtiger als eine Diskussion darüber, ob der zweite der Sätze eine Abkürzung des ersten oder eine Erweiterung von *Vater ist gestorben* ist. Ganz abgesehen davon, dass die primitiven Sprachen ein recht eindeutiges Zeugnis dafür ablegen, gibt es noch weitere Belege. Sätze, die koordinierte Satzglieder enthalten, bauen sich in den meisten Fällen auf spät entstandenen Sprachelementen auf. So lässt sich z. B. in das Urfinnisch-ugrische keine einzige kopulative Konjunktion zurückführen, in den heutigen Sprachen ist die kopulative Konjunktion im allgemeinen ein Lehnwort, im Finnischen und Lappischen aus dem Germanischen und in mehreren anderen finnisch-ugrischen Sprachen aus dem Russischen. Zweitens setzen Sätze, in denen koordinierte Satzglieder auftreten, gewöhnlich mehr flexivische Elemente voraus als solche, in denen keine Koordination vorliegt.

Bevor eine Flexion entstanden war, mussten natürlich alle möglichen Beziehungen lediglich durch Aneinanderreihung der Stammformen der Wörter zum Ausdruck gebracht werden. Auf mancherlei Weise spiegeln sich die ursprünglichen Verhältnisse noch in der sog. Stammkomposition. Das wichtigste Prinzip bildete damals die Wortstellung. Die Wortstellung gründet sich auf Tradition, und sie ist in verschiedenen Sprachen verschieden. In den uralischen Sprachen, wie wohl überhaupt in allen nördlichen Sprachen des Erdballs, hat sich schon in alten Zeiten die Wortstellung festgesetzt, dass das Erklärende dem zu Erklärenden, das Rectum dem Regens vorangeht. Über diese Frage hat H. WINKLER viel geschrieben, ohne sich aber konsequent an dieses Prinzip halten und ohne alle die Schlüsse ziehen zu können, zu denen diese Feststellung berechtigt.

Es ist einleuchtend, dass in einer Entwicklungsperiode, als die Flexion nicht entwickelt war, im allgemeinen nicht, wenn

Digitized by Google

überhaupt, koordinierte Satzglieder auftreten konnten, weil das vorangehende Wort immer dazu tendierte, als Bestimmung des nachfolgenden aufgefasst zu werden. Statt dass sich eine Erweiterungsgruppe gebildet hätte, entstand eine Bestimmungsgruppe. *Vater-Sohn* konnte also nicht 'Vater und Sohn', sondern musste 'Sohn des Vaters' bedeuten. So war man gezwungen zu sagen *der Vater kommt, der Sohn kommt,* als es keine kopulative Konjunktion und am Verbum kein Numeruszeichen gab; d. h. ebenso, wie es noch heutzutage in den allerprimitivsten Sprachen recht allgemein geschieht.

Natürlich darf man vermuten, dass in gewissen Fällen schon vor dem Beginn der Flexion koordinierte Satzglieder vorkommen konnten, in den Fällen nämlich, wo es auf der Bedeutung der Wörter oder auf einem anderen Grunde beruhte, dass nicht eine Bestimmungsgruppe entstand, sondern wirklich eine Erweiterungsgruppe. Solche Fälle sind offenbar die Aufzählungen, in denen mehr als zwei koordinierte Satzglieder auftreten, z. B. *Vater, Mutter, Sohn, Tochter kommen,* da die Aufzählung mehrerer zu derselben Klasse gehörenden Wörter nacheinander dazu angetan war, das Zustandekommen einer Bestimmungsgruppe zu verhindern. Zweitens konnte eine Erweiterungsgruppe in Betracht kommen, wenn zwei gegensätzliche Begriffe zusammengefasst wurden, z. B. *Nacht-Tag.* Drittens sind wahrscheinlich die Fälle zu beachten, wo die sich aneinander anschliessenden Wörter Synonyme waren, bei denen das zweite Glied dazu bestimmt war, die Bedeutung des erstens teils zu verdeutlichen, teils zu vervollständigen. Es ist durchaus kein Zufall, dass die eben erwähnten Fälle z. B. in den indogermanischen Sprachen zu denen gehören, in denen noch heute recht allgemein ein altes Asyndeton vorkommt, s. u. a. BRUGMANN Die Syntax des einfachen Satzes S. 136. Meiner Ansicht nach ist die Erhaltung eines alten Asyndetons in diesen Fällen gerade daraus zu verstehen, dass die Bedeutung der Wörter in den einen Fällen und in den anderen die Zusammenfügung von mehr als zwei aufeinanderfolgenden zur gleichen Wortklasse gehörenden Wörtern deutlich genug war, um zu zeigen, dass es sich um eine Koordination handelte. Komposition konnte auch in diesen Fällen, na-

Digitized by Google

türlich von den Aufzählungen abgesehen, nicht verhindert werden. So konnten zwei gegensätzliche Begriffe miteinander verschmelzen, z. B. ung. *adásvevés* 'Handel' (eigtl. 'Geben-Nehmen, Verkaufen-Kaufen').

Denken wir an solche primitive finnisch-ugrische Komposita wie z. B. ostj. *nèŋχoi̯* 'Mensch' (*nēŋ* 'Weib' + *χoi̯* 'Mann'), wog. *ā-qum* 'Mensch' (*ā* 'Mädchen, Tochter' + *qum* 'Mann'), wog. *aγi-pi̯* 'Kind', *āγitä-pi̯γä* 'sein Kind' (*āγi* 'Tochter, Mädchen' + *pi̯* 'Knabe, Sohn'), wotj. *ni̯l-pi* 'Kind' (*ni̯l* 'Tochter, Mädchen' + *pi* 'Knabe, Sohn'), so finden wir in ihnen einen deutlichen Beleg dafür, dass in der finnisch-ugrischen Ursprache eigentliche koordinierte Satzglieder zum mindesten nicht in grösserer Menge vorhanden gewesen sein können. Hätte Nebeneinanderstellung dasselbe wie Koordination bedeutet, wie hätten dann Komposita der vorerwähnten Art entstehen können? Wenn es sich wirklich um zwei Wesen handelte, also sowohl um einen Mann als ein Weib, sowohl um ein Mädchen als einen Knaben, mussten selbstverständlich zwei Sätze gebaut werden, in denen sich dasselbe Prädikat wiederholte, also *Mann kommt, Weib kommt,* während *Mann-Weib kommt* 'ein Mensch kommt' bedeutete.

Nach allem oben Ausgeführten ist man meines Erachtens hinreichend berechtigt zu behaupten, dass das Koordinationsverhältnis der Satzglieder sich wenigstens in den finnisch-ugrischen Sprachen viel später als das Subordinationsverhältnis entwickelt hat. Andererseits ist es klar, dass schon recht früh Mittel vorhanden gewesen sind, solche Sätze wie *Vater kommt, Mutter kommt* zu vermeiden. Der Hauptsache nach ist aber diese Vermeidung nur so möglich gewesen, dass sich die neue Ausdrucksweise völlig dem in der Sprache herrschenden Subordinationsprinzip anpasste. Es ist angebracht, gewisse für die finnisch-ugrischen Sprachen typischste Fälle zu besprechen.

Recht häufig ist der Gebrauch des Komitativs, der nur durch folgende Beispiele aus dem Wotjakischen beleuchtet sei:

ṭš̑i̯ŋen ṭi̯l 'Feuer und Rauch' (*ṭš̑i̯ŋ* 'Rauch');

Digitized by Google

anaiị̈en ataị ɂ̣ᵘâu̯o·zkɛ 'wenn meine Mutter und mein Vater fragen';

vumurt gondî̯ren 'der Wassergeist und der Bär'.

In dem letzten Beispiel erscheint die Komitativendung an dem zweiten, in den anderen an dem ersten Glied, s. näher D. Fokos NyK 36 42. Oft hat sich die Endung des Komitativs aus der alten finnisch-ugrischen Lokativendung *-na* entwickelt, bisweilen kann sie die ursprüngliche Instruktivendung *-n* vertreten. Wie wir unten sehen werden, konnte sich die Endung des Komitativs jedoch auf mancherlei Wegen bilden. Hier sei nur noch auf solche Fälle hingewiesen, in denen sich ein ursprüngliches Wort, das 'Kamerad, Genosse' bedeutete, zur Komitativendung entwickelt hat, z. B. est. *-ga* < *kansa*, dessen ursprüngliche Bedeutung 'Kamerad' ist, vgl. lp. *kaịnce* 'Genosse', lp. *-guim* < *guoi'bme* 'kamerat, ledsager', samJ *-ńa* (*Ivanńa* 'mit Ivan') = *ńa* 'Kamerad, Bruder', s. über dieses letzte G. N. Prokofjev Jazyki i pisjmennostj narodov severa I, 27.

Wie wesensfremd die Koordination den finnisch-ugrischen Sprachen ursprünglich gewesen ist, das bezeugen gut die Fälle, in denen zwei für das heutige Sprachgefühl koordinierte Nomina mit Hilfe eines Suffixes für das Nomen possessoris zusammengefügt werden, z. B. syrj. *luna voị* 'Nacht und Tag' (wörtlich 'mit dem Tag versehene Nacht'), wog. *jiŋ k'ătel* 'id.' Es hat sich also in der Sprache ein deutliches Subordinationsverhältnis herausgebildet, die attributive Eigenschaft des ersten Gliedes ist auch formell in einem Fall unterstrichen, in dem die Bedeutungen der Wörter von Natur auf Koordination hinweisen würden. Das ist keine junge Erscheinung, es sei bemerkt, dass sie auch in den türkisch-tatarischen Sprachen vorkommt, und insbesondere ist zu beachten, dass ihr Wesen nur völlig verständlich wird, wenn wir sie im Lichte des die Sprache durch und durch beherrschenden Subordinationsverhältnisses betrachten. Sollte hiermit auch die merkwürdige Wortfolge *imeŋən ikeŋən* 'die Frau und der Mann', bei der das Weibliche zuerst auftritt und die eine recht häufige Folge zu sein scheint, in irgendeinem uralten Zusammenhang stehen?

Digitized by Google

Von Interesse ist es, festzustellen, dass mehrere angesehene Forscher den Ursprung der ungarischen Konjunktion *és* 'und' gerade auf solche Fälle zurückführen. Die Entwicklung wäre folgende gewesen: *férjēs feleség* 'bemannte Frau' > *férj és feleség* 'Mann und Frau'.

Die mit dem Suffix für das Nomen possessoris versehene Form konnte sich weiter zu einem deutlichen Komitativ entwickeln. Wenn sie nach einem anderen Nomen gebraucht wurde, konnte sie natürlich nicht im attributiven Verhältnis dazu stehen, sondern schloss sich enger an das Verbum an, dessen adverbielle Bestimmung sie in diesem Fall ursprünglich war. Gerade dann hat sich aus dem Suffix, sei es als solchem oder mit dem Suffix des Lokativs bzw. Instruktivs verbunden, eine deutliche Komitativendung gebildet, z. B. wog. *tė kwältė jäni jēkwä puwińś ōliji* 'in diesem Haus wohnt eine alte Frau mit ihrem Sohn'. Wog. *ńś* ist ein altes finnisch-ugrisches Deminutivsuffix, s. BOUDA JSFOu. 27,2,62. Das obenerwähnte syrjänische Nom. poss.-Suffix *-a* findet sich als Endung des Komitativs in folgendem Beispiel: *sịlị panịd loi kupeťś tẹvar-doďďa* 'ihm entgegen kam ein Kaufmann mit einer Fuhre' (eigtl. ein Kaufmann als mit einem Warenschlitten versehener).

Zu einem solchen Ausgangspunkt führt auch die ungarische Komitativendung *-stul, -stül* zurück, z. B. *az ember családostul* 'der Mann mit seiner Familie'. An die mit dem Suffix des Nomen possessoris versehene Form *családos* 'mit einer Familie versehen' hat sich die alte Lokativendung *-t* und daran pleonastisch die Essivendung *-ul* angehängt, die Urbedeutung war also *als mit einer Familie versehener*, s. KLEMM Magyar történeti mondattan S. 214, FOKOS NyK 44 327.

Es scheint wahrscheinlich, dass der Ursprung des finnischen und lappischen Komitativs auf derselben Linie zu finden ist. Die eigentümliche Pluralität dieses Kasus hat schon vor langem die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt, aber trotzdem die Frage äusserst lebhaft erörtert worden ist, s. J. MARK Die Possessivsuffixe in den uralischen Sprachen I S. 230 ff. und daselbst zitierte Literatur, ferner VERF. FUF 26 Anz. S. 3 ff., hat sich keine endgültige Klarheit ergeben. Au

Digitized by Google

ostseefinnischer Seite finden sich deutlich auf zweierlei Urformen deutende Formen, die einen, wie die in der finnischen Gemeinsprache durchgedrungenen, setzen als ursprünglichen Ausgang des Suffixes ein *-ine* voraus, die anderen, wie die Vertretungen im Wotischen, Estnischen und im Gebiet der südwestfinnischen Dialekte, ein *-ina*. Möglicherweise gründet sich auch die Vertretung im Lappischen auf eine ähnliche Doppelheit. Jedenfalls ist die Urform in der Gestalt *-ine* feststellbar. In diesem Zusammenhang interessiert uns jedoch das in dem Suffix enthaltene *i*, das das allbekannte Pluralzeichen ist, aber in dieser Verbindung nichts mit Pluralität zu tun haben kann. Das *i*-Suffix ist jedoch nicht ausschliesslich das Zeichen der Mehrzahl, sondern es begegnet auch als Suffix für das Nomen possessoris, z. B. **korvoį* 'mit einem Ohr (*korva*) versehen', **saŋkoį* 'mit einem Henkel (*sanka*) versehen'. Eine Kombination wie *mies vaimoina* hätte natürlich zunächst 'der Mann als mit einer Frau versehener' bedeutet, gerade wie der Komitativ des Ungarischen. So erklärt sich die scheinbare Pluralität des Komitativs mühelos. Der Wechsel $a \sim e$, der in der Komitativendung zu konstatieren ist, beeinträchtigt diese Annahme in keiner Weise. Jedenfalls auf Grund unseres derzeitigen Wissens hindert uns nichts, in der Endung *-ine* direkt eine lautliche Variante der Endung *-ina* zu sehen, welches auch die Ursache des Wechsels $a \sim e$ sei, denn einen gleichartigen Wechsel haben wir zahlreich, z. B. auf dem Gebiet der Possessivsuffixe und Personalendungen. Wir brauchen aber auch das in *-ine* auftretende Element *-ne* nicht als eine Entwicklung des alten Lokativs aufzufassen. Eine Lokativendung ist im Komitativ überhaupt nicht notwendig gewesen, dafür liefert schon der *-ńś*-Komitativ des Wogulischen und ebenso der *-a*-Komitativ des Syrjänischen einen guten Beleg. Die Verwendung des Nominativs in Verbindung mit dem Verbum zum Ausdruck des Zustands ist aus den finnisch-ugrischen Sprachen recht gut bekannt. Könnten wir also die Endung *-ine* nicht als den Lokativ eines Adjektivs mit *i*-Suffix auffassen, so hindert nichts, das Element *-ne* als Suffix für das Nomen possessoris zu betrachten. Dies ist jedoch, obwohl für pleonastische Aneinanderfügung

Digitized by Google

von *i* und *ne* Belege in den finnisch-ugrischen Sprachen begegnen, meiner Ansicht nach nicht besonders wahrscheinlich. Die frühen Apokopen, die Vermischungen mit dem Instruktiv und die Bildungen sekundärer Endvokale sind alles Umstände, die bei der Untersuchung der Ursachen des Wechsels $a \sim e$ in Betracht zu ziehen sind. Soviel also an der Endung selbst noch aufzuklären bleibt, möchte ich doch glauben, dass ihr *i* und zugleich ihre vermeintliche Pluralität oben eine befriedigende Erklärung erhalten haben.

Zugleich würde auch eine andere mit dem Komitativ zusammenhängende syntaktische Besonderheit ihre Erklärung finden. Es scheint nämlich, als habe sich zu einem im Komitativ stehenden Substantiv ursprünglich kein Adjektivattribut gesellen können. Heute heisst es ja allerdings in der finnischen Gemeinsprache *suurine poikineen*, aber schon die Lautform des Adjektivs zeigt, dass nicht die alte Form vorliegen kann, das wortauslautende *e* tritt ja hier unverändert auf. Mundartlich kommen mit Possessivsuffixen ausgestattete Adjektivattribute vor, z. B. *kaikkineen lapsineen*, was hinwieder dem Gebrauch in den anderen Kasus zuwiderläuft. Im Kalevala heisst es *järvet saoin saarinensa* und im Karelischen *omin šulin jalkońeš*, wo das Adjektivattribut im Instruktiv erscheint. Mit Rücksicht auf dieses Schwanken ist es von Interesse zu sehen, was OJANSUU aus der Sprache Agricolas festgestellt hat. Agricola verwendet allerdings recht oft den Komitativ, aber nie mit einem Adjektivattribut. Als Entsprechung des in der heutigen Sprache vorkommenden mit einem Attribut versehenen Komitativs tritt immer die Konstruktion mit *kansa* auf, z. B. (Rk 303 a) *heiden caiken perehens cansa*, s. Mikael Agricolan kielestä S. 136 ff.

Wenn der Komitativ, wie ich oben glaubhaft zu machen versucht habe, ursprünglich ein Adjektiv gewesen ist, kann er natürlich auch kein Adjektivattribut gehabt haben, sowenig wie z. B. die Form *vaimollisena* heutzutage ein solches haben könnte.

Wir sind bei unserem Bemühen, die Bedeutung des Subordinationsprinzips in den finnisch-ugrischen Sprachen aufzuklären, auf weitverzweigte Nebenwege geraten. Wir haben

Digitized by Google

gesehen, dass auf mancherlei Weise versucht worden ist, einen Ausdruck wie *Vater kommt, Mutter kommt* zu vermeiden, doch so, dass man das Subordinationsprinzip nicht verletzt hat, nach dem bei der Verbindung zweier Wörter das erste immer die Bestimmung ist und mithin zu dem nachfolgenden Wort im Subordinationsverhältnis steht. Dass die Ausdrucksweise *Vater kommt, Mutter kommt* noch recht allgemein anzutreffen ist, beruht, wie mich dünkt, darauf, dass sich darin, anderen Fällen gegenüber, eine besondere Bedeutungsnuance erhalten hat. Sie ist notwendig gewesen, wenn die beiden Subjekte nicht eine bestimmte Arbeit zusammen ausführten oder wenn die beiden Objekte getrennt von der gleichen Tätigkeit betroffen waren. *Vater kommt, Mutter kommt* bedeutet also zunächst, dass der Vater aus seiner und die Mutter aus ihrer Richtung kommt. Dagegen bezeichnet *Vater kommt mit Mutter* und alle anderen Ausdrücke, in denen das Prädikat nur einmal gesetzt ist, dass Vater und Mutter zusammen kommen. Diese Bedeutungsabschattung hat, wie mir scheint, bewirkt, dass der alte ursprüngliche Ausdruck, in bezug auf seine Bedeutung differenziert, erhalten bleiben konnte. Doch lässt sich diese differenzierte Bedeutungsnuance bei weitem nicht in allen Fällen feststellen, sondern die alte undifferenzierte Bedeutung hat sich behauptet.

Neben dem das ganze Ausdruckssystem der Sprache beherrschenden Subordinationssystem beginnt jedoch, augenscheinlich bereits in einer recht frühen Entwicklungsperiode, auch das Koordinationsprinzip in der Weise einzudringen, dass in demselben Satze gleichwertig und mit ähnlicher Aufgabe mehrere Glieder als nur eines auftreten können. Es wäre natürlich sehr interessant, sich auf eine Erörterung darüber einzulassen, von was für Fällen eine solche Koordination zuerst ihren Ausgang genommen hat. Selbstverständlich können wir vorläufig nur Vermutungen aussprechen, aber sehr verlockend ist der Gedanke, dass die Koordination sich zunächst auf dem Gebiet des Verbums entwickelt habe. Wenn zwei finite Verbalformen koordiniert werden, ist es natürlich, wie BRUGMANN Die Syntax des einfachen Satzes S. 131, konstatiert, ziemlich unmöglich, zu wissen, wann es sich um zwei asyndetisch anein-

Digitized by Google

andergeschlossene Sätze, wann um eine sog. Erweiterungsgruppe handelt. Die Grenze zwischen diesen Fällen ist fliessend, und man möchte annehmen, dass gerade diese Grenzfälle das erste Muster für die Koordination innerhalb des Satzes abgegeben haben. Es ist ja ohne weiteres klar, dass, so häufig das Subordinationsverhältnis in den Beziehungen innerhalb des Satzes war, ebenso gewöhnlich andererseits das Koordinationsverhältnis war, wenn es sich um die Beziehungen verschiedener Sätze zueinander handelte. Offenbar liegt eine Erweiterungsgruppe vor allem in den Fällen von sog. Hendiadyoin vor, in denen die gleiche Tätigkeit von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet wird. Das Hendiadyoin ist in den finnisch-ugrischen Sprachen eine regelmässige Erscheinung, recht zahlreich sind dafür die Beispiele aus dem Mordwinischen, den permischen Sprachen und dem Ungarischen. Mitunter sind derartige Hendiadyoinfälle als typisch finnisch-ugrisch angesehen worden, doch ist das unbegründet gewesen, denn in den indogermanischen Sprachen, besonders in den indoiranischen und baltisch-slavischen, ist die Erscheinung recht gut bekannt.

Nachdem die Beugung mittels Personalendungen entstanden war, war die asyndetische Zusammenfügung finiter Verbalformen leicht geeignet, das echte Koordinationsverhältnis hervorzurufen. Die gleichen Personalendungen waren dazu angetan, die Koordination und die Gleichwertigkeit der Glieder hervorzuheben, z. B. *tule-n mene-n*. Die Sache konnte hinsichtlich der obliquen Kasus dann leicht eine ähnliche werden, z. B. *isä-stä äidi-stä*. In diesen Fällen verdeutlichte und entwickelte sich meiner Ansicht nach das Verhältnis der Koordination, die Wörter waren im Satze koordiniert, gleichwertig und hatten dieselbe Aufgabe, wenn sie mit den gleichen Suffixen ausgestattet waren. Suffixlose Grundformen konnten wegen ihrer Mehrdeutigkeit nicht als koordiniert aufgefasst werden, bevor sich die vielleicht in den obliquen Kasus erzielte Wirkung auch auf diese Fälle ausdehnte und sich am Verbum ein Numerussuffix ausbildete. Da konnte auch die

Digitized by Google

Verbindung *isä äiti* 'Vater und Mutter' auftreten, da aus dem Numerus des Verbums hervorging, dass es sich z. B. nicht um *die Mutter des Vaters* handelte.

Der Umstand, dass vor allem gerade Wörter, an denen dasselbe Suffix auftrat, als koordiniert empfunden wurden, hat bewirkt, dass dasselbe Suffix auch in solchen Fällen an die als koordiniert aufgefassten Glieder angefügt worden ist, in denen dieses äusserst befremdend erscheint. Gerade auf diese Weise verhält es sich bei der Doppelsetzung des Dualsuffixes, z. B. *imeŋən ikeŋən* 'eine Alte und ein Alter'. Nur so, dass an beide dasselbe Suffix antrat, ist die Koordination der Glieder dem Sprachbewusstsein hinreichend deutlich geworden, speziell in einem solchen Fall, wo sich mehrdeutige Grundformen aneinanderschlossen.

Aufschlussreich sind in dieser Beziehung die Fälle, in denen die oben besprochenen Suffixe für das Nomen possessoris und die Endungen des Komitativs auch an das Hauptglied antreten konnten. Z. B. syrj. *tśoja-voka* 'Schwester und Bruder' (eigtl. mit einer Schwester versehener — mit einem Bruder versehener), *ruťśa-keẓina* 'der Fuchs und der Wolf' (mit einem Fuchs versehener — mit einem Wolf versehener), wotj. *ńuńo-vi̯no* 'die Gebrüder', woneben noch der ältere Typus *ńuńo-vi̯n* (vgl. *ńuń* 'älterer Bruder', *vi̯n* 'jüngerer Bruder') vorkommt. Die Komitativendung erscheint zweimal in folgendem wotjakischen Beleg: *tolezen šundiẓen* 'der Mond und die Sonne' (eigtl. also 'mit dem Mond mit der Sonne'). In diesen Fällen hat die Doppelsetzung des Suffixes und der Endung deutlich die Aufgabe, das Koordinationsverhältnis zum Ausdruck zu bringen, und im Lichte dieser Fälle wird das Auftreten des Dualsuffixes mit der gleichen Aufgabe in dem Typus *imeŋən ikeŋən* noch deutlicher. Fassen wir die Sache so auf, wird uns auch ohne weiteres klar, dass diese Verwendung des Dualsuffixes in gewissen Fällen nicht statthat. Das waren ja die Fälle, in denen die koordinierten Glieder dieselbe Kasusendung hatten, z. B. wog. *ruśin mańśėn* (vgl. die mit Dualsuffixen versehenen Grundformen *rusi̯ˀ mańśi̯ˀ*). Das Auftreten der gleichen Kasusendung genügt schon, um das Vorhandensein der Koordination anzugeben. Ferner kommt das Dual-

Digitized by Google

suffix im allgemeinen nicht zur Anwendung, wenn die beiden koordinierten Glieder getrennt ein Attribut haben, z. B. *āj ĕ̄ɯ, āj poχ* 'das junge Mädchen und der junge Knabe'. Auch in diesem Fall ist die Gleichwertigkeit der Wörter *ĕ̄ɯ* und *poχ* und zugleich ihr Koordinationsverhältnis dadurch genügend bezeichnet, dass beide das gleiche Attribut haben. Ein anderes Mittel zur Angabe der Koordination ist nicht erforderlich.

In der Beleuchtung all der obigen Darlegungen wird auch die sog. Suffixlockerheit klar, die, wie sie im Ostjakischen vorkommt, eine gewisse Verwandtschaft mit dem Gebrauch des Dualsuffixes zeigt. Die Suffixlockerheit schloss ja im Ostjakischen in sich, dass die Kasusendung in gewissen Fällen an den koordinierten Satzgliedern ausser dem letzten wegbleiben konnte. Das geschah ja im Ostjakischen dann, wenn die koordinierten Glieder schon von früherher mit einem Suffix oder getrennt mit je einem Attribut versehen waren. Die Kasusendung kann mit anderen Worten in solchen Fällen wegbleiben, wenn die Gleichwertigkeit der Satzglieder bereits vollkommen klar ist. Es versteht sich von selbst, dass eine derartige Suffixlockerheit erst entstehen konnte, nachdem sich das Koordinationsprinzip schon entwickelt hatte, so dass sie mithin eine späte Erscheinung ist, wie es sich auch nach mehreren anderen Umständen zu schliessen verhält.

So sind wir meines Erachtens zu voller Klarheit darüber gelangt, welches die wirkliche Aufgabe des Dualsuffixes in dem Typus *imeɣən ikeɣən* ist. Wir haben es nicht mit dem Ausdruck einer primitiven synthetischen Anschauung zu tun, sondern vielmehr mit einem analytischen Mittel, durch das zwei Satzglieder, indem sie miteinander verbunden werden, doch zugleich als selbständig und gleichwertig hingestellt werden. Die Erscheinung unterscheidet sich also nicht wesentlich von der Aufgabe, die die kopulativen Konjunktionen zu erfüllen haben. Aber gleichwohl ist noch keine Antwort auf die Frage gegeben, die wir uns gestellt haben: worin die ursprüngliche Verwendung des Dualsuffixes zu finden ist.

Bevor ich die Frage für meine Person beantworte, ist es angebracht, die interessante Theorie zu berühren, die D. FOKOS

Digitized by Google

in seinem Artikel A vogul-osztják duális-képző NyK 49 311 ff., entwickelt hat.

Nach der Theorie von Fokos war das Dualsuffix ursprünglich das Suffix für das Nomen possessoris. Solche Fälle wie die oben angeführten syrj. *ťśoja roka* 'Schwester und Bruder', in denen die beiden koordinierten Glieder mit demselben Nom. poss.-Suffix *a* ausgerüstet sind, würden den Typus *imeŋən ikeŋən* gut erklären, so dass in diesen Fällen der Ursprung der kopulativen Funktion gar nicht in einer früheren Aufgabe des Dualsuffixes gesucht zu werden brauchte. Wenn dann andererseits mit den Suffixen für das Nomen possessoris in den finnisch-ugrischen Sprachen ganz allgemein Kollektiva, z. B. ung. *nádas* 'Röhricht, Rohrdickicht' (*nád* 'Rohr, Schilf') gebildet werden, wäre die eigentliche Bedeutung des Duals von der kollektiven Funktion herzuleiten. Insbesondere findet diese Auffassung nach Fokos in dem sog. reziproken Dual des Wogulischen eine Stütze. Mit diesem Ausdruck meint MUNKÁCSI gewisse im Wogulischen vorkommende mit einem *ńś*-Suffix versehene Formen, die bei Wörtern, die zur Wiedergabe von Verwandtschaftsverhältnissen dienen, eine Gruppe bezeichnen, z. B. *kit jäl̮ pǫ̈wińš* 'zwei Brüder'. Dies ist dasselbe Suffix, das wir in deutlicher komitativer Funktion auftreten sahen, z. B. *pāsi̮ āñkwińś* 'das Kalb mit seiner Mutter' usw. Fokos führt dieses Suffix ebenso wie BOUDA auf das bekannte finnisch-ugrische Deminutivsuffix **ŋ̑č̑* zurück, dessen Verwendung auch in gewissen anderen finnisch-ugrischen Sprachen an die im Wogulischen erinnert, z. B. lp. *āčči̮s* 'Sohn und Vater, Tochter und Vater', *òppàtš* 'zwei Schwestern' usw. Von derartigen Fällen würde dann der eigentliche Dual herstammen.

Die Theorie von Fokos kann jedoch trotz des Interesses, das sie bietet, nicht überzeugen, und es lassen sich mehrere Einwände gegen sie erheben. Erstens ist es ziemlich unnötig, mit Munkácsi von dem in Rede stehenden wogulischen Fall den Ausdruck reziproker Dual zu gebrauchen, wie es auch mit Rücksicht auf das Lappische unbefugt ist. Eine eigentliche Dualfunktion hat das Suffix ebensowenig, wie z. B. das *ks*-Suffix in fi. *veljekset* etwas mit dem Dual oder Plural zu

Digitized by Google

tun hat. Das Suffix wird nämlich angewandt, mag es sich um zwei oder mehrere handeln. In gewissen Fällen scheint das Vorhandensein des Suffixes allerdings wirklich nur auf zwei hinzuweisen, aber das ist nur möglich, wenn die Dualität sonst zum Ausdruck kommt. Dies wiederum findet nur in den Sprachen statt, die einen Dual kennen, also gerade im Lappischen und Obugrischen. Aus den anderen Sprachen sind keine Fälle beizubringen, in denen mit dem Nomen possessoris-Suffix Kollektiva gebildet wären, die zugleich die Bedeutung der Dualität enthielten. Wie wesensfremd das Suffix in der Tat dem Dual ist, zeigen u. a. Fälle wie die, dass im Lappischen gewöhnlich das Wort *guortos* (vgl. *guokte* 'zwei') hinzugefügt wird, z. B. *ačči-guortos*. Ebenso wird im Ostjakischen an das entsprechende Suffix immer das Zeichen des Duals oder Plurals angehängt, jenachdem ob es sich um zwei oder mehrere handelt, z. B. *apsisə̀ŋən* 'zwei Brüder', *ȯ̀p̮isə̀ət* 'Geschwister (Pl.)'. Wenn das Suffix *ŋ̊č* also in gewissen Sprachen eine Funktion der Art zu haben scheint, dass es nahe an den Dual erinnert, so scheint dies nur darum möglich zu sein, weil in diesen Sprachen schon von früherher ein Dual vorhanden gewesen ist, der am Prädikat oder sonstwie im Satz Ausdruck fand, z. B. wog. *min ńāpiń̄ śōsmēn* 'Wir beide sind Hochzeitswerber für sie'.

Prinzipiell ist jedoch nicht zu leugnen, dass sich aus dem Kollektivsuffix trotzdem ein Dualsuffix hätte entwickeln können, obgleich wir keine Belege dafür haben. Derartige Fälle wären am ehesten die gewesen, in denen es sich um paarige Gegenstände handelt. Zwei Augen hätten ja **silmä-ks*, zwei Füsse **jalka-ks* genannt werden können usw. Von diesen natürlichen Dualen hätte sich das Suffix dann als reines Numeruszeichen auf andere Fälle ausbreiten können. Aber etwas Derartiges können wir nicht für die finnisch-ugrischen Sprachen annehmen, die den natürlichen Dual gar nicht gekannt haben. Noch andere Umstände können gegen die Theorie von Fokos angeführt werden, doch mögen diese genügen, da es keine Tatsachen gibt, die dazu berechtigen würden, das in den uralischen Sprachen vorliegende Dualsuffix als etwas anderes als ein Numeruszeichen zu betrachten.

Digitized by Google

Suchen wir nach einer Erklärung für die ursprüngliche Verwendung des Dualsuffixes, so müssen wir von gewissen Feststellungen ausgehen. Diese, die sich schon oben ergeben haben, sind folgende:

1. In den uralischen Sprachen, in denen ein Dual vorkommt, bildet sich dieser überall mit demselben Suffix, für das wir aus diesen Sprachen keine andere Funktion nachweisen können. Die Aufgabe des Dualsuffixes hat also seit uralten Zeiten darin bestanden, den Numerus anzugeben. Es finden sich keine Spuren davon, dass der Dual ursprünglich auch durch andere Suffixe (Pronomina und Personalsuffixe der 1. und 2. Pers. werden hier nicht berücksichtigt) hätte ausgedrückt werden können.

2. In den uralischen Sprachen ist der sog. natürliche Dual, d. h. die Gebrauchsweise des Duals, die indogermanischerseits als die primäre gilt, ursprünglich nicht bekannt gewesen. Paarige Gegenstände sind durch den Singular und das eine Glied eines Paares mit Hilfe des Wortes für 'halb' ausgedrückt worden.

3. Übereinstimmend tritt auf dem ausgedehnten uralischen Gebiet das Suffix des Duals nur am Prädikat auf.

Unter diesen Umständen kommen wir dahin, dass uns das Lappische den richtigen Ausgangspunkt zur Lösung der Frage gibt. In den bisherigen Untersuchungen hat das Lappische zurückstehen müssen. GAUTHIOT hat in seiner Untersuchung gar nichts davon erwähnt, dass auch das Lappische den Dual kennt. Die anderen Forscher hinwieder haben den im Lappischen vorliegenden Gebrauch des Duals als ein Zeichen des Verfalls betrachtet. Als Verfall ist es erklärt worden, dass der Dual im Lappischen nur bei den Verben, den Possessivsuffixen und den Personalpronomina auftritt. Der Dual ist jedoch in den meisten lappischen Dialekten so lebensfähig, dass es ganz unbegreiflich ist, wie er bei den Substantiven spurlos hätte verschwinden können, zumal wenn man bedenkt, dass sogar solche Fälle wie *aǯǯis* entstehen konnten. Man möchte glauben, dass sich in den zahlreichen Dialekten des Lappischen, die auch sonst recht viel Altes zu retten vermocht haben, wenigstens einige Spuren des Duals beim Substantiv

Digitized by Google

finden liessen, da er in den anderen Fällen so gewöhnlich ist, aber man hat nicht die geringste Spur angetroffen.

Der Stand im Lappischen entspricht nach allem, was oben ausgeführt worden ist, in der Tat geradezu der Erwartung. Wenn es keinen natürlichen Dual gegeben hat, wie hätte dann der Dual auch in den anderen Fällen bei den Substantiven auftreten können? Jedenfalls hat kein Bedürfnis danach bestehen können, da das Zahlwort zwei so alt ist, dass es viel näher gelegen hat, zu sagen *kit χuį* 'zwei Männer' als *χuįŋən*, worin dieselbe Sache durch ein besonderes formales Element ausgedrückt ist. Dagegen kann das Auftreten des Duals bei den Verben recht wohl notwendig gewesen sein, obwohl er bei den Substantiven nicht vorhanden gewesen ist. Erstens hat es in der 1. und 2. Person schon früh besondere Personalendungen für den Dual gegeben, da sie für den Singular und auch für den Plural existierten, ebenso verhielt es sich bei den Possessivsuffixen. Das Auftreten des Duals in der 1. und 2. Person konnte ihn auch in der dritten Person notwendig machen, da oft der sog. anaphorische Gebrauch in Betracht gekommen ist. Insbesondere ist zu bemerken, dass das Personalpronomen nur in dem Fall ausgedrückt wird, dass Gewicht auf ihm liegt. Daraus erklärt sich die Buntheit, die in der Lautgestalt der Personalpronomina, besonders auch im Dual, festzustellen ist. Im Lappischen erscheint in den Personalpronomina des Duals ein recht spätes deminutivisches *oi*-Element, und im Kamassischen sind die Personalpronomina des Duals mit Hilfe des Wortes für 'zwei' gebildet. Die Angabe des Duals am Prädikat auch in der 3. Person ist offenbar ein Bedürfnis gewesen.

Sehen wir uns Texte aus den obugrischen Sprachen an, so können wir keineswegs leugnen, dass, obgleich da der Dual auch bei Substantiven begegnet, der Dualgebrauch trotzdem in hohem Grade von ähnlicher Art wie im Lappischen ist. Der Dual kommt hauptsächlich beim Prädikat, bei den Pronomina und Possessivsuffixen vor. Im folgenden werden zur Beleuchtung des Sachverhalts einige Proben aus ostjakischen Texten gegeben.

(Steinitz Ostjakische Volksdichtung I, 258) *tēn jētə ńoχtəs-*

Digitized by Google

ŋən . χuɯəŋ tu̯rəm χuɯa mąntaŋən, wāŋən tu̯rəm wāna mąntaŋən . śitə mąntan kāša ij wɔ̄šə joχ̯ətsaŋən. āśetna kitəmtak ɯut mąnˈsaŋən. ɯut joχ̯ətsaŋən, kēɯ sēmpə tāpət u̯ʀ ɔ̄məstə χ̯ɔ̄ta tąŋˈsaŋən. ɯuśa ɯērsət. sorəŋ pąsan māγəŋ pąsan ɔ̄mˈsəttəsiŋən. 'Sie regten sich (und fuhren) weiter. Eine lange Zeit fahren sie lange, eine kurze Zeit fahren sie kurz. Während sie so fuhren, gelangten sie zu einer Stadt. Er und der Vater gingen beide das Ufer hinauf. Sie kamen hinauf, gingen in das von den sieben steinäugigen Helden bewohnte Haus hinein. Sie begrüssten sich (alle). Die beiden wurden an einen Tisch mit Bier (?), an einen Tisch mit Met gesetzt.'

In diesem Beispiel steht nur das Prädikat im Dual. Am Anfang findet sich nur einmal das Pronomen der 3. Person Dual, aber danach ist es nicht mehr gesetzt.

(ib. S. 80) *oχ̯sar imi šɔ̄ɯər imi ū̯llaŋn̯. imoL(ti) χ̯ątla jis, rēp ɯērti pitsəŋən. kimet χ̯ątɨ̯ rēpəna χ̯ątaməti joχ̯ətsəŋn̯.* 'Füchsin und Häsin leben. Ein Tag brach an, sie begannen einen Abhang (zum Schlittenfahren) herzurichten. Am anderen Tage gingen sie zu ihrem Abhang, um Schlitten zu fahren.'

(ib. S. 81) *šɔ̄ɯɣ imi ńāɯeremŋən ąŋkan śi lāɯləssəŋn̯, śi lāɯləssəŋn̯ — isª ąntu̯m. oχ̯sar imi puləp ɯusa noχ̯ χ̯ū̯χ̯səŋn̯, illi puləp ɯus χuɯat wātləŋn̯.* 'Die beiden Kinder der Häsin warteten so auf ihre Mutter, warteten so — sie (kommt) gar nicht. Sie krochen zum Schornstein (des Hauses) der Füchsin hinauf, sehen durch den Schornstein hinunter.'

Von besonderem Interesse ist es in diesem Zusammenhang, festzustellen, dass CASTRÉN in seiner Ostjakischen Sprachlehre § 58 behauptet, im Irtyschdialekt komme bei den Substantiven kein Dual vor, der nur von den Verben und Personalpronomina gebraucht werde. In der grammatischen Darstellung von PATKANOW-FUCHS, s. KSz. 7 127 ff., wird jedoch geltend gemacht, dass dies nicht ohne weiteres zutreffe: »Castréns Auffassung ist jedoch unrichtig. Übrigens ist — vielleicht infolge des Verrussens des Volkes — eine allmähliche Beschränkung des Gebrauches des Duals beim ostjakischen Nomen kaum zu verkennen. In der irtysch-ostjakischen Alltagssprache wird der Dual, wie es scheint, gewöhnlich durch *kāt* (zwei) mit folgendem Singular des Nomens ersetzt. In der

Digitized by Google

Poesie hingegen ist er in allen Gegenden des Tobolskischen Kreises sehr gebräuchlich, obgleich auch hier manchmal der Singular mit vorhergehendem *kāt* vorkommt.» Selbst wenn die Behauptung, dass das Verschwinden des Duals bei den Nomina russischem Einfluss zuzuschreiben sei, was nicht recht wahrscheinlich anmutet, richtig wäre, verleihen diese Fälle des Ostjakischen doch dem oben Gesagten eine Stütze. Wenn der russische Einfluss den Dual nicht bei den Verben, wohl aber bei den Nomina zu verdrängen vermocht hat, wäre das ja jedenfalls ein deutlicher Beweis dafür, dass die Verwendung des Duals bei den Verben viel gewöhnlicher und da ausserordentlich tief eingewurzelt war. In dieser Hinsicht ist es von besonderem Interesse, sich zu vergegenwärtigen, was die indogermanischen Sprachen lehren. Im Russischen z. B. hat der Dual in den Verben nach seinem Verschwinden keine Spur hinterlassen, aber von dem Dual der Nomina sind zahlreiche Reste zu finden, z. B. *очи*, *глаза* usw.

Nachdem sich das Dualsuffix ursprünglich an das Verb angeschlossen hat, ist es dann von da als Kongruenzerscheinung auf das Subjekt übergegangen, z. B. *χuɨŋən olləŋən* 'zwei Männer leben'. In dem Fall *imeŋən ikeŋən olləŋən* 'eine Alte und ein Alter leben' hat die Kongruenz das Dualsuffix auf alle drei Glieder übertragen, obgleich es den ursprünglichen Verhältnissen gemäss nur einmal hätte auftreten sollen. In diesem Fall hätte sich das Dualsuffix, wie wir festgestellt haben, nicht nur an das eine Subjektglied anfügen können, weil dabei das Koordinationsverhältnis der Subjektglieder ohne Ausdruck geblieben wäre. Es ist wenigstens ein Beispiel angeführt worden, in dem das Dualsuffix doch nur an das zweite Subjektglied angetreten ist, und dieses Beispiel lautet folgendermassen: (Pápay NyK 36 391) *aɨ mandu-tåusŋən sidi mandən èuəlt lòn'dət àkməsmel* 'Wie der kleine Mandu und der Tunguse so gehen, sammelten sich die Gänse'. Bemerkenswert ist, dass das erste Subjektglied mit einem Adjektivattribut versehen ist. Gewiss hat dieser Umstand mit auf die Sache eingewirkt, s. J. PÁPAY bei BOUDA JSFOu. 47,2, 29.

Die Theorie, die oben über die ursprüngliche Verwendung des Dualsuffixes dargelegt worden ist, stimmt auch gut zu

Digitized by Google

den samojedischen Sprachen, zum mindesten soweit die über diese Sprache vorliegenden Quellen zeigen. Im grossen und ganzen können wir feststellen, dass der Dual in den samojedischen Sprachen hauptsächlich auf dieselbe Weise wie in den obugrischen gebraucht wird. Der Typus *imeŋən ikeŋən* ist allem Anschein nach ziemlich selten. In den Texten von Castrén und Budenz habe ich kein Beispiel gefunden. Gewöhnlich werden die koordinierten Nomina als solche aneinandergereiht, manchmal wird der Komitativ zu Hilfe genommen. Im folgenden einige Beispiele solcher Vertretung:

(Castrén-Lehtisalo S. 5) *njāvi häeuhana wäsako puhutse'ah* 'auf der anderen Seite ein Alter, eine Alte';

(S. 73) *äemda udamda madasi uanoltāda* 'seine Füsse, Hände abschneidend schreckte er ihn zu gehen';

(ib. S. 116) *hāledo sabic ŋōka, jihena, sāuta' sabic ōka* 'Fische gibt es sehr viele, Störe, Nelma sehr viele';

(ib. S. 121) *tjūrumda jinjemda ob udahanda njamāda* 'seine Treibstange und seinen Riemen nahm er in seine eine Hand';

(ib. S. 133) *meäkanda taewuih nießenda nisenda* 'In sein Zelt kam er zu seiner Mutter, seinem Vater';

(ib. S. 152) *meakana wäsakoh puhutseäh* 'Im Zelt (ist) ein alter Mann, eine alte Frau';

(ib. S. 207) *puda mah: »njeßeau niseau, amgari gadkajeh?* 'Er sagte: »Meine Mutter, mein Vater, was geschah euch Böses?»';

(ib. S. 328) *äsend äwend mi kuassut* 'Deinen Vater und deine Mutter wir töteten'.

In den folgenden Fällen hat das eine Glied ein am ehesten die Funktion des Komitativs erfüllendes Suffix erhalten:

(ib. S. 325) *mātti šierle näl debiśki kondáye to nūn midänd* 'ins Haus tretend die Frau und der Mann schlafen gingen bis ans Ende jener Welt' (man beachte, dass das Prädikat im Dual steht, wie regelmässig in den finnisch-ugrischen Sprachen in solchen Fällen oder aber im Plural, wenn kein Dual vorhanden ist);

(ib. S. 342) *ira imanopti* 'ein Alter mit seiner Alten'.

Interessant ist das folgende Beispiel, welches zeigt, dass die koordinierten Glieder zu einer Art Kompositum verschmolzen sind: (ib. 333) *ära pajala mi sun njōdádet* 'Greise

Digitized by Google

und Alte uns begleiten'. Das Pluralzeichen *-la* ist nur an das zweite Glied angetreten.

Aus dem Russischen stammt die kopulative Konjunktion im folgenden Beispiel:

(Budenz NyK 22 90) *ťuońe da haŕo jāman manamaj* 'der Fuchs und der Kranich fielen in die Grube'.

Das Samojedische steht darin, dass zwei Nomina auch in der Grundform miteinander koordiniert werden können, sicher auf einem ursprünglicheren Standpunkt als die obugrischen Sprachen, in denen das selten, obwohl nicht ganz unbekannt ist, vgl. z. B. wog. (Munkácsi I, 166) *ēkwᵉ ąńšuχ* 'ein Alter und eine Alte'.

Beim Durchlesen von Castréns samojedischen Texten fällt sofort auf, dass der Gebrauch des Duals bei den Nomina verhältnismässig selten ist. Beispiele wie (a. a. O. S. 186) *atsekẹhẹ, uli mūnsidí* 'Zwei Knaben, seid ganz still', (ib. S. 188) *atsekẹhe niebem* 'die Mutter der Knaben', (ib. S. 252) *tjukī̯ atsekẹhẹ tīnsiendamdie hāngaha* 'diese Knaben um einen Lasso für sich bitten', finden sich spärlich. Regelmässig erscheint statt des Duals das Zahlwort zwei mit dem Singular, nur das Prädikat steht im Dual. Dieses Verhalten ist keineswegs von der Spezies abhängig; mag es sich um Unbekannte und früher nicht Erwähnte oder um schon früher Genannte handeln, so wird die Ausdrucksweise in gleicher Weise angewandt, wie die folgenden Beispiele zeigen:

(Castrén-Lehtisalo s. 8) *tjāuna tīri tjāna side atsekī̯ selkkadarmanōdih* 'Oben hinter den Wolken zwei Knaben hört man fröhlich plaudern';

(ib. S. 9) *sidé atsekī̯ ārkkajū i̯ndeh sujun gōra njāmda* 'Von den beiden Knaben ist des älteren Bogen aus Horn männlichen Renntierkalbes';

(ib. S. 43) *seabu njid s i d e h ā s a u a neäkalngādi sivunaej jēsem, s i d e h ä e u h a n d a uenajolādi'eh, siu jāle nikalpidi, s i d e j u o n g a t a sīsiu āmδi̯δ* 'Aus dem unreinen Lastschlitten zogen zwei Männer das zischende Eisen, nach beiden Seiten ziehen sie ihn, sieben Tage reissen sie ihn, aus beiden Mundwinkeln kam Schaum';

(ib. S. 46) *side njārui äedangājuda* 'zwei Doppelpfeile er schoss';

Digitized by Google

(ib. S. 95) *atsekim side martshāda njamāda* 'Den Knaben an beiden Schultern packte er';

(ib. S. 172) *side ŋatsekĭ auar ōkauna tacurrangaha* 'Die zwei Knaben viel Essen brachten';

(ib. S. 178) *sideä sjuddubeäh hajcaha* 'Die zwei Riesen gingen';

(ib. S. 235) *nien deäh side jāndoh side hōran laptseied* 'Die Renntiere des Weibes, zwei dünnhaarige Spitzhunde, gegen die zwei Renntierstiere gingen an';

(ib. S. 243) *äedtōlĭd, saurrambouna sidem niem äedādoh* 'Sie begannen zu schicken, im Guten (die) zwei Frauen schickten sie';

(ib. S. 266) *nisendie side häcruuna* 'auf beiden Seiten seines Vaters';

(ib. S. 277) *side puhutseada pudi māmanōdi'eh* 'seine zwei Frauen hörte man sagen';

(ib. S. 306) *šede mādur tömbáge* 'Zwei Helden kamen';

(ib. S. 306) *šede mādur andese tādaret* 'zwei Helden führen sie im Boot';

(ib. S. 307) *šede näl-gom utound oranned* 'Die beiden Weiber nahmen sie bei der Hand';

(ib. S. 314) *warge šid īd kurle tŏuaye, šed utoun orallebele enne nägeáge, enne ăsa sap wačáye* 'Die zwei ältesten Söhne kamen gelaufen, an beiden Händen mich ergreifend, nach oben hin ziehen, mich nicht nach oben zogen';

(ib. S. 332) *pāralle kuannāt šede kuačond, māl tārnād* 'Gehet zurück in die zwei Städte, teilt euch zur Hälfte'.

Von den obigen Beispielen stammen die mit *side* aus dem Juraksamojedischen, die übrigen aus dem Ostjaksamojedischen. So ist also in diesen verschiedenen Dialekten diesbezüglich eine bedeutende Übereinstimmung zu konstatieren. Es gibt auch gewisse Beispiele dafür, dass ein Wort im Dual auftritt und nichtsdestoweniger das Wort 'zwei' als Attribut steht, z. B.

(ib. S. 340) *šit iráy wuerkempáy* 'Zwei Greise leben';

(ib. S. 341) *šit kumóy wuerkemenday* 'Zwei Menschen leben'.

Ganz ebenso wie im Ostjakischen und Wogulischen kommt das Dualsuffix auch im Samojedischen vorzugsweise beim

Digitized by Google

Verbum vor. Das Pronomen der 3. Person wird selten gesetzt, so dass das Dualsuffix dann am Verbum allein angeben muss, dass zwei Subjekte vorhanden sind. Zu den obigen Beispielen seien zur Verdeutlichung zwei weitere hinzugefügt, das eine aus dem Jurak- und das andere aus dem Ostjaksamojedischen.

(ib. S. 172) *side atsekʲ̄h nieβedi danjuwa, teädi jānguh . jaun gaeuhana jiliengaha, neäkollangaha, halleda ŋōka, sidebōringae neäkollangaha . tinjidí uli ŋōka, tinjidi pandāsetjdᵉ, tarem jiliengaha* 'Zwei Knaben sind es, ihre Mutter ist vorhanden, sie haben keine Renntiere. An der Meeresküste sie leben, ziehen das Schleppnetz, Fische sind viele, zu Zweien ziehen sie das Schleppnetz. Sie haben Vorratskammern sehr viele, sie füllen ihre Vorratskammern, so leben sie';

(ib. S. 340) *šit iráy wuerkempáy, mačágan minerpáy, korale sūrišpáy, nʲ̄mde tjangečempáy, lokalj tjakkoštempág, kʲ̄nžese kuelešpág, nʲ̄mde ilempáy.* 'Zwei Greise leben, im Walde jagen sie, fahrend fangen sie Tiere, dort fangen sie Tiere, dort fangen sie Hasen mit Hasenfallen, Füchse fangen sie mit Fuchsfallen, mit Stromwehren fangen sie Fische, so leben sie beide'.

Sehr interessant ist, was Castrén aus dem Kamassischen anführt. Die Substantive kennen in dieser entlegensten samojedischen Sprache den Dual überhaupt nicht, er kommt nur bei den Pronomina, den Possessivsuffixen und vor allem den Verben vor. Also genau wie im Lappischen. Castrén meint seinerseits, die Erscheinung beruhe auf tatarischem Einfluss, so dass es sich um ein partielles Verschwinden des Duals handeln würde. Das kann natürlich der Fall sein, aber es ist keineswegs sicher, wenn man beachtet, was wir von den anderen samojedischen Sprachen wissen. Wie es sich aber auch verhalten mag, so ergibt sich jedenfalls, dass der Gebrauch des Duals mit den Verben tiefer als mit den Substantiven verwurzelt ist, da er fremden Einfluss dort recht gut abzuwehren vermocht hat.

Das Ergebnis, zu dem wir oben über die ursprüngliche Verwendung des Dualsuffixes gekommen sind, wird auch durch die Erscheinungen bestätigt, die im Gebrauch der Pluralzeichen hervortreten und denen wir uns im folgenden zuwenden.

Digitized by Google

Mit dem Plural der uralischen Sprachen zusammenhängende Probleme.

Der Plural der finnisch-ugrischen und samojedischen Sprachen bietet weder vom morphologischen noch vom syntaktischen Gesichtspunkt aus ein einheitliches Bild. Fremder Einfluss hat in mehreren Sprachen merkbar zur Veränderung der ursprünglichen Verhältnisse beigetragen. Und dazu kommt noch — was speziell die Aufhellung dieser ursprünglichen Verhältnisse erschwert — der stets und überall feststellbare Entwicklungsprozess, der seltsamerweise auf ganz verschiedenen Seiten zu ganz denselben Resultaten führen kann, ohne dass es möglich ist, auch nur die geringste Wechselwirkung anzunehmen. Einer von den äussersten Gründen dieser Entwicklungsähnlichkeit beruht natürlich in der Ähnlichkeit der Struktur der menschlichen Psyche.

Insbesondere tritt der fremde Einfluss im Gebrauch des Plurals der ostseefinnischen Sprachen hervor. Obwohl die Regel ist, dass z. B. nach dem Zahlwort der Singular folgt, z. B. *kolme miestä* 'drei Männer', *kymmenen hevosta* 'zehn Pferde', und obwohl Ausdrücke wie *siellä oli miestä kuin heinää* 'da gab es Männer wie Heu', *olla marjassa* 'in den Beeren sein', *olla kalassa* 'fischen' ziemlich zahlreich vorkommen, ist es doch schwer, einen wesentlichen Unterschied im Pluralgebrauch der indogermanischen und der ostseefinnischen Sprachen aufzuzeigen. Die Übereinstimmung erstreckt sich oft von Singularia und Pluralia tantum-Fällen bis in viele stilistische Feinheiten hinein. Von Interesse ist es hinsichtlich des Pluralgebrauchs, das Finnische mit dem Ungarischen zu vergleichen, denn das Ergebnis kann nur das sein, dass das Finnische in dieser Beziehung den germanischen Sprachen viel näher steht als dieser Verwandten, die auf syntaktischem Gebiet viel Altes geerbt zu haben scheint.

In seiner ausführlichen und zahlreiche bemerkenswerte Beobachtungen enthaltenden Besprechung von J. Szinnyeis Ungarischer Sprachlehre hat E. Lewy KSz. 17, S. 217, besonders die Numerusverhältnisse des Ungarischen erörtert. Zum Ausgangspunkt hat er die Feststellung Szinnyeis genom-

Digitized by Google

men, dass das Substantiv im Ungarischen nach einem Zahlwort im Singular steht. Hierzu bemerkt er: »Wie kann nach einem Zahlwort, das die Mehrheit ausdrückt, ein Nomen in der Einzahl stehen?! Das Nomen steht auch gar nicht in der Einzahl, sondern in der Stammform, die freilich oft die Einzahl bezeichnet; in einer Form meine ich, die erst durch das hinzutretende Zahlwort den bestimmten Zahlinhalt erhält.» Zum mindesten geschichtlich-genetisch beurteilt, ist diese Bemerkung Lewys richtig, etwas anderes aber ist es, wie die Erscheinungen in der deskriptiven Grammatik darzustellen sind. Wenigstens vom Standpunkt des Finnischen wäre es müssig, dabei zu erklären, dass z. B. in dem Fall *kymmenen herosta herosta* nicht die Einzahl, sondern die Stammform wäre. Im Ungarischen ist die Verwendung der Stammform jedoch auch in solchen Fällen recht häufig, die vom Standpunkt des Finnischen — von den grossen Kultursprachen Europas zu schweigen — befremdend anmuten. Im folgenden einige illustrative Beispiele aus Lewys Belegmaterial:

minden kis kapuban virág nyílik 'in jedem kleinen Tor öffnen sich Blumen',

eladta minden marháját, kutyát vásárolt helyette 'er verkaufte all sein Rindvieh, kaufte Hunde anstatt dessen',

elkezdték a kutyákat egymásra árrerelni, úgy hogy utoljára száz aranyon felül kelt darabja a kutyának 'sie begannen in Betreff der Hunde sich zu steigern, sodass zuletzt das Stück über Hundert Dukaten stieg'.

Der letzte dieser Sätze ist ausserordentlich interessant, denn darin erscheint von *kutya* 'Hund' sowohl die Plural- als die Singularform. In dem mit dem *k* des Plurals versehenen Akkusativ *kutyákat* haben wir deutlich den individualisierend-mehrheitlichen Gebrauch vor uns, während es sich in *darabja a kutyának* 'ein Stück der Hunde' (eigtl. des Hundes) um deutlichen kollektiven Gebrauch der Stammform handelt.

Es kann natürlich keinem Zweifel unterliegen, dass das Ungarische in allen derartigen Fällen, die übrigens sehr zahlreich zu finden sind, den alten, ursprünglichen Standpunkt vertritt. Die Sprachen, die während der letzten Jahrhunderte

Digitized by Google

merkbarer auf das Ungarische eingewirkt haben, die slavischen und die germanischen, sind in keiner Weise dazu angetan gewesen, einer solchen Verwendung des Singulars als absoluter Numerus eine Stütze zu verleihen, geschweige sie in das Ungarische einzupflanzen. Dagegen kann gewiss türkischer Einfluss in Frage kommen, da er seinerzeit im Ungarischen recht intensiv gewesen ist.

Um einen geeigneten Hintergrund für den hier zu behandelnden Fragenkomplex zu gewinnen, ist es denn auch angebracht, zuerst mit einigen Worten das Numerussystem der Türksprachen und vor allem damit zusammenhängende prinzipielle Dinge zu berühren.

Die in allen Türksprachen mit Ausnahme des Tschuwaschischen auftretende Pluralendung *-lar, -lär* ist, wie mit ziemlich grosser Wahrscheinlichkeit geschlossen werden konnte, von Haus aus ein Kollektivsuffix.[1] Der Plural der Türksprachen lässt sich daher am nächsten mit dem neutrischen Plural der indogermanischen Sprachen vergleichen, dessen Form mit dem Nominativ des femininen Singulars identisch ist und bei dem im Arischen und Griechischen das Prädikat im Singular steht, was alles auf die ursprüngliche kollektive Natur der Bildung hinweist. Recht wichtig ist es, zu konstatieren, dass das genannte türkische Pluralsuffix in den Orchoninschriften an den Verben überhaupt nicht vorkommt und dass es auch an den Substantiven äusserst selten ist. Es fehlt auch ausserordentlich oft in Fällen, in denen sich die Bedeutung klar als mehrheitlich erweist. Die Endung *-lar, -lär* begegnet eigentlich nur an *bäg* 'Fürst' und gewissen Verwandtschaftsnamen. Auch in diesen Fällen handelt es sich nicht um einen reinen Plural, sondern z. B. die Bedeutung von *bäglär* ist am ehesten 'Adel, Ritterstand'. Die in Rede stehende Endung war im Alttürkischen nicht das einzige Kollektivsuffix. Auch andere derartige Suffixe konnten in

[1] Von der einschlagenden Literatur seien erwähnt: K. Grönbech Der türkische Sprachbau I, W. Kotwicz Les pronoms dans les langues altaïques, T. Kowalski Zur semantischen Funktion des Pluralsuffixes *-lar, -lär* in den Türksprachen, M. Räsänen Aus der türkischen Formenlehre, JSFOu. 50, 7.

Digitized by Google

Fällen verwendet werden, die bereits eine Pluralbedeutung ahnen lassen, welche nach unserem heutigen Sprachempfinden gewöhnlich ist.

Daraus, dass der Plural in den Türksprachen eine verhältnismässig junge Erscheinung ist, da sich die Pluralfälle des Alttürkischen bei näherer Betrachtung als Kollektive erklären, hat GRÖNBECH recht weittragende Schlüsse gezogen. In Der Türkische Sprachbau I S. 59 schreibt er: »Die Sonderung zwischen Einzahl und Mehrzahl war dem Alttürkischen fremd. Was die modernen Dialekte als Mehrzahl, das heisst als eine zählbare Anhäufung von Einzelgegenständen, ausdrückt, wurde in alter Zeit einfach als Genus gedacht. Wir müssen uns also die türkische Sprache als ursprünglich weit allgemeiner in ihrer Denkweise vorstellen als unsere Sprachen (oder als die Türksprachen von heute). Die Grundlage der Ideenwelt der alten Türken war das Genus, nicht das Individuum. Wenn man ein Lebewesen oder irgend einen Gegenstand vor Augen hatte, war Einem dies nicht an erster Stelle ein Einzelindividuum; im Gegenteil, die Anschauung eines Einzelwesens oder einer grösseren Anzahl von Einern vergegenwärtigte sofort das ganze Genus. Das gegebene war die Gesamtheit, der Einer hatte nur kraft der Gesamtheit eine Existenz und stand nur als Verkörperung seiner Familie, seines Genus da. Was ein jedes türkische Nomen, mit Ausnahme der Eigennamen, bezeichnete, war also das Genus. *at* bezeichnet nicht an erster Stelle ein Pferd oder viele Pferde, sondern das Pferd als Begriff, die Gattung Pferd, alle denkbaren Pferde. Wir Europäer reden in Wörtern, die entweder den Einer oder eine Mehrheit von Einern ausdrücken, und in einigen Fällen denken wir dabei an die Gattung; der Türke sprach von der Gattung, und ob dieselbe in dem gegebenen Fall mehr oder weniger zahlreich vertreten war, kommt meist gar nicht zum Ausdruck.»

Da diese Ausführungen auch auf die uralischen Sprachen anwendbar wären, in denen der Ausgangspunkt aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens teilweise derselbe gewesen ist, ist es angezeigt, näher darauf einzugehen. Nach Grönbech scheint die Einstellung des Türken zur Welt ungefähr die

Digitized by Google

gleiche zu sein wie die des Europäers, der in einem Wörterbuch blättert und sich dabei die Bedeutung solcher Wörter wie z. B. Knabe, Pferd, Mensch usw. ganz aus allem Zusammenhang losgelöst denkt. Es ist selbstverständlich klar, dass auch die Einstellung des Türken keine solche sein kann, vielmehr bedeutet Pferd auch in der Sprache des Türken, wenn er z. B. von einem eigenen oder einem fremden Pferd spricht, ganz genau ebenso ein bestimmtes Pferd, wie das Wort Pferd in irgendeiner europäischen Sprache. Ich habe schon oben scharf die Versuche zurückgewiesen, aus sprachlichen Erscheinungen zu weitgehende Schlüsse auf das Seelenleben der die Sprache sprechenden Völker und Rassen zu ziehen. Solche romantische Versuche sind im Lauf der Zeit wiederholt gemacht worden, und die Lust dazu scheint keineswegs abzunehmen. Sie sind bisher alle misslungen und werden auch in Zukunft misslingen. Wenn im Finnischen *hän* sowohl 'er' als 'sie' ist, wie in allen anderen finnisch-ugrischen Sprachen, kann daraus durchaus nicht geschlossen werden, dass die Ugrofinnen nicht zwischen Mann und Weib unterscheiden könnten, und auch nicht, dass dieser Unterschied für sie weniger wichtig wäre als z. B. für die Indogermanen.

Mit ziemlich gleichem Recht, wie Grönbech in dem obigen Zitat seinen Schluss auf die Neigung der Türken, immer das Genus hinter dem Individuum zu sehen, also eigentlich auf die Unfähigkeit zum individuellen oder konkreten Denken gezogen hat, könnten wir den indogermanischen Völkern die Fähigkeit, absolut allgemeingültig zu denken, die Fähigkeit rein begrifflich zu denken, absprechen wollen. Ich brauche nämlich nur darauf zu verweisen, was A. MEILLET über die indogermanischen Sprachen geäussert hat, s. Les langues romanes et les tendances des langues indo-européennes, Revue de Ling. Romane I S. 4 f. und Caractères généraux des langues germaniques S. 111. Nach Meillet vermochte nämlich die indogermanische Sprachform in ihren älteren Ausprägungen der reinen Vorstellung keinen sprachlichen Ausdruck zu geben. Das indogermanische Substantiv enthielt immer zugleich einen Hinweis auf eine Beziehung, die zwischen ihm und einem anderen Substantiv oder einem Verb herrsch-

Digitized by Google

te. So bedeutete *lupus* nicht den Wolf als solchen, als allgemeinen Begriff, sondern den Wolf als Handelnden, als Agens, z. B. *lupus currit* 'der Wolf läuft', da das *s* von *lupus* die Endung des Nominativs, des Kasus des Agens ist. Die obliquen Kasusformen *lupō*, *lupī*, *lupōrum* andererseits drückten andere Beziehungen aus, aber eine Form, die den Begriff Wolf von allen Beziehungen frei bezeichnet hätte, gab es nicht.

Es ist meiner Ansicht nach ohne weiteres klar, dass der Mensch Eines von Vielen unterschieden hat, solange er Mensch gewesen ist. Etwas ganz anderes ist es, wie dies in der Sprache Ausdruck gefunden hat. Die formalen Elemente der Sprache sind ja nicht durch ein Wunder gewachsen und sind auch nicht von Anfang an gegeben gewesen. Bevor irgendein formales Element, das zum grössten Teil den ursprünglichen Bedeutungsinhalt eingebüsst hatte, in der Sprache entstanden war, musste man sich mit anderen Mitteln zum Ausdruck der Mehrheit begnügen. In einer Entwicklungsphase, in der sich der Mensch beim Sprechen wesentlich auf die unmittelbare Anschauung stützen konnte, war die Bezeichnung der Mehrheit oft unnötig. Ausserdem wurde der Plural oft bequem durch mehrere lexikalische Mittel ersetzt, es gab Wörter wie 'manch', 'viel', 'mehrer' und zu allem auch noch die Zahlwörter. Eines der zahlreichen Mittel konnte dann den Anlass zur Entstehung eines besonderen formalen Elementes geben. Als ein formales Pluralzeichen entstand, war das nur ein Beweis dafür, dass die Sprache einen Schritt vorwärts auf dem Wege gemacht hatte, der zur souveränen Beherrschung der Mannigfaltigkeit der Einzelfälle führt, und dass sie immer mehr ohne die Hilfe der unmittelbaren Anschauung fähig war, Bewusstseinsinhalte eindeutig wiederzugeben.

Von Interesse ist es in den Türksprachen, zu konstatieren, dass sich das Kollektivsuffix zuerst in Wörtern, die belebte Wesen bezeichnen, zum Pluralzeichen entwickelt hat. Teilweise ein Reflex dieses Verhaltens ist in den heutigen Türksprachen die merkwürdige Erscheinung, dass das Prädikat hauptsächlich nur dann das Pluralzeichen annimmt, wenn das Subjekt ein belebtes Wesen meint. Ist ein unbelebtes Wesen

Digitized by Google

Subjekt, so steht, selbst wenn es mit dem Pluralzeichen *-lar, -lär* versehen sein sollte, das Prädikat doch im Singular. Ursprünglich hat das Prädikat natürlich immer im Singular gestanden, denn das Kollektivsuffix hat sich selbstverständlich an das Substantiv angeschlossen. Erst als sich aus diesem Suffix ein formales Pluralzeichen entwickelt hatte und aus der Kollektivableitung mithin eine Pluralform geworden war, konnte sich das Suffix zum Ausdruck der Kongruenz auf das Prädikat übertragen, und das ist natürlich in erster Linie dann geschehen, wenn das Subjekt belebt war, und zwar nicht nur darum, weil speziell in diesem Fall das Pluralzeichen am allerfrühsten aufgetreten ist, sondern auch darum, weil ein Belebtes unbedingt am allergewöhnlichsten als Subjekt erscheint.

Wir haben mehrere Gründe, uns vorzustellen, dass die Numerusverhältnisse des Ungarischen in gewissen wesentlichen Hinsichten hauptsächlich auf dieselbe Weise wie in den Türksprachen gestaltet gewesen sind. Den Ausgangspunkt hätte also ein Zustand gebildet, bei dem die Anwendung des Singulars als absoluter Numerus eine regelmässige Erscheinung ist. Ein Beweis hierfür sind namentlich solche Beispiele, von denen schon oben einige Proben gegeben wurden und die auch in den Türksprachen zahlreich anzutreffen sind. Später hat sich im Ungarischen ein besonderes formales Numeruszeichen entwickelt, nämlich *k*, das ebensowohl bei den Substantiven wie den Verben auftritt. Sogar bei den Pronomina begegnet diese selbe Zeichen, z. B. *ők* 'sie', vgl. *ő* 'er, sie', ganz wie *-lar, -lär* in den Türksprachen.

Nach einer recht allgemeinen, vielleicht schon fast endgültig in der Wissenschaft durchgedrungenen Auffassung würde dieses ungarische *-k* ein altes finnisch-ugrisches Pluralzeichen *-k* vertreten. Dasselbe Zeichen findet sich nach dieser Auffassung im Nominativ Plural des Lappischen, z. B. *manak* 'die Kinder', im Finnischen, Mordwinischen, Syrjänischen und Wotjakischen in den Personalendungen und Possessivsuffixen, s. SZINNYEI NyH[7] S. 106. Am beweiskräftigsten wäre von diesen natürlich das Lappische, aber wie weiter unten noch besonders auszuführen sein wird, ist das wortaus-

Digitized by Google

lautende *k* im Lappischen ganz anders zu erklären. Gegenüber dem in Personalendungen und Possessivsuffixen auftretenden *k*, das sich übrigens für die permischen Sprachen auf blosse Vermutung stützt, ist Vorsicht am Platze, denn wir haben keine Gewähr dafür, dass das *k* in ihnen wirklich ein Pluralzeichen ist. Aber mit dem ungarischen *k* würde es sich auch sonst anders verhalten, denn es ist besonders hervorzuheben, dass noch kein Forscher auch nur den Versuch gemacht hat, nachzuweisen, dass es selbst lautlich möglich wäre, das wortauslautende *k* im Ungarischen als den Vertreter eines ursprünglichen finnisch-ugrischen Einzel-*k* zu betrachten. Dagegen wissen wir ganz sicher, dass es der Vertreter eines finnisch-ugrischen geminierten **kk* ist, und so verhält es sich gewiss auch in diesem Fall. Ich halte es nämlich für wahrscheinlich, wie ich schon früher FUF 26, Anz. 2 dargelegt habe, dass das ungarische *-k* ein altes Kollektivsuffix ist, das zunächst dem finnischen Kollektivsuffix *kko* entspricht, z. B. in *koivikko* 'Birkenwald' (*koivu* 'Birke'), *sammalikko* 'moosbewachsene Stelle' (*sammal* 'Moos'), *haavikko* 'Espenwald' (*haapa* 'Espe'), *mättäikkö* 'eine Stelle voll von Erdhügeln' (*mätäs* 'Erdhügel') usw. Dieses Kollektivsuffix gehört natürlich zu dem bekannten Deminutivsuffix **kk*, das bis in das Samojedische Entsprechungen hat, s. LEHTISALO Über die primären ururalischen Ableitungssuffixe S. 359 ff.

Dieses Kollektivsuffix hätte sich dann im Ungarischen zunächst wie in den Türksprachen an Substantiven zum Numeruszeichen entwickelt und sich dann von den Nomina zum Ausdruck der Kongruenz auch auf das Verbum in der 3. Person Pluralis ausgebreitet. Als indirekter Beweis hierfür könnte dienen, dass das Prädikat in ungarischen Dialekten und alten Literaturdenkmälern recht allgemein im Singular erscheint, wenn die Mehrheitlichkeit des Subjektes durch das Suffix *i* und nicht durch *k* ausgedrückt ist, wie es sich bei den den mehrfachen Besitz angebenden Besitzformen verhält (*fiaim, fiaid, fiai* 'meine, deine, seine Söhne'), z. B. *az én szemeim a világi jót nem látja* 'meine Augen sehen nicht das Gute der Welt', *könnyeim pereg* 'meine Tränen fliessen'. A. KLEMM erklärt diese Erscheinung so, dass im Bewusstsein des Re-

Digitized by Google

denden die Fälle, in denen sowohl am Subjekt als am Prädikat das Pluralzeichen *k* auftritt, ein so festes Ganzes gebildet haben und so eng zusammengehören, dass, wenn das *k* nicht am Subjekt steht, es auch nicht an das Prädikat gesetzt wird, s. Magyar történeti mondattan S. 153. Natürlicher erklärt sich die Erscheinung, wenn man sich denkt, dass sich das *k* als Kollektivsuffix zunächst nur an das Substantiv angehängt habe und das Prädikat in singularer Form aufgetreten sei, bis die Kongruenz es auch an dieses angefügte. So wäre das Prädikat in denjenigen Fällen recht lange in der Singularform geblieben, in denen am Subjekt nicht *k* auftrat, sondern statt dessen *i*. Die Verallgemeinerung dieses *i* vom Subjekt auf das Prädikat konnte nicht so wie die des *k* vor sich gehen, denn es erscheint immer mit Possessivsuffixen verbunden, und seine Verallgemeinerung hätte vorausgesetzt, dass es aus diesen Possessivsuffixen als besonderes Pluralzeichen hätte abstrahiert werden können.

Obgleich wir also annehmen könnten, dass das Ungarische direkt auf eine solche Ausgangsform hinweise, in der kein eigentliches formales Numeruszeichen vorlag, ist es andererseits doch schwierig, wenn nicht unmöglich, sich zu denken, dass das Urfinnisch-ugrische auf einem solchen Standpunkt gestanden hätte. Es gibt zwingende Gründe, aus denen wir uns vorstellen müssen, dass sogar schon das Ururalische den Gebrauch eines formalen Numeruszeichen gekannt hat. Dieses Zeichen war *t*, das im Ungarischen spurlos verschwunden ist, während es z. B. in den am nächsten mit dem Ungarischen verwandten Sprachen, im Ostjakischen und Wogulischen, das eigentliche Pluralzeichen ist. Dieses Verschwinden des *t* könnte sich für das Ungarische so erklären lassen, dass das spezifisch finnisch-ugrische Numerussystem vor allem infolge türkischen Einflusses verdrängt worden und zugleich das untrennbar zu diesem System gehörende *t* verschwunden wäre. Natürlich ist die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass auch eine rein lautliche Entwicklung zum spurlosen Verschwinden des wortauslautenden *t* geführt haben kann.

Es ist gerade dieses *t*, mit dem die bemerkenswertesten Probleme des Plural-

Digitized by Google

systems der uralischen Sprachen verflochten sind. In all ihrer Verzweigtheit treten uns diese Fragen gewissermassen schon im Finnischen entgegen, das uns denn auch für unsere Betrachtung einen ungezwungenen Ausgangspunkt bietet.

In allen ostseefinnischen Sprachen findet sich im Plural der Nomina das Zeichen *t*, und dieses tritt auch allgemein in der 3. Person Plural des Verbs auf. In der Deklination wird jedoch das merkwürdige Verhalten sichtbar, dass *t* den obliquen Kasus ausser dem Genitiv fremd ist, dessen mannigfaltige Bildung ahnen lässt, dass die ursprüngliche Vertretung durch relativ junge Erscheinungen verdeckt ist. Im heutigen Finnisch ist die Kasusbildung im Singular und Plural folgende:

	Singular	Plural
Nominativ	*talo* 'Haus'	*talo-t*
Akkusativ	1. *talo*	*talo-t*
	2. *talo-n* < **-m*	
Genitiv	*talo-n*	1. *talojen* < **talo-i-δe-n*
		2. *taloin* < **talo-δe-n*
Essiv	*talo-na*	*talo-i-na*
Partitiv	*talo-a* < **-δa*	*taloja* < **talo-i-δa*
Translativ	*talo-ksi*	*talo-i-ksi*
Inessiv	*talo-ssa*	*talo-i-ssa*
Elativ	*talo-sta*	*talo-i-sta*
Illativ	*talo-on* < **-hen*	*talo-i-hin* < **-hen*
Adessiv	*talo-lla*	*talo-i-lla*
Ablativ	*talo-lta*	*talo-i-lta*
Allativ	*talo-lle*	*talo-i-lle*
Abessiv	*talo-tta*	*talo-i-tta*
Instruktiv	*talo-n*	*talo-i-n*

Im Finnischen blickt das urfinnische Kasussystem noch ausserordentlich deutlich durch, aber auch in den anderen ostseefinnischen Sprachen lassen sich leicht die vom Finnischen vorausgesetzten Ausgangsformen rekonstruieren. In den nördlichen Dialekten des Estnischen findet man recht allgemein neben dem *i*-Plural eine von dem Genitivt Plural

Digitized by Google

ausgegangene Kasusbildung, und in der heutigen estnischen Schriftsprache ist eine solche Doppelheit völlig durchgedrungen, z. B. Ill. Plur. *hammastesse* ~ *hambaisse*, Abl. *hammastelt* ~ *hambailt*, Trans. *hammasteks* ~ *hambaiks* von *hammas* 'Zahn' (Gen. Plur. *hammaste* < **hambasten*). Im Gebiet des Südestnischen dagegen ist die vom Genitiv Plural ausgehende Kasusbildung ganz unbekannt, was seinerseits für späte Entstehung des *-δe*-Plurals zeugt, s. LAURI POSTI FUF 26, Anz. 11.

Der Unterschied zwischen dem Nominativ-Akkusativ und den obliquen Kasus liegt also in den ostseefinnischen Sprachen offen zutage. Von den obliquen Kasus, die sich alle auf der Grundlage des mit dem Suffix *i* versehenen Stammes bilden, erweist sich nur der Genitiv als eine Ausnahme. Nach einer recht allgemein gebilligten Auffassung ist der 1. Genitiv des Plurals nicht als eine bis in das Urfinnische zurückgehende Bildung betrachtet worden, doch tritt er jedenfalls im Ingrischen und Karelisch-olonetzischen ausschliesslich auf, s. KETTUNEN Lautgeschichtliche Untersuchung über den Kodaferschen Dialekt, Vokalismus S. 217, RAPOLA Kantasuomalaiset pääpainottomain tavujen i-loppuiset diftongit suomen murteissa S. 125. Der 2. Genitiv des Plurals andererseits ist so entstanden, dass sich der Ausgang *-δen* unmittelbar an den Singularstamm angefügt hat. Dieser Ausgang lässt sich leicht analysieren, er enthält ja erstens das *n* des Genitivs und dann dasselbe dentale Element, das im Nominativ Plural die Mehrheit angibt. Es ist recht wahrscheinlich, dass der Genitiv überhaupt gerade auf der Basis des Nominativ Plural zustande gekommen ist; *talot* : *taloδen*, *kalat* : *kalaδen* verhalten sich also ebenso zueinander wie *neitsüt* : *neitsüδen*, *kūhut* : *kūhuδen*. Der 1. Genitiv des Plurals ist vermutlich eine Kontaminationsform, jedenfalls ist sein *i* geeignet, ihn enger an die anderen obliquen Kasus des Plurals anzuschliessen. Die Besonderheit der Bildung des Genitiv Plural und auch seine Vielgestaltigkeit werden besser verständlich, wenn wir ihm unter einer weiteren Perspektive betrachten, als die ostseefinnischen

Digitized by Google

Sprachen sie darbieten. Um auch sonst die ganze Pluralbildung in den ostseefinnischen Sprachen in die richtige historische Beleuchtung rücken zu können, müssen wir uns der Betrachtung der entfernter verwandten Sprachen zuwenden.

Um zuerst auf das Lappische einzugehen, das in allen Punkten den ostseefinnischen Sprachen am nächsten steht, können wir zunächst die allgemeine Feststellung machen, dass sein Kasussystem bedeutend weniger Kasus als das Finnische aufweist. Offenbar sind auch die mit dem Element *l* abgeleiteten Ortskasus der ostseefinnischen Sprachen erst während der internen Entwicklung dieser Sprachen zu dem eigentlichen Kasussystem hinzugefügt worden, während sie vorher nur in gewissen Adverbien aufgetreten waren. In der Kasusbildung des Plurals begegnen wir im Lappischen derselben Eigentümlichkeit wie in den ostseefinnischen Sprachen, der nämlich, dass sich die obliquen Kasus des Plurals, im Lappischen auch der Genitiv, mit Hilfe eines ganz anderen Suffixes bilden als der Nominativ des Plurals. In den obliquen Kasus erscheint ausserdem dasselbe *i*-Suffix wie im Finnischen, das seinen Ursprung mithin schon aus der vorfinnischen Sprachform herleitet. Im Nominativ des Plurals tritt im Lappischen jedoch *-k* auf, z. B. *manak* Nom. Plur. von *manna* 'Kind', *dalok* von *dallo* 'Haus', und nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller Dialekte ist dieses *k* schon im Späturlappischen im Nominativ des Plurals vorhanden gewesen. Wie oben schon im Zusammenhang mit dem Pluralcharakter des Ungarischen gesagt wurde, hat sich in unserer Wissenschaft die Auffassung befestigt, dass dieses *k* des Lappischen ein altes finnisch-ugrisches Pluralzeichen und zunächst dasselbe wie das ungarische *-k* sei. Dies ist jedoch augenscheinlich nicht so, sondern das *k* des Lappischen ist, allerdings bereits in urlappischer Zeit, aus einem früheren *t* entstanden, wie ich in meiner Untersuchung Die Stellung des Lappischen innerhalb der finnisch-ugrischen Sprachfamilie, FUF 23, S. 48, gezeigt habe. Ein ganz ähnliches Verhältnis tritt in der 2. Person Sing. des Präsens auf, in der *-k* ganz unstreitig aus einem früheren *t* entstanden ist, z. B. lp. *gulâk* 'du hörst' = fi. *kuulet*, *mânâk* 'du

Digitized by Google

gehst' = fi. *menet* usw. Mit Befriedigung kann ich feststellen, dass BJÖRN COLLINDER mein Argument gutzuheissen scheint, s. Lautlehre des waldlappischen Dialektes von Gällivare S. 52. Dass also im Lappischen im Nominativ Plural dasselbe *t* wie im Finnischen erscheint und dass andererseits in den obliquen Kasus entsprechend *i* als Zeichen des Plurals auftritt, hat mir in der ebenerwähnten Untersuchung als einer meiner wichtigsten Beweisgründe zugunsten der engen Zugehörigkeit des Lappischen zu der ostseefinnischen Sprachform gedient. Als eine urfinnische Entlehnung kann nämlich der *i*-Plural im Lappischen auch aus lautlichen Gründen nicht gut angesehen werden. Zu den ältesten Lautveränderungen des Urfinnischen gehört nämlich *ai*>*oi*, *äi*>*i*, und dieser Lautwandel kommt in den obliquen Kasus des Plurals des Urfinnischen zum Vorschein. Im Lappischen gibt es keine Spuren von einem solchen Lautwandel, so dass wir, wenn wir den *i*-Plural des Lappischen dennoch als entlehnt betrachteten, jedenfalls bis an die Grenze zwischen Vorfinnisch und Urfinnisch kommen würden.

Der *i*-Plural des Lappischen ist in einer Hinsicht von hohem Interesse. Im Genitiv des Plurals findet sich nämlich keine andere Kasusendung als jenes blosse *i*, es erscheint da kein *n*-Element wie im Genitiv der Einzahl, das zugleich den Genitiv des Plurals neben die anderen Kasus des Plurals stellen würde, in denen ausser dem Zeichen *i* eine Kasusendung anzutreffen ist. Dass der Genitiv des Plurals kein *n* gehabt hat, ergibt sich an erster Stelle aus dem Südlappischen, da dieser Dialekt das urlappische auslautende *n*, das in den anderen Dialekten allgemein geschwunden ist, festgehalten hat, z. B. Gen. Sg. *rĕ̆äkkàn*, Gen. Pl. *rĕ̆äkkài* von *rĕ̆äkkà* 'Ring', Gen. Sg. *sèi̯pă̆n*, Gen. Pl. *sèi̯pi̯* von *sèi̯pà* 'Wolf', Gen. Sg. *tàkχtărɛ̨n*, Gen. Pl. *tàkχtări̯* von *tàkχtărɛ̨* 'Tochter' usw., s. LAGERCRANTZ Sprachlehre des Südlappischen S. 78. Gewisse Forscher scheinen trotz allem fortgesetzt der Ansicht zu huldigen, dass der Genitiv des Plurals im Urlappischen doch ein *n* gehabt hat. So z. B. J. BERONKA in seiner Arbeit Lappische Kasusstudien, Sonderabdruck aus den Oslo Etnografiska Museums Skrifter, Bd. II, S. 90, unter

Digitized by Google

spezieller Berufung auf den Plural der Personalpronomina, der wirklich im Genitiv *n* zeigt. Indessen sind die Personalpronomina nicht beweiskräftig, denn flexivisch und formal sind die pluralischen Personalpronomina ursprünglich den singularischen völlig gleichgestellt gewesen. Die Auffassung, dass der Genitiv des Plurals im Lappischen kein *n* gehabt hat, hat vor kurzem eine bemerkenswerte weitere Stütze erhalten. ERKKI ITKONEN sagt in seiner Dissertation Der ostlappische Vokalismus vom qualitativen Standpunkt aus S. 352: »Schliesslich will ich bemerken, dass die von mir vorgebrachte auffassung von dem fehlen zweier konsonanten im wortauslaut im frühurlappischen als kriterium bei der entscheidung einiger lautgeschichtlich-morphologischen fragen angewendet werden kann. So bietet sie eine neue stütze für die von WIKLUND (FUF II 65—66) und RAVILA (FUF XXIII 52 f.) geäusserte ansicht, dass der genetiv pl im lappischen ursprünglich ohne *n* gebildet worden sei. Die form gpl *nâmâi* 'name' kann nicht auf eine frühurlp. form **nâmâin* zurückgehen, da eine solche konstruktion, in der im wortauslaut eine konsonantenverbindung (*-in*) auftritt, vom standpunkt des frühurlappischen unmöglich ist. Wenn dem pluralcharakter *n* gefolgt wäre, hätte vor diesem unbedingt der bindevokal **ĕ* stehen müssen. Man müsste eine form *nămăj-e-n* annehmen, die in der heutigen sprache durch eine starkstufige, in der zweiten silbe wahrscheinlich einen kontraktionsvokal enthaltende form, also etwa **nâmmi* vertreten sein würde.»

Wir müssen also davon ausgehen, dass im Lappischen im Genitiv der blosse Pluralstamm aufgetreten ist und dass der Genitiv des Plurals formal, wie LAGERCRANTZ a. a. O. S. 77 bemerkt, eigentlich als der Nominativ des Plurals oder besser, wie BJÖRN COLLINDER NyK 50 S. 58 sagt, als obliquer Pluralstamm betrachtet werden muss. Dieser Umstand zwingt uns, kurz bei dem Genitiv der finnisch-ugrischen Sprachen im allgemeinen zu verweilen, um ein klareres Bild von der Bildung der obliquen Kasus des Plurals im Finnisch-Lappischen zu gewinnen.

Die Genitivendung *n* des Finnischen und Lappischen hat

Digitized by Google

eine Entsprechung im Mordwinischen, Tscheremissischen und Samojedischen. Dagegen ist sie nicht wiederzufinden im Ungarischen, in den obugrischen Sprachen und auch nicht in den permischen Sprachen, in denen auch kein eigentlicher Genitiv vorhanden ist. Sowohl im Finnischen als im Lappischen ist der Genitiv an erster Stelle ein adnominaler Kasus gewesen, s. E. A. TUNKELO Alkusuomen genetiivi relatiivisen nimen apugloosana I, 1, S. 22, J. BERONKA Lappische Kasusstudien I, S. 125. Im Lappischen ist zwar der adverbale Gebrauch des Genitivs ausserordentlich gewöhnlich, aber es ist wahrscheinlich, dass der Genitiv im Lappischen den früheren Partitiv verdrängt hat, s. KONRAD NIELSEN Festskrift til Rektor J. Qvigstad S. 176. Im Finnischen hinwieder ist ein adverbaler Genitiv, der als prädikative Ergänzung steht, z. B. *tämä kirja on pojan* 'dieses Buch gehört dem Knaben', am allerhäufigsten. Dieser Genitiv ist jedoch direkt mit dem possessiven Genitiv zu vergleichen. »Der Begriff der Zugehörigkeit lässt den im Genitiv stehenden Begriff, wenn dieser ein Lebewesen ist, gewöhnlich als Besitzer erscheinen, wobei, wenn das genitivische Substantiv als etwas Kollektivisches vorgestellt wird, der Nebenbegriff des Partitiven gegeben ist», sagt BRUGMANN Grundriss II, 2, S. 579, im Zusammenhang u. a. mit Genitiven wie *domus est avī*. Gewisse vom Standpunkt des heutigen Finnisch adverbale Genitive vertreten offenbar einen früheren Dativ, der recht allgemein noch im alten Bücherfinnisch und in Wendungen wie *anna kättä köyhän miehen* 'gib die Hand dem armen Manne' auftritt. Trotz gewisser adverbalen Verwendungen kann man also den Genitiv ruhig als einen adnominalen Kasus betrachten, und dieser Umstand ist bei der Beurteilung der Geschichte des Genitivs von Bedeutung.

Überaus wichtig ist es, zu konstatieren, dass sowohl im Mordwinischen als im Tscheremissischen Adjektivableitungen vorkommen, die mit genau demselben Suffix wie der Genitiv gebildet werden. Z. B. mordw. *ošoń* 'städtisch, Stadt-', *ked'eń* 'ledern', *kev'eń* 'steinern', *śijań surks* 'silberner Ring', *p'ičeń kudo* 'kiefernes Haus', *sarazuń stada* 'Hühnerschwarm'; tscher. *kərtńin* 'eisern', *pun* 'hölzern, aus Holz gemacht,

Digitized by Google

Holz-', *lun* 'knöchern, aus Knochen gemacht, Knochen-', *βažan* 'aus Wurzeln verfertigt', *in* 'von Eis, Eis-, *pün* 'Zahn-' usw. Schon WIEDEMANN hat in seiner Grammatik der Ersa-mordwinischen Sprache S. 21 den mordwinischen Genitiv und die in Rede stehenden Adjektive als identisch betrachtet und speziell das Adjektiv als das Ursprüngliche erklärt. (»Wollte man für dieses suffix nur e i n e funktion gelten lassen, so müsste man jedenfalls den genitiv fallen lassen und das adjectiv beibehalten.») Denselben Standpunkt vertritt auch BUDENZ, s. NyK 20, S. 439. SETÄLÄ hat ihn gleichfalls gebilligt, s. Yhteissuomalainen äännehistoria S. 382, ebenso SZINNYEI Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft S. 61, und neulich BJÖRN COLLINDER Jukagirisch und Uralisch 41 f.

Bei der Untersuchung der Funktionen des Genitivs ist TUNKELO in seiner obenerwähnten umfangreichen Arbeit zu dem Ergebnis gekommen, dass der Genitivus materiae auf ostseefinnischer Seite im Gebiet des Finnischen und Karelischen beinahe unbekannt ist, während er im Estnischen und Livischen sehr gewöhnlich ist, z. B. est. *lume-palL* 'Schneeball', *tõrwa-plaster* 'Teerpflaster', *mulla-tükk* 'Erdenkloss', *lillekimp* 'Blumenstrauss', liv. *vier lēba* 'Blutkloss, Palte' usw. So scheinen sich also das Estnische und Livische in ihrem Gebrauch den Wolgasprachen zu nähern. Nach Tunkelos Ansicht ist es aber nicht klar, dass das Estnische und Livische auf einem älteren Standpunkt als das Finnische stehen, im Gegenteil scheint ihm der Nominativus materiae älter als der Genitivus. Wie Tunkelo meint, hat nämlich BEKE Cser. Nyelvtan § 124 mit gutem Grund erklärt, dass mordw. *-ń* und tscher. *-n* in den possessiven Adjektiven auf fugr. **-η* zurückgehen, so dass der urwolgaische Genitiv sowohl lautlich als seiner Bedeutung nach von der in Rede stehenden Ableitung getrennt zu halten ist. Da in den ostseefinnischen Sprachen der wolgaischen Ableitung ein besonderes Derivat auf *-inen* (*luinen, puinen, rautainen*) entspricht, scheint es wahrscheinlich, dass dieses und der Genitiv auch im Urfinnischen voneinander getrennt gewesen sind, s. a. a. O. I, 2 S. 115. Bekes Erklärung ist jedoch ganz irreführend und widerstreitet z. B. im Mordwinischen allen bekannten

Digitized by Google

geschichtlichen Tatsachen. Das finnisch-ugrische wortauslautende *-η erscheint nämlich im Dialekt von Atrat erhalten, und in den anderen Dialekten ist es zu *v* oder zu *j* gewandelt, nie aber zu *ń*.

Die Zusammengehörigkeit des Genitivs mit dem in Rede stehenden Possessivadjektiv ist augenscheinlich, an weiteren Beispielen könnte man aus dem Lappischen auch ein solches wie *dât læ giettâ-pælĕ* 'er ist einarmig' anführen, in dem es sich um deutliche adjektivische Funktion des Genitivs handelt. LEWY sagt in seiner Tscheremissischen Grammatik S. 189, Fussn. 8: »Wenn es heisst *ońže pelšindžan*, so ist es garnicht zu entscheiden, ob ich auffassen muss: der Schwiegervater [ist] des halben Auges oder [ist] halbäugig; es ist eben dasselbe.» In demselben Zusammenhang verweist Lewy auf entsprechende Erscheinungen in den indogermanischen und semitischen Sprachen. Aber aus all diesem folgt noch nicht notwendig, dass das Adjektiv ursprünglich und der Genitiv spät entstanden wäre, denn man könnte ja ebensogut eine umgekehrte Entwicklung annehmen, wie ich auch früher Virittäjä 1933 S. 351 getan habe. Das weitere Bekanntwerden mit den finnisch-ugrischen Sprachen hat mich jedoch zu der alten Auffassung zurückgeführt, dass das Adjektiv älter und der Genitiv erst aus ihm entwickelt ist. Man muss beachten, dass die Ansetzung des Adjektivs als Ausgangspunkt das Fehlen des Genitivs im Ungarischen, den obugrischen und den permischen Sprachen viel leichter verständlich macht. Hätte es schon in der uralischen Ursprache einen deutlichen Genitiv gegeben, so wäre ein so ausgedehnter Schwund des Genitivs schwer zu verstehen, da sich an seiner Stelle kein neuer Genitiv gebildet hat. Das Adjektiv als Ausgangspunkt anzunehmen, ist jedenfalls viel einfacher. Hinzu kommen gewisse andere Umstände, auf die wir gleich eingehen werden.

In seinem ausführlichen Aufsatz im Qvigstad-Album hat K. B. WIKLUND die Theorie, dass der Genitiv sich aus einem früheren Possessivadjektiv entwickelt hätte, schroff abgelehnt. Das beruht darauf, dass er die ursprünglichen Funktionen des Genitivs in etwas anderem als der Bezeichnung

Digitized by Google

des Possessivverhältnisses sieht. Im Finnischen hat der Instruktiv in der Einzahl ganz dieselbe Endung wie der Genitiv, nämlich *n*, und in der Mehrzahl fügt sich dasselbe *n* dem mit dem Suffix *i* versehenen Pluralstamm an. Der Instruktiv repräsentiert in dieser Hinsicht also denselben Stand wie die anderen obliquen Kasus ausser dem Genitiv. Der erwartungsmässige Genitiv des Plurals wäre gerade von der Art, wie der Instruktiv ist. Das Lappische kennt auch den Instruktiv, allerdings hauptsächlich in gewissen Adverbien, aber so verhält es sich auch mit dem Finnischen recht oft. Z. B. *āreṭn* 'am Morgen', *êhkeṭn* 'am Abend', *jirrɛṭn* 'morgen', *ɵχto* 'allein', *kaska* 'mitten in, m. unter, gerade während', *guovta* 'to sammen', *gukka* 'lenge', *jallan* 'mit genauer Not', *juoikuon* 'besonders', *ɒarkan* 'geradezu', s. MARK Die Possessivsuffixe in den uralischen Sprachen I S. 235, BERONKA a. a. O. S. 83. Ferner sind gewisse Verbaladverbien zu nennen, auf die Wiklund in seiner zitierten Untersuchung besonders aufmerksam gemacht hat und die den eigentlichen Ausgangspunkt seiner Untersuchung bilden. Diese Verbaladverbien sind Adverbialia des finiten Verbs und geben im allgemeinen die Art und Weise an. Ihre verbale Natur kommt darin zum Ausdruck, dass sie ihrerseits ein Adverbiale oder ein Objekt zu sich nehmen können. Z. B. *vūlkij toalvuon* 'ging verfolgend', *bötin lavluen juoigen* 'kamen singend und jodelnd' usw. Wie der Instruktiv im Finnischen völlig dem Genitiv gleich ist, so auch im Lappischen. Aber im Lappischen erstreckt sich die Übereinstimmung auch auf den Plural, z. B. *dâi lāgii* 'så omtrent', *pārâi pārâi* 'par om par, parvis', *dâm čāze* 'med denne vannstand', *bâjas čâlmii* 'med opadvendt blikk' usw. Gerade dies hat Wiklund veranlasst, den Genitiv und Instruktiv als ein und denselben Kasus zusammenzufassen. A. a. O. S. 334 schreibt er: »Wenn wir diese lokalen, temporalen und rein modalen Bedeutungen des Genitivs mit der für uns natürlichsten und geläufigsten Bedeutung desselben Kasus, d. h. der possessiven, in Verbindung stellen und sie alle aus einer gemeinsamen Grundbedeutung herleiten wollen, können wir m. E. dieses Ziel erreichen, wenn wir den Genitiv als einen K o n n e k t i v

Digitized by Google

ansehen, d. h. als einen Kasus der näheren Beziehung zweier Begriffe zueinander, sei es dann zwei Nomina oder ein Nomen und ein Verbum oder endlich — beim Verbaladverbium — zwei Verba. Es liegt freilich an der Hand, dass z. B. die Beziehung des Verbums zu seinem Objekt oder die eines Lokalkasus zu einem Verbum oder die des Instrumentals oder Komitativs zum Verbum ebenfalls eine »nähere Beziehung» oder Konnexion ist, die gleicherweise durch den Namen Konnektiv und die soeben gegebene Definition desselben ausgedrückt werden könnte. Eine sichere, logische Abgrenzung dieser Kasusbegriffe vom Begriff des konnektivischen Genitivs ist nicht möglich, es wäre aber so etwas kaum zu erwarten, da ja die Sprache selbst, zumal auf dieser primitiven Stufe, keineswegs logisch ist, noch ihre sonstigen Kategorien voneinander immer gut abgegrenzt werden. Wenn unter den possessiven, modalen, temporalen und lokalen Momenten, die zusammen den Inhalt des eventuellen Konnektivs bilden, ein spezielles Moment als das grundlegende, aus welchem die übrigen hergeleitet sind, bezeichnet werden soll, möchte ich glauben, dass das modale, auf jeden Fall aber nicht das possessive Moment diese Rolle gespielt hat.»

Der Name Konnektiv erklärt natürlich sehr wenig, und das Bild der Entwicklung bleibt recht unbestimmt trotz des Hinweises, dass aus der modalen Funktion möglicherweise alle anderen Funktionen des Konnektivs herzuleiten seien. Aber nichtsdestoweniger hat der Gedanke Wiklunds viel für sich. Ist doch schon der Umstand, der oben hervorgehoben wurde, dass der Genitiv und Instruktiv im Lappischen auch im Plural ganz zusammenfallen, recht bemerkenswert, und zwar auch in dem Fall, dass der Genitiv des Plurals jene Bedeutungsfunktionen des Instruktivs erst später erhalten hätte. Viel wichtiger als dies ist jedoch, dass der Instruktiv in allen anderen uralischen Sprachen, in denen ein Genitiv vorhanden ist, lautlich ganz dasselbe Aussehen zeigt. So ist im Mordwinischen, wo als Endung des Genitivs merkwürdigerweise mouilliertes *ń* auftritt, was noch keine befriedigende Erklärung gefunden hat und was wenigstens

Digitized by Google

lautgeschichtlich nicht zu der Vertretung im Lappischen und Samojedischen stimmt, dieselbe Abweichung auch dem Instruktiv eigentümlich, z. B. *kavtoń kavtoń* 'je zwei', *tšuvtoń tšuvtoń* 'Baum um Baum', *pi̯leń* 'mit den Ohren', *śel̓meń* 'mit den Augen'. Ungarische Jahrbücher 11, S. 95 führt PROKOFJEW folgende interessante Beispiele des ostjaksamojedischen Instruktivs an: *ķari̯t* 'am Morgen', *čēli̯t* 'am Tage', *arat* 'im Herbst', *ńaŋi̯čä tōpi̯t* 'barfuss', *pičil̆ uti̯t* 'mit einem Beil in der Hand' (*pičі* 'Beil', *pičil̆* Adjektivableitung, *uti̯* 'Hand'), *ťäķal̆ uti̯t* 'mit einem Jagdspiess in der Hand' (*ťäķal̆* adj. von *ťäķa* 'Jagdspiess'). Im Genitiv tritt dasselbe *t* wie im Instruktiv auf, und es hat sich aus früherem *n* entwickelt, mit dem es noch in bestimmten Fällen wechselt.

Den Instruktiv haben gewisse Forscher mit dem alten *-na*-Lokativ verbinden wollen, was in bezug auf die Bedeutung wohl möglich wäre, da dieser Kasus schon in alten Zeiten die Funktionen des Instrumentals gehabt hat. Der Instruktiv bleibt jedoch lautlich bis ins Samojedische scharf von diesem Lokativ geschieden, so dass von ihrer Zusammenstellung keine Rede sein kann. Die Verschiedenheit stammt also mindestens aus dem Ururalischen, und weiter kommen wir ja nicht.

Da nun der Genitiv und der Instruktiv formal ganz gleich sind, erhebt sich die Frage, ob es überhaupt denkbar ist, dass es seit uralten Zeiten zwei lautlich völlig identische Kasusendungen gegeben habe, ohne dass sie aber etwas miteinander zu tun gehabt hätten. Dies wäre natürlich möglich, wenn die Bedeutungen des Genitivs und Instruktivs solche wären, dass sie auf keine Weise miteinander verbunden werden könnten, oder wenn man nicht eine frühere Bedeutung annehmen könnte, die für beide die Urbedeutung sein könnte. Aber das kann nicht der Fall sein. Ein flüchtiger Blick auf die Bedeutungsfunktionen, die z. B. der indogermanische Genitiv hat, zeigt, dass die Funktionen des Genitivs und Instruktivs sich auch auf finnisch-ugrischer Seite leicht verbinden lassen. Der Hauptunterschied zwischen diesen Kasus besteht darin, dass der Genitiv ein typischer adnominaler, der Instruktiv dagegen ein adverbaler Kasus ist.

Digitized by Google

Ich halte die Auffassung Wiklunds, dass der Genitiv und Instruktiv ursprünglich ein und derselbe Kasus sind, für genügend begründet. Aber ich weiche in der Hinsicht von seinem Standpunkt ab, dass ich trotz dieser Verbindung, oder vielleicht gerade wegen derselben, den Genitiv dennoch als eine ursprüngliche Adjektivableitung betrachte. Ich möchte nicht die Bezeichnung possessives Adjektiv anwenden, weil sie leicht ein falsches Bild von den ursprünglichen Verhältnissen geben kann. Wir hatten schon oben mehrere überzeugende Beispiele dafür, wie sich ein mit dem ursprünglichen Deminutivsuffix versehenes Adjektiv zum Komitativ entwickeln konnte, z. B. wog. *ēkwä puwińś* 'die Alte mit ihrem Sohn' (urspr. die Alte als mit einem Sohn versehene). Ganz ebensogut kann natürlich *hän meni jalan* die frühere Bedeutung 'er ging als ein mit Füssen versehener' vertreten usw.

In den indogermanischen Sprachen ist wenigstens der *i*-Kasus der *o*-Stämme ursprünglich ein Adjektiv gewesen, und daher ist es angebracht, zu beachten, was z. B. Brugmann Grundriss II, 2 S. 571 f. über den Genitiv sagt. Er schreibt: »Fasst man alle Gebrauchsweisen des Genitivs der Substantiva in den idg. Sprachen zusammen, so lässt sich dieser 'Kasus', wie er seit uridg. Zeit angewendet war, mit den der Grammatik zur Verfügung stehenden technischen Ausdrücken vielleicht am treffendsten so charakterisieren: Er war die unkasuelle Form (der 'Casus indefinitus') eines substantivierten Adjektivs, die im Satz teils freier für sich stehen konnte (vgl. morgendlich erglüht's im osten = des morgens, *ἠοῦς* täglich kommt er = got. *dagis hwizuh*), teils sich enger an ein einzelnes, verbales oder nominales, Satzglied anschloss.«

Die indogermanischen Sprachen sind jedoch in dieser Hinsicht nicht in allem geeignet, die finnisch-ugrischen Sprachen zu beleuchten. Es ist nämlich zu beachten, dass gewisse indogermanische Genitivbildungen von Anfang an eine deutliche ablativische Funktion eingeschlossen haben. So fällt der indogermanische adverbale Genitiv in bezug auf seinen Gebrauch oft mit dem Partitiv des Finnischen zusammen, der ein alter Trennungskasus ist. Auch sonst sind die Ver-

Digitized by Google

hältnisse auf indogermanischer Seite recht verwickelt, und es ist schwer, die Grenzen zwischen den verschiedenen Fällen zu ziehen, wie auch, sich ein klares Bild von der ursprünglichen Anwendung der verschiedenen Genitivgebilde zu verschaffen. In den finnisch-ugrischen Sprachen scheint die Sache einfacher und durchsichtiger zu sein, wie es auch sonst das ganze System der Sprache ist. Tritt doch in den finnisch-ugrischen Sprachen in allen Nominaltypen, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Stämme, dieselbe Genitivbildung auf.

Die Bedeutungsabschattungen, die der adnominale Genitiv z. B. im Finnischen hat, sind zahllos. Wir können kurzweg konstatieren, dass der Genitiv alle möglichen Beziehungen, die zwischen zwei Nomina herrschen, ausdrücken kann, und mit SCHUCHARDT könnte man den Kasus am liebsten den Generalis nennen. Somit hängt die Bedeutung des Genitivs eigentlich nicht von dem Kasus selbst ab, sondern von den Wörtern, die im Genitivverhältnis zueinander stehen. Es hat also keinen prinzipiellen Unterschied in dieser Hinsicht zwischen dem Genitiv und dem Nominativ gegeben.

Der Instruktiv wiederum drückt, an das Verb anschliessend, das Mittel, die Zeit, die Art und Weise, den Ort, das Werkzeug usw. aus. Wir müssen jedoch im Hinblick auf die uralischen Sprachen beachten, dass auch die finiten Verbalformen ursprüngliche Nominalformen sind. Unter hinreichend weiter Perspektive betrachtet, kann also zwischen dem Instruktiv und dem Genitiv in dieser Beziehung kein Unterschied bestehen, der Unterschied zwischen dem Adverbalen und dem Adnominalen verschwindet ebenso wie der Unterschied zwischen Verb und Nomen. Auch von dem Instruktiv könnte man also sagen, dass er ursprünglich die Beziehung zwischen zwei Nomina ausgedrückt hat. Unter diesen Umständen hindert nichts, den Genitiv und Instruktiv zu identifizieren und in ihnen ein altes Adjektiv zu sehen. *kulkee jalan, astuu rinnan* hätte also ursprünglich, soweit es sich überhaupt noch in die heutige Sprache übertragen lässt, ungefähr *jalallinen kulkeminen, rinnallinen astuminen* bedeutet. Auf dieselbe Weise lassen sich natürlich

Digitized by Google

leicht die temporalen und lokalen Bedeutungen erklären, da die Bedeutung ursprünglich hauptsächlich auf den verbundenen Wörtern und nicht auf dem Suffix beruht hat (*yöllinen kulkeminen* > *kulkee yöllä, kirveellinen hakkaaminen* > *hakkaa kirveellä* usw.).

Als die Nomina und Verben sich dann allmählich immer deutlicher als verschiedene Formkategorien abzuheben begannen [1], wirkte dies zwangsläufig auch auf die Scheidung zwischen Genitiv und Instruktiv, es entstand der adnominale Genitiv und der adverbale Instruktiv, die in späteren Zeiten auch lautlich verschiedene Wege gehen konnten. Ausserdem hat besonders im adnominalen Verhältnis die Stammform sicher stark mit der Adjektivableitung konkurriert und im adverbalen Verhältnis der Lokativ auf *-na*. Übrigens glaube ich, dass man auch in den altaischen Sprachen eine Stütze für die Annahme finden kann, dass Genitiv und Instruktiv ursprünglich identisch sind. Auf verschiedenen Seiten haben nämlich in dieser Sprachfamilie der Instruktiv und der

[1] Hier möchte ich ausdrücklich hervorheben, dass meiner Ansicht nach das Verb als Bedeutungskategorie wenigstens in den uralischen Sprachen nicht jünger als das Nomen ist. Aber diese Gruppen waren nicht durch etwas Formales voneinander geschieden. Wir haben eine überwältigende Menge von Wörtern, wie *kala, kivi, puu* usw., die in der uralischen Ursprache deutlich Namen von Gegenständen waren und die sich nicht mehr von einem anderen verbalen oder nominalen Stamm herleiten lassen. Ebenso gross aber ist die Zahl der unzerlegbaren Wörter, wie *juoksee, ui, tulee, menee, pesee* usw., die ein Tun, eine Handlung bezeichnen und die ebenso nicht von anderen Wörtern abgeleitet werden können. Der Unterschied zwischen Nomina und Verben war also vorhanden, aber er wurde nicht durch etwas Formales angegeben. Ich kann durchaus Hermann Jacobi beistimmen, wenn er in seinem Aufsatz Compositum und Nebensatz S. 47 sagt: »In jener frühen Vorzeit ... war also der Unterschied zwischen Nomen und Verbum noch nicht überall durch ein lautliches Zeichen ausgedrückt; er bestand aber voraussichtlich ebenso gut wie in ähnlich beschaffenen nichtindogermanischen Sprachen und lag wohl vorwiegend in der Bedeutung der Stämme.» Ebenso erklärt Hirt, s. Idg. Gr. VI S. 12: »Wenn ich sage, das Verbum sei nominalen Ursprungs, so ist damit der Begriff des Verbs als der Ausdruck eines Zustandes oder einer Tätigkeit nicht geleugnet.» Auf diese Frage werde ich weiter unten noch zurückkommen.

Digitized by Google

Genitiv dieselbe Endung. Besonders wichtig ist, dass der Nominativ im Altaischen ein gewöhnlicher Adverbkasus ist, also die Funktion des Instruktivs ganz wie die des Genitivs hat. Spuren ähnlicher Verhältnisse kann man auch uralischerseits finden.

Ich möchte schon in diesem Zusammenhang auf eine glottogonische Deutungsmöglichkeit des *n*-Genitivs hinweisen, obgleich ich mich ganz kurz fassen muss. Es ist ohne Zweifel eine merkwürdige Tatsache, dass der *n*-Genitiv im Uralischen nichts wesentlich Neues in semologischer Hinsicht gegenüber dem Nominativ bedeutet. Ein im Nominativ stehendes Substantivum kann ebenso gut wie ein mit der Endung *n* versehenes eine adjektivische Funktion haben; es ist schwer zu sagen, worin z. B. der Unterschied zwischen einem finnischen *kivitalo* und einem mordwinischen *kevéń kudo* 'ein steinernes Haus' besteht. Wenn es überhaupt in ältester Zeit einen Unterschied gegeben haben sollte, muss man ihn wohl in der grösseren Selbständigkeit suchen, die einem mit dem *n*-Suffix versehenen Substantivum zukommt. Das Ursprungsproblem des *n*-Kasus wird sehr verwickelt, wenn man in Betracht zieht, dass auch in den altaischen Sprachen ein solcher vorkommt oder vorgekommen ist, dessen Funktionen ziemlich genau mit denen des uralischen Genitiv-Instruktivs sich decken. Sollte das nun wirklich etwa ein Beweis für die Urverwandtschaft sein? Vor kurzem hat BJÖRN COLLINDER seine Aufmerksamkeit dem Jukagirischen zugewandt, das er für urverwandt mit dem Uralischen erklärt. Eine Stütze für diese Theorie sieht er gerade im Genitiv der uralischen Sprachen, zu dem er eine Entsprechung im Jukagirischen finden will. Die betreffenden jukagirischen Verhältnisse sind jedoch nicht eindeutig, und man kann mit Fug bezweifeln, ob überhaupt ein *n*(~*d*)-Genitiv im Jukagirischen vorhanden ist. JOCHELSON, der beste Kenner dieser entlegenen Sprache, sagt denn auch: »Ob das *d* als eine Genitivendung — — — oder lediglich als ein Einschub zwischen den Schlussvokal des bestimmenden und den Anfangsvokal des bestimmten Nomens zu betrachten ist, vermag ich noch nicht zu entscheiden.» (Zit. nach Collinder 'Jukagirisch und Uralisch', s. 37.) Collinder entscheidet sich für den Genitiv, ohne doch die hiatusfüllende Rolle des *d* zu leugnen. Auch altaischerseits kommen ähnliche sowohl morphologische als lautliche Schwierigkeiten vor, ich verweise nur auf den Aufsatz SCHRIEFLS über den Genitiv im Jakutischen KSz **13**. Nicht nur im Jukagirischen, sondern auch im Altaischen und Ura-

Digitized by Google

lischen kann man ein hiatusfüllendes *n* feststellen (ganz klar z. B. im Mordwinischen ein *ń*), was natürlich eine phonetische Parallelerscheinung ist. Es ist ohne weiteres klar, dass das semologisch-morphologische *n* nichts mit dem heutigen hiatusfüllenden *n* zu tun hat, das zeigt ja schon seine Unabhängigkeit von der lautlichen Umgebung. Vgl. jedoch RADLOFFS Ausführungen über das sog. adventive *n* im Türkischen, Phonetik d. nördl. Türksprachen § 296. Aber es ist durchaus wahrscheinlich, das es ein euphonisches *n* schon in uralter Zeit gegeben hat, vielleicht schon ehe sich die Flexion entwickelt hatte. Es liegt nichts Unnatürliches und Gezwungenes in der Annahme, dass ein solches frühzeitiges, unter leicht verständlichen phonetischen Bedingungen entstandenes *n* eine semologische Funktion bekommen und sich dann zu einem selbständigen, nicht nur in intervokalischen Stellungen geltenden formalen Element entwickelt hätte. Diese Hypothese würde eine Reihe von schwierigen Fragen lösen, die sich mit dem *n*-Genitiv verknüpfen. Erstens die ursprüngliche völlige Identität der Funktionen des Genitiv-Instruktivs und Nominativs als erstes Glied in einer Bestimmungsgruppe. Dann weiter die Tatsache, dass die im Genitiv-Instruktiv stehende Bestimmung eine grössere Selbständigkeit zeigt als die im Nominativ stehende. Das war eine natürliche Folge davon, dass das *n* gewissermassen zur Worttrennung diente. Drittens wäre die merkwürdige Übereinstimmung zwischen dem Uralischen und Altaischen, ja sogar dem Jukagirischen ohne jede Annahme eines genetischen Zusammenhangs verständlich, der auch dann durchaus fraglich schiene, wenn die Urverwandtschaft eine wissenschaftliche Tatsache wäre. So kann man in den interessanten jukagirischen Verhältnissen ein Entstehungsstadium des Genitivs erblicken, in dem die Grenze zwischen der Kasusendung und dem euphonischen Konsonanten noch nicht klar geworden ist. Ich hoffe später meine diesbezüglichen Gedanken eingehender darlegen zu können.

Aus der Erkenntnis, dass der Genitiv ursprünglich ein Adjektiv gewesen ist, können wir besonders mit Rücksicht auf die Numerusfragen recht bemerkenswerte Schlüsse ziehen. Es ist ja nämlich klar, dass das Adjektiv in bezug auf den Numerus völlig indifferent ist. Da der Genitiv-Instruktiv auf *-ń* im Mordwinischen immer noch sowohl die Einzahl als die Mehrzahl ausdrückt, darf man vermuten, dass das Durchdringen des *-n*-Kasus im Finnischen und

Digitized by Google

Lappischen als Singularkasus das Resultat einer verhältnismässig späten Entwicklung ist. Gerade angesichts dieses Verhaltens ist es angebracht, die Bildung der pluralischen obliquen Kasus des Finnischen und Lappischen als Ganzes zu betrachten.

Oben wurde schon wiederholt festgestellt, dass im Lappischen im Genitiv Plural ein blosses *i*, also keine eigentliche Kasusendung auftritt. Auch dieser Umstand weist nachdrücklich direkt auf eine ursprüngliche Adjektivableitung hin. Diese Feststellung hat schon K. B. WIKLUND FUF 2 S. 65, Fussn. 1 gemacht, und ich habe meinerseits dieser Auffassung beigestimmt, indem ich namentlich solche finnische Formen wie *karjoi-piha* 'Viehhof', *aitoi-vieri* 'Feldrand am Zaun' hervorhob, s. FUF 23, S. 52. So ist also auch der Vorgänger des Genitiv Plural ein altes Adjektiv gewesen, seiner Kasusform nach die Stammform, mithin nicht ein besonderer Kasus, und seinem Numerus nach eine vollkommen indifferente Form, wie der Genitiv der Einzahl. Ob dieser *i*-Kasus ursprünglich auch adverbale Funktionen gehabt hat, wie der *n*-Kasus, ist schwer mit Sicherheit zu sagen, aber wahrscheinlich ist es so. Im Lappischen zeigt ja der Instruktiv des Plurals, wie schon festgestellt wurde, ganz die gleiche Gestalt wie der Genitiv Plural. Ferner ist die Tatsache anzumerken, dass dieselbe Form wenigstens im Pitelappischen auch als Komitativ-Instrumental vorkommt, z. B. *čuwtī* 'mit den Fingern', *tai rissī* 'mit diesen Ruten', s. WIKLUND Festskrift til Qvigstad S. 333, BERONKA Lappische Kasusstudien I, S. 61. Nun ist selbstverständlich die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass manche Funktionen des *i*-Kasus erst später namentlich durch den Einfluss des *n*-Kasus aufgekommen sein können. Dieser Einfluss konnte sich ja recht leicht geltend machen, als sich der *n*-Kasus als Endung des Singulars und der *i*-Kasus als entsprechende Endung des Plurals festsetzte. Die merkwürdigen pluralischen Instruktive des Finnischen wie *suin*, *päin*, *selin* usw., die in bezug auf ihre Bedeutung unbestreitbar singularisch sind, können darauf hinweisen, dass der *i*-Kasus wirklich auch andere ähnliche Funktionen wie der *n*-Kasus gehabt hat. Es ist

Digitized by Google

angebracht, hier noch die Erklärung hervorzuheben, die oben von dem Komitativ des Finnischen gegeben wurde. Vorläufig fehlen jedoch genauere Angaben aus den anderen verwandten Sprachen.[1]

Bei der Analyse der ursprünglichen Funktion des Suffixes *i* müssen wir die schon vor langer Zeit aufgestellte Behauptung beachten, dass das *i* ein altes finnisch-ugrisches Pluralsuffix sei. Die beste Stütze für diese Behauptung haben die Verhältnisse im Ungarischen geliefert, natürlich abgesehen von der Pluralbildung im Finnischen und Lappischen. Im Ungarischen kann mit dem Suffix *i* ja in Verbindung mit den Possessivsuffixen die Mehrheit des Besitzes ausgedrückt werden, z.B. *szemei, halai, házai, birkájai, marhájai*, s. näher Szinnyei NyH[7] S. 106. Bemerkenswert ist, dass in den uralischen Sprachen die Mehrheit des Besitzes an den Possessivsuffixen gewöhnlich mit dem Suffix *n* bezeichnet wird, z. B. mord. *ťšorazo* 'sein Sohn', *ťšoranzo* 'seine Söhne' usw. Es kommt uns das *n* des Genitivs in den Sinn, das ursprünglich

[1] Ich kann jedoch nicht umhin, in diesem Zusammenhang auf gewisse Bildungen des Tscheremissischen aufmerksam zu machen. Im Tscheremissischen kommen neben dem gewöhnlichen Instruktiv *jalə̑n* 'zu Fuss', *kiδən* 'mit der Hand' völlig gleichbedeutend auch Formen mit dem Suffix *-a, -ä* vor, z. B. *jala* 'zu Fuss', *kiδä* 'mit der Hand', *βes-βuɨ̯ä* 'mit od. von dem anderen Ende, verkehrt', *esslok vuija šolga* 'er steht mit der Mütze auf dem Kopfe da', *βes-moŋgə̑ra* 'mit od. von der anderen Seite, verkehrt' usw., s. Beke Cser. Nyelvt. S. 193. Es ist durchaus nicht erwiesen, dass *a, ä* im Tscheremissischen in einem solchen Fall auf ein früheres *i* hinwiese, aber es ist nicht unmöglich. Es sei an die 3. Person Sg. der *-em*-Verben, z. B. (*koδem, koδet*) *koδa*, erinnert, in der ein merkwürdiges *a, ä* auftritt und die man am ehesten mit der 3. Person Sg. im Mordwinischen, der am nächsten mit dem Tscheremissischen verwandten Sprache, z. B. *kadɨ̯*, in der deutlich ein Suffix *i* gestanden hat, vergleichen möchte. Ferner sind solche Verhältnisse wie *koδem* 'lassen, zurücklassen' ~ *koδam* 'bleiben' zu verzeichnen, in welch letzterem *a* leicht auf ein früheres Suffix *i* hinweisen könnte, für dessen reflexivische Funktion aus mehreren finnisch-ugrischen Sprachen Belege vorliegen. S. übrigens meine Untersuchung Über die entstehung des tscheremissischen konjugationssystems FUF 25, S. 24. Diese ganze Bemerkung sei jedoch nur als Hinweis auf eine Entwicklungsmöglichkeit aufgefasst, denn die Frage setzt weitere Forschungen über den Vokalismus des Tscheremissischen voraus.

Digitized by Google

dasselbe Element sein könnte. Sollten die Fälle des Ungarischen einen Hinweis darauf enthalten, dass die Anwendung des Suffixes *i* auch in dieser Hinsicht eine Parallele böte? Vorläufig muss jedoch dieses Fragezeichen bestehen bleiben. Recht wenig Beweiskraft kommt den mordwinischen Personalpronomen *miń*, *tiń* und *sịń* zu, in denen auch gewöhnlich Spuren des Suffixes *i* gesehen worden sind. Das mordwinische *i* ist jedoch in diesen Fällen wahrscheinlich aus einem früheren *e* entstanden (vgl. fi. *me*, *te*). Auch im Samojedischen hat man Entsprechungen des *i* gefunden, und beim ersten Blick überraschend ähnliche wie auf finnisch-ugrischer Seite, z. B. samT Abl. Pl. *kulagita*, vgl. Abl. Sg. *kulagata* von *kula* 'Rabe', samJ *lambin* 'meine Schneeschuhe', vgl. *lambau* 'mein Schneeschuh', s. SETÄLÄ Die verwandtschaft der finnisch-ugrischen und samojedischen sprachen JSFOu. 30,5, S. 24. So einfach, wie man nach diesen Beispielen glauben könnte, sind die Verhältnisse im Samojedischen aber nicht. Etwas Endgültiges lässt sich für das Samojedische in dieser Frage nicht sagen, bevor der Vokalismus der nichtersten Silbe des Samojedischen besser als bisher beleuchtet ist.

Besonders ist noch eine im Mordwinischen begegnende Bildung zu erwähnen. JEVSEVJEV konstatiert in seiner Grammatik Основы Мордовской Грамматики S. 37, dass im Mordwinischen von gewissen Verwandtschaftsnamen, und zwar nur von solchen, die ältere Verwandte als den Redenden bezeichnen, Kollektiva abgeleitet werden können, welche die Gruppe angeben, in der der Verwandte mitgenannt ist, z. B. *aváďeń* 'meine Mutter und die anderen, die mit ihr sind', *paťiďeť* 'deine ältere Schwester und die anderen, die mit ihr sind'. Dieses Suffix, das übrigens immer nur mit Possessivsuffixen auftritt, habe ich selbst auch im Ersädialekt von Maly Tolkai aufgezeichnet, und da war sein Gebrauch genau derselbe, wie Jevsevjev ihn angibt. In diesem Suffix scheint, wenn wir es ganz mechanisch analysieren, das Pluralzeichen *t* und ausserdem noch ein Suffix *i* vorzuliegen, das man ebenfalls gern mit dem in Rede stehenden pluralischen *i* verbinden möchte. Das würde ich jedoch nicht wagen, denn es ist die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass neben diesen

Digitized by Google

Verwandtschaftsnamen ausserordentlich häufig Deminutive vorkommen, z. B. *aváńe, paťáńe* usw., und sie könnten ihrerseits auf diese Ableitungen eingewirkt haben. Formen wie *avadon, paťadon*, die auf der Basis des Nominativ Plural entstanden wären, sind regelmässige Partitive, und mit Hilfe des aus den Deminutiven gewonnenen Stammes hätte ein solcher Zusammenfall vermieden werden können. Jedenfalls haben sich aus dem Mordwinischen bisher keine Fälle beibringen lassen, in denen das pluralische *i* unbestrittten aufträte, und so lange ist auch eine skeptische Einstellung am Platze.

Da es jedoch andererseits in verschiedenen Sprachen viele Beispiele gibt, die wenigstens bisher so gedeutet werden konnten, dass sie ein altes pluralisches *i* enthalten, und da eine solche Auffassung prinzipiell keineswegs mit bekannten Tatsachen in Widerspruch steht, müssen wir ernstlich mit der Möglichkeit rechnen, dass sich mit dem Suffix *i* seit uralten Zeiten eine kollektive Nebenbedeutung verbunden hat. Sicher ist natürlich nur, dass diejenigen Forscher vollständig irregehen, die das in den obliquen Kasus des Finnischen auftretende *i*-System weiter als die finnisch-lappische Sprachgemeinschaft zurückdatieren zu dürfen glauben.

Da wir kein Beispiel dafür haben, dass das Suffix *i* als Pluralzeichen im Nominativ gestanden hätte, und da es umgekehrt ganz sicher ist, dass die bloss mit diesem Suffix abgeleitete Form, ohne Kasusendung, noch heute im Lappischen als Genitiv des Plurals vorliegt, kann ich nicht daran zweifeln, dass das in Rede stehende Suffix in seiner Adjektivfunktion, d. h. in gewissen Wortverbindungen, den Anstoss zur Entstehung des ganzen *i*-Plurals gegeben hat.

Oben haben wir festgestellt, dass der *n*-Genitiv, besonders noch damals, als zwischen ihm und dem Adjektiv noch ein Zusammenhang bestand, ebensogut singularisch wie pluralisch gebraucht werden konnte. Es gab natürlich Fälle, in denen das Numerusverhältnis eo ipso klar war. So verhielt es sich gewöhnlich bei solchen Wörtern wie 'Vater' und 'Mutter' sowie vor allem bei Eigennamen. Alsdann aber gab es eine grosse Menge Wörter, bei denen der Numerus nach wie vor unbestimmt und ohne Ausdruck zweideutig war,

Digitized by Google

z. B. 'Knabe', 'Hund' usw. Selbstverständlich wurde gerade in derartigen zweideutigen Fällen eine eigentliche Spaltung zwischen Singular und Plural durchgeführt. Wie alles dies vor sich gegangen ist, ist wenigstens beim Stand unseres heutigen Wissens schwer zu sagen. Ich möchte jedoch auf eine Möglichkeit hinweisen, die meiner Ansicht nach jedenfalls Beachtung verdient.

Wenn in mehreren finnisch-ugrischen Sprachen der Nominativ noch heute zugleich als Genitiv dient, so zeigt das recht deutlich, dass sich aus dem Urfinnisch-ugrischen in einzelne Sprachen eine solche Doppelheit der Vertretung fortgeerbt hatte, dass das Verhältnis zwischen zwei Nomina entweder so ausgedrückt werden konnte, dass das erste Nomen in der Adjektivform stand, oder so, dass es in der Stammform gebraucht war, wobei es wesentlich in adjektivischer Funktion auftrat, wie noch z. B. in den Fällen *puutalo* 'ein hölzernes Haus', *kiviseinä* 'eine steinerne Wand' usw. Seit früher Zeit bestand also gewissermassen eine Konkurrenz zwischen dem Genitiv (dem Adjektiv) und der Stammform, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass in gewissen Fällen auch geradezu ein Bedeutungsunterschied vorhanden war. Auch heutzutage ist der Genitiv z. B. im Tscheremissischen und Mordwinischen noch kein so häufiger Kasus, wie man z. B. vom Standpunkt des Finnischen aus erwartet, denn statt seiner erscheint in recht vielen Fällen, in denen das finnische Sprachgefühl ihn fordern würde, der Nominativ, z. B. tscher. *pünžö βuį* 'Kiefernwipfel', mord. *pando ṕŕa* 'Berggipfel'. Beronka führt a. a. O. I S. 92 auch aus dem Lappischen Beispiele folgender Art an: *son vālɒ kŭŏšs(ōus tòăij^{e}li* 'er (nahm und) zerbrach den Fichtenast', *puoδi kŭŏšsmaɒ̄^{a}ya* 'er kommt an den Fuss einer Fichte'. Im Mordwinischen und Tscheremissischen begegnen solche Beispiele ausserordentlich zahlreich, und sie tragen deutlich mehr den Charakter von Komposita als die Verbindungen, deren erstes Glied im Genitiv steht. Es scheint, als wäre der Genitiv schon in alter Zeit geeignet gewesen, die Selbständigkeit des ersten Gliedes hervorzuheben. In gewissem Masse ist folgendes Beispiel aus dem Lappischen geeignet, den Unter-

Digitized by Google

schied zwischen dem Genitiv und der Stammform zu beleuchten: *luossâ-oasʲte* 'Lachskäufer', aber *luosâ-oasʲte* 'Käufer des (eines) Lachses'. Im letzteren Fall individualisiert der Genitiv deutlich, während im ersteren die Stammform dazu angetan ist, die allgemeine Natur des Ausdrucks anzugeben. Der Charakter der Komposition kommt übrigens sehr deutlich auch darin zum Vorschein, dass sich das Possessivsuffix immer an die zweite Komponente anschliesst, wenn das erste Glied im Nominativ steht, z. B. tscher. *šińža kojat koješ* 'deines Auges Fett ist zu sehen' (eigtl. dein Auge-Fett), s. BEKE Cser. Nyelvt. S. 185, mord. *kuśtima ṕesẹn* 'am Ende meiner Treppe' usw. Mit Postpositionen erscheint sowohl im Tscheremissischen als im Mordwinischen der Nominativ, und zwar der Nominativ des Singulars ganz allgemein, und auch in solchen Fällen handelt es sich um die in bezug auf ihren Numerus ganz neutrale Stammform. So ist die Bedeutung z. B. in folgenden mordwinischen Beispielen deutlich pluralisch: *véleseę́ aťa jutkso ki ṕek paro* 'wer ist im Dorfe unter den Alten der beste', *ḿeńeĺ ṕeĺ marto* 'der Himmel mit Wolken' usw.

Die Entwicklung ist nun, wie ich mir vorstelle, so vor sich gegangen, dass der Genitiv teils darum, weil er überhaupt gegenüber dem Regens eine grössere Selbständigkeit als die Stammform aufweist, teils durch den Einfluss zahlreicher Propria und ähnlicher Wörter sich immer mehr als Kasus des Singulars befestigte. Die Funktionen des Genitivs der Mehrzahl (es ist zu beachten, dass, wenn wir vom Genitiv der Einzahl sprechen, wir auch vom Genitiv der Mehrzahl sprechen müssen, es sind Korrelate, von denen das eine nicht ohne das andere gedacht werden kann) verblieben der Stammform. Die Unbestimmtheit des Nominativs im Numerusverhältnis und seine Annäherung an die pluralischen Bedeutungsfunktionen werden noch gut durch Zusammensetzungen wie *akkaväki, ukkojoukko, hallavuosi, eväslaukku* usw. veranschaulicht.

Im Finnischen begegnen recht zahlreich neben solchen Komposita, deren erstes Glied ein Nominativ ist, mit dem Suffix *i* versehene Formen, z. B. *leipärarras* ~ *leipirarras*

Digitized by Google

'Stange zum Aufhängen des Hartbrotes', *lehmäkarja* ~ *lehmikarja* 'Kuhherde', *aitavieri* ~ *aitovieri* 'Feldrand am Zaun', *jalkapää* ~ *jalkopää* 'Fussende', *silmävoide* ~ *silmivoide* 'Augensalbe' usw. In ihrer Bedeutung unterscheiden sich diese mit dem Suffix *i* versehenen Formen nicht von den Nominativkomposita. Es ist interessant, zu konstatieren, dass gewisse Forscher, wie AUG. AHLQVIST, s. Suomen kielen rakennus S. 77, und J. MÄGISTE, s. Commentationes litterarum societatis esthonicae 30, S. 460 ff., diese Formen mit *i* für Pluralstämme halten. Auch dies ist ein guter Beweis dafür, wie das Sprachgefühl das seiner Bedeutung nach Allgemeine leicht als pluralisch auffasst.

In einer Beziehung haben sich die Formen mit *i* jedoch sicher von denen der Stammform unterschieden, das Bestimmungswort konnte nämlich in ihnen mehr Selbständigkeit besitzen. Diesen Schluss können wir im Hinblick darauf ziehen, dass sich in den finnisch-ugrischen Sprachen das mit einem Suffix versehene Wort immer selbständiger erhält als das suffixlose, das bestrebt ist, mit seinem Hauptglied zu verschmelzen. Dieses Verhalten hat besonders GRÖNBECH für die Türksprachen konstatiert. Je mehr sich die Stammform in ihrer Verwendung auf den Nominativ des Singulars einschränkte, zu desto deutlicheren und festeren Komposita versteinerten die Fälle *lehmäkarja, akkaväki.* Dabei konnte die Funktion des eine eindeutigere Form heischenden Genitiv Plural leicht auf die Ableitung mit dem Suffix *i* übergehen, die sich nicht so fest wie die Stammform an das Hauptglied anschloss.

Das Auftreten des reinen mit dem Suffix *i* versehenen Stammes als Genitiv Plural im Lappischen hat mich zu der Annahme veranlasst, dass die pluralische Bedeutung des Suffixes *i* in erster Linie von gewissen Wortverbindungen hergerührt hat, in denen eine Ableitung mit Suffix *i* die frühere Stammform ersetzt hat. Diese im Lappischen zum Genitiv der Mehrzahl entwickelte Form, die, geschichtlich betrachtet, der Casus indefinitus gewesen ist, hat sich dann zur Ausgangsform der

Digitized by Google

anderen Pluralkasus entwickelt. Da der mit dem Suffix *i* versehene, als Genitiv gebrauchte Stammkasus nach der Ausbildung der anderen Pluralkasus in dem Kasussystem ziemlich isoliert blieb, bildeten sich in den ostseefinnischen Sprachen auf der Grundlage des Nominativ Plural Genitive von ganz neuem Typus.

Mit allen obigen Ausführungen über den *i*-Plural glaube ich die Frage nicht endgültig von der Tagesordnung abgesetzt zu haben, und meine Aufgabe ist auch in diesem Zusammenhang nicht, mich besonders gerade mit diesem Suffix zu beschäftigen. Es genügt mir, festzustellen, dass die obliquen Kasus des Plurals in der finnisch-lappischen Sprachgemeinschaft auf eine Weise gebildet werden, die den anderen finnisch-ugrischen Sprachen ganz unbekannt und schon darum als ein Ergebnis der Sonderentwicklung dieser Sprachen zu betrachten ist. Was uns an allem für unsere Aufgabe speziell interessiert, ist, dass das Suffix *t* in der Bildung der obliquen Kasus keine Rolle spielt. Als ein Kollektivsuffix lässt sich das *t* auch schon deswegen nicht auffassen, denn wenn eine Form wie *ihmiset*, Plur. von *ihminen* 'Mensch', eigentlich ein Kollektivum gewesen wäre, also eine Menschengruppe bedeutet hätte, so bliebe es ganz unverständlich, warum von dieser Kollektivableitung keine obliquen Kasus gebildet werden, die von allen anderen Kollektiven in vollem Umfang gebildet werden können.

Das eigenartige Verhalten, das uns also im Finnischen und Lappischen in der Verwendung des Suffixes *t* begegnet, prägt sich noch schärfer aus, wenn wir zur Betrachtung der mordwinischen Verhältnisse übergehen. Als Endung des Nominativs des Plurals erscheint auch in dieser Sprache *-t*, z. B. *kalt* von *kal* 'Fisch', *kudot* von *kudo* 'Haus' usw. Ausserdem findet sich *t* in der 3. Person Plur. der Verben, z. B. *kandiť* 'sie tragen', *kuliť* 'sie sterben', vgl. 3. Pers. Sg. *kandi*, *kuli*. Aber im Mordwinischen beschränkt sich der Gebrauch des *t* auf den Nominativ (sowie den Akkusativ), in den obliquen Kasus tritt kein *t* auf. Im Mordwinischen erscheinen in der unbestimmten Deklination als oblique Kasus die entsprechen-

Digitized by Google

den Kasus des Singulars, so dass kein Numerusunterschied ausgedrückt wird. Dieser Unterschied muss sich lediglich aus dem Zusammenhang ergeben. In der bestimmten Deklination gibt es allerdings gewisse oblique Kasus, aber diese sind mit Hilfe der pluralischen Demonstrativpronomina gebildet und erweisen sich deutlich als spät entstanden, s. FUF 23, S. 50—51. Unter diesen Umständen geht das Mordwinische also ganz deutlich auf einen Stand zurück, bei dem im Plural nur der Nominativ mit einem besonderen Zeichen angegeben wurde, während es überhaupt keine pluralischen obliquen Kasus gab, der Unterschied zwischen Singular und Plural hat sich nicht bis zu den obliquen Kasus entwickelt. Gegen diesen vom Mordwinischen gebotenen Hintergrund gehalten, wird die Vertretung des Finnischen und Lappischen mit den spät entstandenen obliquen Kasus des Plurals gut verständlich. Wie ist aber dieses ganze merkwürdige System zu erklären, warum hat nur der Nominativ ein besonderes Pluralzeichen erhalten? Dies ist um so eigentümlicher, da der Nominativ in den finnisch-ugrischen Sprachen überhaupt keine besondere Kasusendung hat, wie z. B. auf indogermanischer Seite.

Wenden wir uns vom Mordwinischen zum Tscheremissischen und suchen da nach einer Lösung unserer Frage, so begegnen wir einer Vertretung, die uns beim ersten Blick ganz den Boden unter den Füssen wegzuziehen scheint. Im Tscheremissischen ist nämlich das Suffix *t* in der Beugung der Nomina überhaupt nicht anzutreffen. Die Pluralbildung ist in den Mundarten dieser Sprache auch sonst äusserst bunt, was schon an sich ein Hinweis auf die unentwickelten urtscheremissischen Verhältnisse ist. Im Bergdialekt von Kozmodemjansk dient als Pluralcharakter *βəlä*, z. B. *aŋgaβəlä* 'Bretter', *äťäβəlä* 'Väter'. Dieses Pluralzeichen ist aus einem früheren selbständigen Wort entstanden, was daraus hervorgeht, dass es immer vordervokalisch erscheint. Es hat sich also immer noch als relativ selbständig behauptet, da es sich nicht den Vokalisationsverhältnissen seines Hauptglieds angepasst hat. In den Dialekten von Perm und Ufa

Digitized by Google

tritt das an dieses Zeichen der westlichen Dialekte erinnernde *-βlak* auf, z. B. *βateβlak* 'Frauen', *piβlak* 'Hunde', *muroβlak* 'Lieder', *takmakplak* 'Tanzlieder' usw. In den Dialekten von Uržum und Carevokokšajsk findet sich als Pluralzeichen *-šamâtś*, das schon BUDENZ mit dem tschuwaschischen Pluralzeichen *-sam*, *-sɛm* zusammengebracht hat, s. NyK 3, S. 434. Nach BEKE ist das im Auslaut dieses Suffixes stehende *tś* < **t* dasselbe wie das finnisch-ugrische Plural-*t*, s. Cser. Nyelvt. S. 132, aber das ist alles andere als sicher. Es wäre ja höchst merkwürdig, dass *t*, von dem im ganzen Gebiet des Tscheremissischen keine einzige Spur bei Nomina vorkommt, sich dieser verhältnismässig jungen entlehnten Endung angeheftet hätte, die schon allein zum Ausdruck der Pluralität genügt hätte. Ausser den erwähnten regelmässigen Pluralzeichen begegnen noch einige seltenere. So kann im Dialekt von Uržum das Kollektivsuffix *-la* auch als Pluralzeichen fungieren, z. B. *βožla* 'die Wurzeln', *kornôla· peš osa·l* 'die Wege sind sehr schlecht', s. WICHMANN Beiträge zur tscheremissischen nominalbildungslehre, JSFOu. 30,6, S. 16—17. Vgl. an derselben Stelle Wichmanns Gedanken über das Verhältnis und den Ursprung dieses Suffixes und der Pluralzeichen *-βəlä* und *-βlak*, die jedoch nicht überzeugend scheinen.

Diese ganze seltsame Mannigfaltigkeit der tscheremissischen Pluralbildung wie auch der Umstand, dass der Pluralcharakter in gewissen Dialekten obendrein relativ junges Lehngut zu sein scheint, weist deutlich darauf hin, dass es im Urtscheremissischen in der Flexion der Nomina kein feststehendes, auf formalen Elementen begründetes Pluralsystem gegeben haben kann. Eigentümlich ist es dann gerade im Hinblick hierauf zu konstatieren, dass in allen Dialekten des Tscheremissischen in der Konjugation in der 3. Person Plur. ein Suffix *-t*, also ein deutlich formales Element, auftritt, z. B. *kajat* 'sie gehen', *koδat* 'sie lassen', *kondat* 'sie bringen' usw. In gewissen Formen tritt mundartlich auch *-βə* in der 3. Person Plur. auf. Es ist schwer auszumachen, ob sich hierin ein altes Pluralzeichen verbirgt oder ob man es nur mit dem Suffix eines deverbalen Nomens zu tun hat,

Digitized by Google

s. BEKE Cser. Nyelvt. S. 304. Von unserem Standpunkt aus genügt es auch hier, festzustellen, dass dieses Element deutlich ein formales ist, was die Pluralzeichen des Nomens nicht sind.

In diesem Zusammenhang ist besonders zu betonen, dass die 3. Person Sing. und Plur. des Verbs in allen finnisch-ugrischen Sprachen eine deutliche Nominalform ist, so dass die Anfügung eines Pluralzeichens in keiner Weise befremden kann. Es ist notwendig, dies zu unterstreichen, denn den Spuren der Indogermanisten folgend, sind wir leicht bereit, uns vorzustellen, dass die Bezeichnung des Numerus am Verb etwas Sekundäres, durch die Kongruenz hervorgerufenes und eigentlich Unlogisches sei (vgl. u. a. JESPERSEN Language S. 334: ». . . . it must be recognized, that the distinction between one and more than one rightly belongs to substantival notions, but logically it has as little to do with adjectival as with verbal notions»), s. auch PAUL Prinzipien der Sprachgeschichte[5] S. 302 f.

Das Tscheremissische gibt uns die Lösung der Frage, zu der uns vor allem das Finnische mit seinem Kasussystem führte. Das Numeruszeichen *-t* ist ursprünglich nur an das Prädikat angefügt worden, an erster Stelle an die Nominalform des Verbs, an den anderen Satzgliedern wurde die Mehrheit ursprünglich nicht mit formalen Mitteln ausgedrückt. So erklären sich mühelos die vielen Fälle, in denen der Singular statt des zu erwartenden Plurals gebraucht wird, z. B. nach den Zahlwörtern. Dass *t* im Finnischen, Lappischen und Mordwinischen auch im Nominativ des Plurals auftritt, erklärt sich ohne weiteres als eine Kongruenzerscheinung, der Nominativ ist ja der Kasus des Subjekts. BRUGMANN sagt Die Syntax des einfachen Satzes S. 148: »Entwickelt hat sich die Kongruenz infolge der Verallgemeinerung und Stabilisierung gewisser, speziellere Beziehungen am Nomen, Pronomen und Verbum ausdrückender formantischer (suffixaler) Elemente, durch welche Formen mit einer weiteren Bedeutung beseitigt worden sind.» Nach

Digitized by Google

unserer Erklärung wäre früher in den finnisch-ugrischen Sprachen gesagt worden *lintu lentävät* 'die Vögel fliegen', wo *lintu* nicht etwa der Singular, sondern die Stammform gewesen wäre, die in bezug auf ihren Numerus völlig indifferent war. Es ist dieselbe Form, die z. B. in solchen Komposita wie *lintu-parvi* 'Vogelschar' auftritt und die am nächsten der als erstes Glied echter Komposita erscheinenden Stammform in den indogermanischen Sprachen entsprechen würde. Die Kongruenz hat dann diese ihrer Bedeutung nach unbestimmte oder wenigstens mehrdeutige Stammform beseitigt, und die Anfügung des Numeruszeichens ist zugleich geeignet gewesen, die Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat auch grammatisch hervorzuheben. Auf diese Weise wird es leicht verständlich, weshalb das Suffix *t* nur im Nominativ auftritt. In den anderen Kasus bestand keine Möglichkeit der Kongruenz, und die Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat im Satz war fortgesetzt dazu angetan, den Unterschied, der zwischen dem Nominativ und den obliquen Kasus bestand, aufrechtzuerhalten, da das am Subjekt erscheinende *t* wenigstens anfangs zu seiner Ergänzung unbedingt ein mit dem Suffix *t* versehenes Prädikat forderte.

Das Tscheremissische bietet übrigens auch unmittelbarere Hinweise auf eine Ausgangsform der vorerwähnten Art als nur den, dass *t* am Prädikat auftritt und dass an den Nomina durchgehend nur spät entstandene Pluralzeichen zu finden sind. Folgende Beispiele, die in Bekes Grammatik, s. S. 170, vorkommen, zeigen, dass das Subjekt im Tscheremissischen noch heute ohne irgendwelche Numeruszeichen, also in der Stammform, begegnen kann, dass aber das Prädikat gleichzeitig das Pluralzeichen trägt. Diese dürfen nicht mit den in allen finnisch-ugrischen Sprachen bekannten Fällen der Constructio ad sensum parallelisiert werden, die auch in den indogermanischen Sprachen häufig sind und in denen das Substantiv in bezug auf seine Numerusverhältnisse sichtlich eindeutig, pluralisch oder kollektivisch, ist, z. B. fi. *väki tulevat* 'das Volk kommt'. In den folgenden tscheremissischen Beispielen ist das Substantiv mehrdeutig, also die indifferente Stammform:

Digitized by Google

ti βârγe'm börəktəmbəlä 'diese Kleider (Sg.) sind gewendet (Pl.)',

mâlandâ βalnâ βarseŋgə kašàkân ťšoŋeštəl moδaš βolat 'die Schwalben (Sg.) lassen sich (Pl.) in einem Schwarm herab und fliegen spielend über dem Acker',

kombo počela čoŋgeštat 'die Gänse (Sg.) fliegen (Pl.) hintereinander her',

keśe nələtən pünžəm uδraš tüŋalət 'die Ziegen (Sg.) fingen (Pl.) alle vier (Instr.) an, an der Kiefer zu kratzen',

piže təškə tuške töštəl koštət 'die Hunde (Sg.) laufen (Pl.) hin und her'.

ERNST LEWY hat in seiner Tscheremissischen Grammatik S. 113 die interessante Feststellung gemacht, dass bei einem seiner Gewährsmänner das Pronomen der 1. Person Plur. überhaupt nicht vorkam, sondern statt derselben nur die 1. Person Sing., nämlich *möį* 'ich', und darauf hin schreibt er: »Es ist das ein eigentümliches Hineinziehen des Pronomens der 1. Person in den Kreis der übrigen Nomina. Denn diese bedürfen keiner Pluralbildung. Die Stammform bezeichnet das, was vorhanden ist, der Zusammenhang zeigt, ob »Singular» oder »Plural» gemeint ist; die Stammform ist völlig neutral, in keiner Richtung bestimmt.» [1]

Lewy hat jedoch in seiner Grammatik nicht die Eigentümlichkeit hervorgehoben, dass die Pluralität oft gerade am Prädikat zum Ausdruck kommt und dass diese Verdeutlichung mit Hilfe eines uralten formalen Elementes erfolgt, das in der Sprache gar keine andere Aufgabe als die Bezeichnung des Numerus hat.

---

[1] Es verdient hervorgehoben zu werden, dass auch im Ungarischen im Gebrauch der Pronomina eine einigermassen analoge Erscheinung bekannt ist. Das Pronomen der 3. Person Sing. kann nämlich beim Ausdruck possessiver Verhältnisse als Plural dienen, wenn das den Besitz bezeichnende Wort mit einem pluralischen Possessivsuffix versehen ist, z. B. *az ő* (also nicht *ők*) *kertjük* 'ihr Garten', *az ő hibájuk* 'ihr Fehler', *ő náluk* 'bei ihnen' (*ő nála* 'bei ihm'), s. LEWY Zur finn.-ugr. Wort- und Satzverb. S. 52. Dies zeigt übrigens, dass die pluralische Form *ők*, an die das von den Substantiven hergenommene Kollektivsuffix *k* angehängt ist, verhältnismässig jung ist.

Digitized by Google

Obgleich also die Theorie, die uns das Tscheremissische sozusagen in die Hand gibt, ausgezeichnet imstande ist, die schwierigen Probleme der Kasusbildung im Plural des Finnischen, Lappischen und Mordwinischen zu erklären, müssen wir ihr gegenüber doch auch die anderen uralischen Sprachen namentlich darauf hin betrachten, ob sie vielleicht etwas bieten, was dazu geeignet wäre, unsere Ausführungen abzuschwächen. Indessen ist schon jetzt zu bemerken, dass wir bei der Untersuchung des Duals der obugrischen Sprachen und des Lappischen sowie auch des Samojedischen zu einer ganz ähnlichen Theorie gekommen sind, soweit es sich um den ursprünglichen Gebrauch des Dualsuffixes handelt. Es ist klar, dass dies, wenn irgend etwas, dazu angetan ist, auch die Auffassung zu bekräftigen, die wir uns über die Verwendung des Pluralsuffixes gebildet haben.

Die Vertretung in den permischen Sprachen, im Syrjänischen und Wotjakischen, ist ebenfalls von Interesse und erinnert in gewissen Punkten an die im Tscheremissischen, obwohl das alte Suffix *t* vermisst wird. Der Plural erweist sich auch hier in der Deklination der Nomina deutlich als spät entstanden, und es ist nicht möglich, eine einheitliche feststehende urpermische Pluralbildung anzunehmen.

Der im Syrjänischen in zahlreichen Dialekten vorkommende Pluralcharakter *jas*, *jęs*, dem im Wotjakischen *jos* entspricht, ist nach WICHMANN identisch mit dem ostjakischen Worte *jaχ* 'Leute, Menschen, Volk', s. UOTILA Zur Geschichte des Konsonantismus in den permischen Sprachen S. 183. Besonders aus den altaischen Sprachen liegen in grosser Zahl Beispiele dafür vor, dass ein ursprünglich 'Mensch, Volk' bedeutendes Wort sich zum Pluralzeichen entwickelt hat, s. u. a. RÄSÄNEN JSFOu. 50, 7, 4.

Sichtlich aus einem selbständigen Wort hat sich im Syrjänischen das Pluralzeichen *jes*, *jez* entwickelt, das noch heute auch allein in der Bedeutung 'Volk, Leute, Gesellschaft, Fremde' vorkommt, s. Uotila a. a. O. S. 182.

Recht interessant ist das Pluralzeichen, das an der prädikativen Form der Adjektive auftritt, wo eines der obenerwähnten Pluralzeichen denn auch befremdend gewesen

Digitized by Google

wäre. Dieses Pluralsuffix an der prädikativen Form der Adjektive ist syrj. *-ęś*, wotj. *-eś*, z. B. syrj. *vęvjasịs buręś*, wotj. (AMINOFF Votjakin äänne- ja muoto-opin luonnos, JSFOu. 14, 2, 29) *soos uzyreś* 'sie sind reich'; und es ist, wie UOTILA in seinen Vorlesungen dargelegt hat, ein Suffix des Possessivadjektivs, vgl. z. B. *gęnęś* 'haarig' von *gęn* 'Haar'. Dies erinnert lebhaft an eine Erscheinung im Lappischen. Wie WIKLUND Festskrift til Qvigstad S. 353 konstatiert, steht das Adjektiv im Dialekt von Karasjok in seiner Funktion als Prädikativ in der Gestalt des Genitiv Singular, wenn das Subjekt in der Mehrzahl erscheint, z. B. *mānak læ jalo* 'die Kinder sind dreist', *mānak læ nu rak'kas* 'die Kinder sind so lieb' (s. KONRAD NIELSEN Lærebok i lappisk I § 80). Im allgemeinen ist im Lappischen in solchen Fällen der gewöhnliche Plural die Regel. Wiklund sieht in derartigen Fällen aus Karasjok ein Beispiel für den modalen Genitiv, eine Erklärung, die auch nicht ohne weiteres abzulehnen ist. Da der Genitiv ursprünglich, wie oben gezeigt wurde, ein Adjektiv war, vergleicht man jedoch den Fall des Lappischen gern mit der erwähnten Vertretung in den permischen Sprachen. Das einzige, was den Vergleich etwas beeinträchtigt, ist, dass die Erscheinung nach den bisherigen Angaben nur in einem einzigen Dialekt festgestellt ist.

In der Konjugation besteht zwischen dem Syrjänischen und Wotjakischen ebenfalls keine Übereinstimmung in der Bildung der 3. Person Plur. Auch sind keine Spuren von einem früheren Suffix *t* zu entdecken. Indessen ist die Annahme nicht ausgeschlossen, dass das auslautende *t* schon sehr früh geschwunden ist, und dieser Umstand könnte unstreitig für das morphologische System der permischen Sprachen von erheblicher Wirkung gewesen sein. Beim Verb spielt im Syrjänischen die Rolle des Pluralzeichens ein Element *n*, das in den Possessivsuffixen zum Ausdruck der Pluralität dient. Dieses hinwieder kann dasselbe wie das die Mehrheit des Besitzes angebende finnisch-ugrische *n* in den Possessivsuffixen sein. Das ist jedoch nicht sicher, denn die syrjänischen Formen sind lautlich nicht ganz klar.

Wir haben jedoch in diesem Zusammenhang keine Ver-

Digitized by Google

anlassung, uns länger bei dem Plural der Verbalformen der permischen Sprachen aufzuhalten, der sich keinesfalls ohne ausgedehnte Spezialuntersuchungen aufklären lässt. Am wichtigsten und für unsere Untersuchung beachtenswert ist es, den augenscheinlichen Gegensatz festzustellen, der in der Bildung des Plurals der Nomina und der Verben auftritt. Der Plural der Nomina mit seinem 'Volk, Mensch' bedeutenden Pluralcharakter erweist sich als recht jung, während auf dem Gebiet des Verbs deutlich formale Elemente zur Angabe der Pluralität auftreten. Mit Nachdruck weisen also auch die permischen Sprachen auf ein System hin, wie wir es auf Grund des Finnischen, Lappischen, Mordwinischen und Tscheremissischen skizziert haben, obwohl speziell von dem Suffix *t* keine Spuren zu finden sind.

Was dann die obugrischen Sprachen anlangt, widersprechen sie ihrerseits der vorgeführten Theorie nicht, geben ihr aber auch keine Stütze. *t* ist hier das regelmässige Pluralzeichen, es erscheint ebensowohl im Plural der Nomina wie in der 3. Person Plur. der Verben. Auf der Grundlage des Nominativ Plural sind dann die obliquen Kasus der Mehrzahl entstanden, die völlig analog den Kasus der Einzahl sind, wie die folgende Tabelle aus dem Ostjakischen gut zeigt:

	Singular	Plural
Nominativ	*χ̮ɔ̄t* 'Haus'	*χ̮ɔ̄tət*
Lativ	*χ̮ɔ̄ta*	*χ̮ɔ̄təta*
Lokativ	*χ̮ɔ̄tn̥*	*χ̮ɔ̄tətn̥*

Bei Gelegenheit des Duals konstatierten wir schon, dass das mit dem Dualsuffix versehene Prädikatsverb viel gewöhnlicher war als das mit dem Dualsuffix versehene Nomen, insbesondere wurde dies bei der sozusagen anaphorischen Anwendung ersichtlich. Das Personalpronomen wird äusserst selten gesetzt, und deshalb ist es des Sinnverständnisses halber notwendig, dass das Subjekt aus dem Prädikat hinreichend deutlich wird. Folgendes Beispiel aus dem Ostjakischen genüge, um die wichtige Aufgabe des pluralischen Prädikats zu beleuchten:

Digitized by Google

(Steinitz a. a. O. S. 160) *śąʟta wɔ̄jlal wus, wɔ̄jlal pilŋ oχl̥ χɔlta pitɭ sāplɔl χɔlta pitɭ, śi mąnti pitɔs. śi mątsɔt, mątsɔt, ūn χɔ̄n wɔ̄ša ētsɔt. χɔ̄n wɔ̄ša joχɔtsɔt. wɔ̄š wut pēl̥ɔk āj χɔ̄tɔta loksɔt, śita śi χɔ̄lmɔsɔt, śita ūlti pitsɔt.* 'Darauf nahm er seine Tiere, begann mit seinen Tieren dorthin zu gehen, wohin der Kopf hält, wohin der Hals hält. Sie gingen nun, sie gingen, kamen zu einer grossen Zarenstadt. Sie gelangten zur Zarenstadt. Sie gingen in die kleinen Häuser am Rande der Stadt. Dort übernachteten sie nun, dort begannen sie zu leben'.

Dass auch die samojedischen Sprachen ein Suffix *t* als formales Pluralzeichen kennen, zeigt deutlich, dass dieses Suffix seit uralten Zeiten die Aufgabe gehabt hat, die Mehrheit anzugeben. Das Suffix begegnet im Samojedischen sowohl an Nomina wie an Verben. Im Ostjaksamojedischen und Kamassischen scheint jedoch das sog. Subjekts- oder Possessivaffix auf Kosten des Prädikatsaffixes auf die 3. Person Plur. übertragen worden zu sein. Eine ähnliche Übertragung hat, wie oben auseinandergesetzt wurde, möglicherweise auch in den permischen Sprachen stattgefunden.

Der geringe Umfang der samojedischen Texte lässt keine sicheren Schlussfolgerungen zu, aber wir haben doch allen Anlass, zu verzeichnen, was CASTRÉN über den Gebrauch des Numerus äussert. In seiner Grammatik der samojedischen Sprachen S. 107 schreibt er: »Das Samojedische hat drei Numeri: den Singular, Dual und Plural, von denen der Dual jedoch im Kamassinschen Dialekt ganz und gar fehlt[1] und auch im Ostjak-Samojedischen selten ist. In den nördlichen Dialekten kann zwar der Dual allgemein gebraucht werden, aber auch hier ist seine Declination sehr unvollständig. Was den Plural betrifft, so ist auch seine Declination nicht so vollständig als die des Singulars. Sie hat ausserdem einen in den verschiedenen Dialekten sehr von einander abweichenden Charakter und die Endungen für die einzelnen Casus sind sehr schwankend. Es zeigt sich deutlich, dass der Dual und Plural sich noch nicht vollständig in ihren einzelnen

[1] Sc. in der Deklination. P. R.

Digitized by Google

Casus haben entwickeln können. Von diesen ist in der That nur der Nominativ öfter in Gebrauch. In den übrigen Casus wird der Dual und der Plural meist durch den Singular mit Hinzufügung eines Bestimmungsworts: zwei, viele, alle ersetzt. In den nördlichen Dialekten kann ausserdem der Objectscasus des Plurals immer durch den Singular ausgedrückt werden, da sich die Zahl des Objects schon durch das Verbum bestimmen lässt. Ausserdem werden hier oft statt des Plurals gewisse Collectivformen gebraucht.»

Alles, was Castrén in diesen äusserst interessanten Darlegungen über den Gebrauch der Numeri in den samojedischen Sprachen gesagt hat, ist, wie man sieht, entschieden geeignet, unsere Theorie im höchsten Grade zu stützen. Ist *t* als Numeruszeichen früher nur am Prädikat gesetzt und daraus dann als Kongruenzerscheinung auf das Subjekt übertragen worden, so ist es klar, dass die Angabe des Numerus sich vor allen anderen Kasus gerade im Nominativ durchsetzte.

Eine Eigentümlichkeit des Ostjaksamojedischen scheint eine natürliche Erklärung zu finden, wenn wir die von unserer Theorie vorausgesetzte Anschauung zum Ausgangspunkt nehmen. In dieser samojedischen Sprache scheint *t* als Zeichen des Plurals nur in dem Fall am Substantiv aufzutreten, wenn letzteres ein belebtes Wesen meint. Ein etwas Belebtes ausdrückendes Wort findet sich ja am häufigsten als Subjekt, so dass die vom Prädikat aus vor sich gehende Verallgemeinerung speziell in diesem Fall besondere Voraussetzungen hatte. Bemerkenswert ist die prinzipiell ähnliche, wiewohl in bezug auf die Richtung entgegengesetzte Erscheinung, die wir in den Türksprachen finden. Auch hier erscheint Numeruskongruenz dann, wenn das Subjekt von einem etwas Belebtes bezeichnenden Wort gebildet wird.

Von der Instabilität des Plurals unter anderem bei den Nomina des Ostjaksamojedischen zeugt, dass neben *t* auch andere Suffixe vorkommen. Das Suffix *-la*, z. B. in *logala* 'die Füchse', *kulela* 'die Raben', ist kaum türkischer Herkunft (vgl. türk. *-lar*, *-lär*), wie es Castrén a. a. O. S. 109 und Kai Donner Siperia S. 99 für möglich gehalten haben,

Digitized by Google

sondern ein altes uralisches Kollektivsuffix, s. LEHTISALO Über die primären ururalischen Ableitungssuffixe S. 151.

Bemerkenswert ist der Plural der unbelebte Wesen bezeichnenden Wörter im Ostjaksamojedischen. Er wird so gebildet, dass an das mit dem Suffix *l* von einem Substantiv abgeleitete Adjektiv noch das Pronomen *-mi-* 'was, etwas' angefügt wird, s. PROKOFJEW Ungarische Jahrbücher 11, S. 95. Trotz ihrer Seltsamkeit steht diese Bildungsweise nicht allein. In gewisser Hinsicht erinnert daran schon die prädikativische Mehrzahl der Adjektive in den permischen Sprachen und der finnisch-lappische *i*-Plural. Im Kalmückischen kann man z. B. von dem Worte *ger* 'Haus' einen Plural bilden, indem man das Wort *jumn̥* 'etwas' daran hängt, also *ger jumn̥* 'was ein Haus ist = Häuser im allgemeinen = alle Häuser', s. G. J. RAMSTEDT Kalmückisches Wörterbuch S. XVI. Auch finnisch-ugrischerseits scheint eine solche Bildung nicht ganz unbekannt zu sein. Im Mordwinischen kann man das Pronomen *ńeźe* 'was' auf folgende Weise an einen Personennamen anfügen: *ṕeťa-ńeźeń vaks* 'zu Petja und den anderen in seiner Gesellschaft Befindlichen', vgl. JEVSEVJEV Основы мордовской Грамматики S. 39.

In diesem Zusammenhang sei eine tscheremissische Form besprochen, die WICHMANN FUF 14, S. 92 ff. behandelt hat. Im Tscheremissischen kommt ein Wort *mət, mât* vor, das nie allein, sondern nur in gewissen Verbindungen auftritt, in denen es annähernd mit 'Familie, Verwandte, Genossen, Hausgenossen, Haus' übersetzt oder aber als blosses Pluralzeichen aufgefasst werden kann, z. B. KB *äkä·ɒ-mə(t)-to:k mi·enäm* 'ich besuchte deine ältere Schwester und ihre Familie', U *aʗťšà·-mât tò·lât mö·ŋgə̑* 'der Vater samt seiner Familie (oder seinen Hausgenossen) kommt nach Hause', J *iβa·n-mətən* (Gen.) *pi peš šə·ðə* 'bei Ivan's ist der Hund sehr bissig', B *akà·-mât tə̑i̯-ðeke·t tò·lât* 'die Schwestern kommen zu dir'. Die ursprüngliche Bedeutung ist nach Wichmann 'Haus, Heim', und er verbindet das Wort mit dem Stamm von syrj.-wotj. *matị̑n* 'nahe'. Schon vorher hatte SETÄLÄ FUF 12, Anz. 44 das tscheremissische Wort mit samO *māt* 'Zelt',

Digitized by Google

T *ma'* id., Lokat. *matanu* 'zu Hause' zusammengestellt, und diese Zusammenstellung akzeptiert auch Wichmann.

Das in Rede stehende tscheremissische Wort, das also nur auf Grund einer blossen Annahme 'Haus' bedeutet, kann jedoch natürlicher auf andere Weise erklärt werden. *mə-* scheint nämlich ein alter Pronominalstamm und *t* das Possessivsuffix der 2. Person Sing. zu sein. Bekanntlich erscheint das Possessivsuffix der 2. Person Sing. im Tscheremissischen wie in gewissen anderen finnisch-ugrischen Sprachen als determinierendes Element und deutet durchaus nicht immer gerade auf die 2. Person Sing. hin, z. B. *er keťšet* 'die Morgensonne' (eigtl. deine M.) usw., s. BEKE Cser. Nyelvt. S. 182—183, LEWY Tscheremissische Grammatik S. 116, FUCHS KSz. 16, 264 f., FUF 13, S. 71, 26, S. 26—62. Dass es sich auch in dem uns hier beschäftigenden Spezialfall wirklich so verhält und dass das *t* also in Wirklichkeit nicht zum Stamm gehört, zeigt meiner Ansicht nach unbestreitbar die in V. M. VASILJEVS Wörterbuch vorkommende Form *изашт-мыш* (*izašt-mâšt*), die eine Gruppe von Personen bezeichnet, die sich in der Gesellshaft des älteren Bruders (*iza*) befinden. Dies ist also eine ganz ähnliche Bildung wie die obenerwähnten, aber hier tritt anstelle von *t* *št* auf, welches wiederum deutlich das Possessivsuffix der 3. Person Plur. ist.

Im Zusammenhang mit dem Dual konstatierten wir, dass sich das in den Fällen *imeŋən ikeŋən* auftretende zweimal gesetzte Dualsuffix am besten durch die Annahme erklärt, dass es zum Ausdruck der Kongruenz aus dem Prädikat auf beide Glieder übertragen worden ist, um das Koordinationsverhältnis dieser Glieder deutlich hervortreten zu lassen. Nun finden wir ganz dieselbe Erscheinung für das Pluralsuffix im Mordwinischen, z. B. *aťat babat* 'der Alte und die Alte', *paťat sazort* 'die ältere Schwester und die jüngere Schwester'. Diese Fälle sind im Mordwinischen mindestens ebenso häufig wie die erwähnten Duale in den obugrischen Sprachen, und sie dürfen geradezu als regelmässige Erscheinungen gelten, wenn zwei Nominative koordiniert werden.

Digitized by Google

Da im Mordwinischen pluralische oblique Kasus in der unbestimmten Deklination nicht vorkommen, heisst es regelmässig z. B. *aťań babań* (Gen.), was auch in dem Fall gewöhnlich ist, dass die Spezies bestimmt wäre. Diese Fälle des Mordwinischen erklären sich auf natürliche Weise ebenso als Kongruenzerscheinungen wie die obugrischen Dualkomposita. In Ermangelung einer kopulativen Konjunktion kommt das Koordinationsverhältnis und die Gleichwertigkeit der Glieder gerade dadurch zum Ausdruck, dass an beiden Gliedern dasselbe Suffix auftritt. In den obliquen Kasus genügt selbstverständlich die gleiche Kasusendung.

BEKE will auch in gewissen Pluralen des Finnischen dieselbe Erscheinung sehen, s. NyK **43**, 159, und ihm schliesst sich auch FOKOS NyK **50**, 318 an. Solche von ihm angeführte Beispiele wie *yöt päivät, siellä oli Pekat ja Paavot, hän on nähnyt Pietarit ja Helsingit* usw. lassen sich jedoch keineswegs mit den mordwinischen Fällen parallelisieren. *yöt päivät* ist erstens ein deutlicher Plural, und was z. B. den Fall *Pekat ja Paavot* betrifft, bedeutet er, was Beke entgangen ist, etwas ganz anderes als *Pekka ja Paavo*, ebenso *Helsingit ja Pietarit* etwas ganz anderes als *Helsinki ja Pietari*. *Pekat ja Paavot* bedeutet in unserem Beispiel am ehesten, dass dort sowohl *Pekka* als *Paavo* und ausserdem viele andere Ähnliche waren, oder aber, dass sich dort allerlei, weniger Angesehene, mit *Pekka* und *Paavo* Vergleichbare befanden. *Helsingit ja Pietarit* bedeutet ebenso, dass der Betreffende sowohl *Helsinki* als *Petersburg* und ausserdem beliebige andere Städte gesehen hat. In mord. *aťat babat* liegt keine derartige Bedeutungsnuance, es ist sozusagen die normale mordwinische Entsprechung dessen, was auf Finnisch durch *ukko ja akka* ausgedrückt wird, und ist mithin von den finnischen Fällen grundverschieden.

Auch aus dem Wotjakischen haben die genannten Forscher ein Beispiel: *ok taįε, mumijosî aįjosî taįε vandi·zî ug* 'O weh, meine Eltern haben es ja erstochen', WICHMANN JSFOu. 19, 150. Wie aus dem ganzen Zusammenhang des Textes, aus dem der Satz entnommen ist, hervorgeht, gewinnt man unter keinen Umständen die Auffassung, dass das Mädchen,

Digitized by Google

dessen Kind getötet worden ist, behauptete, gerade ihr Vater und ihre Mutter hätten das Kind *zu zweien* getötet, sondern ihr Vater und ihre Mutter sowie die anderen Leute, die mit ihnen sind. Es handelt sich nämlich um eigentümliche Bräuche der Bewohner eines Dorfes. Eine solche Verwendung des Plurals ist, von den permischen Sprachen aus gesehen, recht leicht verständlich, vgl. z. B. *mamjaskęd* 'mit meinen Eltern, oder mit meiner Mutter und irgendeinem Familienglied, oder mit den Angehörigen meiner Mutter', *vaśiľejjas šuuęnį* 'Vasilij (und Ivan) sagen' usw., s. FUCHS JSFOu. 30,14, 1—2. Ein derartiger Pluralgebrauch lässt sich auch aus vielen anderen Sprachen belegen, und man darf ihn nicht etwa mit dem Fall von mord. *aťat babat* verwechseln.

Im Karelischen begegnen Beispiele wie *šiidä izännät emännät noštah huondekšel* (Genetz Suomi II, 8, 251), aber auch diese können meines Erachtens nicht dem mordwinischen Fall gleichgestellt werden, obwohl ich es früher für möglich gehalten habe, s. FUF 26, Anz. 6. Auch hier ist der Sinn sicher 'der Bauer und die Bäuerin und die anderen Leute des Gehöfts'. In derselben Sprachprobe findet sich übrigens *toatto moamo*, wo sich Nominative des Singulars ohne kopulative Konjunktion aneinander schliessen. Und solche asyndetische Fügungen sind im Karelischen recht gewöhnlich. Ich möchte fast glauben, dass sie russischem Einfluss zuzuschreiben sind, da der Typus *otec-mať* im volkstümlichen Russisch ausserordentlich häufig ist. Es scheint nämlich, als wäre die Verwendung der kopulativen Konjunktion *ja* 'und' (< got.) schon im Späturfinnischen zur Verbindung koordinierter Satzglieder sehr stabil gewesen. Doch bedarf die Sache einer eingehenderen Untersuchung. Kar. *izännät emännät* ist besonders methodisch von Interesse, wenn man es mit mord. *aťat babat* vergleicht. Die anscheinend völlig gleichen Bildungen erweisen sich prinzipiell als verschieden und dürften mithin auch auf ganz verschiedenen Wegen entstanden sein. Gerade solche Beispiele mahnen beim Suchen nach sprachwissenschaftlichen Parallelen zur Vorsicht.

Im Obigen konnten nur gewisse zentralste Probleme des Pluralgebrauchs berührt werden, die weitere Forschung wird

Digitized by Google

ihrer sicher mehrere, gewiss auch bedeutsame finden. Aber soviel dürfte sich bereits ergeben haben, dass die Besonderheiten der Verwendung des Suffixes *t* auf verschiedenen Seiten in den uralischen Sprachen sich am besten und einfach so erklären, dass wir es ursprünglich ausschliesslich am Prädikat voraussetzen. Dieser angenommene Ausgangspunkt ist teilweise noch heute im Tscheremissischen zu erkennen. Was andererseits das Suffix *t* selbst betrifft, scheinen keine Möglichkeiten zu seiner glottogonischen Deutung zu bestehen. Das Dualsuffix **-γa* könnte noch als eine Art Rest von *kaksi* 'zwei' betrachtet werden, aber für das *t* lässt sich nicht einmal eine derartige, gleich unsichere Erklärung anführen.

Über den ursprünglichen Bau des uralischen Satzes.

Das Ergebnis, zu dem wir oben beim Studium der Verwendung der Numeruszeichen gekommen sind, enthält an sich einen so deutlichen Hinweis auf die Grundprinzipien, auf denen der ursprüngliche Bau des uralischen Satzes ruht, dass wir nicht umhin können, in diesem Zusammenhang auf die Sache einzugehen. Dass das Numeruszeichen sich, zu einem rein formalen Element entwickelt, ursprünglich nur an das Prädikat, aber nicht an das Subjekt angefügt hat, ist dazu angetan, über die Frage von dem gegenseitigen Verhältnis des Subjekts zum Prädikat wenigstens in der uralischen Forschung neues Licht zu verbreiten.

Das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat ist der Art, dass es im allgemeinen schwer ist, ihm näher zu kommen. Ich meine hier nicht die Versuche, die gewisse Forscher unternommen haben, um für die Begriffe Subjekt und Prädikat eine unanfechtbare Definition sei es für die deskriptive Grammatik irgendeiner bestimmten Sprachform oder, wenn man so will, für die grammaire générale zu finden. Die Wirklichkeit, die die Welt der Sprache darbietet, lässt sich nicht oder hat sich nicht in ein lückenloses und festes Begriffssystem bringen lassen. Die Tatsachen der Sprache sind geschichtliche Gegebenheiten, die nie ein ideales System bilden. Überall sind nach verschiedenen Richtungen drängende Kräfte und

Digitized by Google

widersprechende Tendenzen zu gewahren; und gerade deren Vorhandensein weist auf eine dauernde, niemals aufhörende Veränderung hin.

Die historische Sprachforschung kann nichts mit solchen Behauptungen zu tun haben, dass Subjekt und Prädikat als etwas a priori Gegebenes zum Satze gehörten, dass der wirkliche und ursprüngliche Satz von Anfang an beide vorausgesetzt hätte. »Die Behauptung von der Ursprünglichkeit des zweigliedrigen Satzes», sagt SCHUCHARDT SBPAW 1919 S. 867, »bekundet deutlich die tausendjährige Herrschaft der Logik über die Grammatik: ein Satz ist ein Urteil; dieses ist zweigliedrig, somit auch jener.» Andererseits ist es angebracht, daran zu erinnern, dass die formale Logik ihre Begriffe auf Grund der von der Sprache dargebotenen Tatsachen gebildet hat. Es liegt eine tiefe Wahrheit in den Worten von A. H. SAYCE: »Had Aristotle been a Mexican, his system of logic would have assumed a wholly different form,» s. Introduction to the science of language II S. 327. Eigentlich macht gerade dieser Gesichtspunkt die Appellation an die Logik mehr und mehr nichtig. Stammen die auf die Logik begründeten Begriffe Subjekt und Prädikat letztlich aus einer bestimmten Sprachform, so kann das Zeugnis der formalen Logik ja keine Bedeutung besitzen, wenn wir nach einer Erklärung für die historischen grammatischen Kategorien suchen.

Bei den Bemühungen, das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat aufzuhellen, hat immer die Gruppe der subjektlosen, eingliedrigen Sätze, z. B. lat. *pluit*, *tonat*, eine zentrale Rolle gespielt. Auf diese weitschichtige Frage kann ich natürlich in diesem Zusammenhang nicht genauer eingehen, aber einer eigenen Stellungnahme kann ich nicht ausweichen, da die Sache für alles das, was ich über den Bau des uralischen Satzes vorbringen werde, von grosser Bedeutung ist.

Zu dem Problem der subjektlosen Sätze kann man sich auf zweierlei Weise einstellen: als Sprachforscher und als Logiker, aber nicht gleichzeitig als der eine und der andere. Ich gebe gern zu, dass der Logiker jenachdem, wie er sein Urteil, sein Subjekt und Prädikat, definiert hat, den Ausdruck *pluit* als

Digitized by Google

das Zeichen eines zweigliedrigen Urteils betrachten kann, zumal wenn er sich auf den Standpunkt stellt, dass auch in diesem Fall etwas von etwas behauptet ist. Ist doch der Logiker in keiner Weise davon abhängig, wie die Dinge in einer bestimmten Sprachform dargelegt werden. Für ihn ist und bleibt Sprache Darstellungstechnik von Urteilen. Für den Sprachforscher aber ist der Satz kein Zeichen eines logischen Urteils, und er muss einfach feststellen, dass das Subjekt in dem Satze *pluit* keinen sprachlichen Ausdruck erhalten hat, und zwar ganz unabhängig davon, wie das Auftreten der Personalendung in den Impersonalia geschichtlich zu erklären ist. In diesem Fall kann es sich also für den Sprachforscher nur darum handeln, ob in Sätzen dieses Typus früher ein Subjekt vorhanden gewesen ist oder ob sie von Haus aus subjektlos waren. Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort: keine Tatsache spricht für das frühere Vorhandensein eines Subjekts. Beurteilen wir die Sache so vom Standpunkt des Fennougristen aus, so kann es gar kein Zufall sein, dass auf dem Gebiet der indogermanischen Forschung gerade die Forscher, die ausgedehnte Gebiete beherrschen und die die Dinge viel freier von theoretischen Vorurteilen zu betrachten vermocht haben, in diesem Punkt recht einmütig sind. Ich brauche nur Namen wie MIKLOSICH, BRUGMANN, DELBRÜCK, PEDERSEN, SCHUCHARDT zu nennen. Insbesondere ist jedoch zu sagen, dass Miklosich, der sich um die allseitige Aufklärung der Frage mehr als jeder andere verdient gemacht hat, doch nicht imstande gewesen ist, den Satz als eine von dem logischen Urteil ganz unabhängige Erscheinung zu betrachten. »Der Zusammenhang zwischen Urtheil und Satz kann überschätzt, er darf jedoch nicht geleugnet werden», äussert er und sieht seinerseits in den subjektlosen Sätzen einen Beweis dafür, dass die Brentanosche Lehre von den eingliedrigen Urteilen richtig ist. Der Mangel der verdienstvollen Arbeit von Miklosich liegt denn auch gerade darin, dass ihm die vollständige Unfruchtbarkeit und der Grundirrtum einer Methode nicht klar geworden ist, die danach strebt, das Auftreten geschichtlicher Erscheinungen mit Hilfe von Theorien der Logik zu beleuchten. PAULS Auffassung, dass das in den subjektlosen

Digitized by Google

Sätzen erscheinende Prädikat jedenfalls ein Symbol dafür sei, dass im Bewusstsein eine Verknüpfung zweier Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen, des psychologischen Subjekts und des Prädikats, stattgefunden hat, hat ihre Bedeutung zu derselben Zeit verloren, wo der mechanistischen Assoziationspsychologie der Boden vollständig entzogen worden ist. Übrigens macht sich Paul, wie DELBRÜCK hervorgehoben hat, selbst des Fehlers schuldig, dass er das Subjekt des Satzes ausserhalb der sprachlichen Erscheinungen sucht. Denselben Fehler begehen auch mehrere Logiker.

Auf finnisch-ugrischem Gebiet ist das Vorhandensein der subjektlosen Sätze noch deutlicher als in den indogermanischen Sprachen. Als 3. Person Singular hat ursprünglich der blosse Stamm des Verbs gedient oder aber eine Nominalform ohne jeden Hinweis auf die Person, wie möglicherweise auch in den indogermanischen Sprachen, wenn SIEBS' Theorie über den Ursprung des *ti*, *t*, s. KZ **43**, 153 ff., zutrifft. Beispielsweise ist fi. *sataa* 'es regnet' historisch völlig identisch mit dem Partizip *satava* 'regnend'. Das Vorhandensein solcher subjektlosen Sätze, zu denen man sich als Subjekt nicht einmal 'das grosse Neutrum der Natur', wie ein ebenso geistreicher wie nichtssagender Ausdruck lautet, vorstellen kann, lässt uns deutlich ahnen, dass die sprachliche Subjektkategorie ein Ergebnis geschichtlicher Entwicklung ist, es beweist uns, dass »il n'y a d'essentiel à la phrase que le prédicat» (MEILLET). Um so klarer erhebt sich aber vor uns die Frage, welches denn letzten Endes das Verhältnis ist, das zwischen dem eingliedrigen, nur ein Prädikat enthaltenden Satz und dem zweigliedrigen, sowohl ein Subjekt als ein Prädikat enthaltenden Satz ist. DELBRÜCK sagt allerdings, die empirische Forschung vermöge dieses Verhältnis nicht aufzuhellen, und so kann es sich auf indogermanischem Gebiet verhalten. Das Ergebnis, zu dem wir beim Studium der ursprünglichen Verwendung der Numeruszeichen gelangt sind, scheint jedoch zu zeigen, dass diese Schwierigkeit wenigstens uralischerseits mit den Waffen der empirischen Forschung zu überwinden ist.

Da das Numeruszeichen nur an das Prädikat allein angetreten ist und da das Subjekt trotz der Pluralität seiner Be-

Digitized by Google

deutung doch nur in der Grundform gestanden hat, ist das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat formal ganz das gleiche gewesen wie das des Adjektivattributs zu seinem Regens noch heute in den meisten uralischen Sprachen. Eigentlich kongruiert nur in den ostseefinnischen Sprachen das Adjektiv mit seinem Regens im Numerus und in den Kasus (z. B. *hyvä tyttö* 'gutes Mädchen', *hyvällä tytöllä* Adess. Sg., *hyvät tytöt* Nom. Pl.). Dieser Umstand ist vermutlich, wie schon v. d. GABELENTZ Sprachwissenschaft S. 271 ausgeführt hat, auf das Konto des indogermanischen Einflusses zu schreiben. Vielleicht darf jedoch hervorgehoben werden, dass, weil die Sache auch den Fennougristen ganz unbekannt zu sein scheint, das Adjektivattribut im Mordwinischen sehr oft in den Numerusverhältnissen mit seinem Regens übereinstimmt, z. B. *paro ťejeŕ* 'gutes Mädchen', *part ťejeŕť* Nom. Pl., wo das *t* der Mehrzahl sowohl an der Bestimmung als am Regens auftritt. Über gewisse exzeptionelle Fälle im Lappischen s. K. NIELSEN Lærebok i lappisk I 89, 466, sowie über interessante Kongruenzerscheinungen im Tawgy-samojedischen s. M. A. CASTRÉN Grammatik der samojedischen Sprachen S. 187.

Das Adjektiv hat in den finnisch-ugrischen Sprachen keine besondere Form, es unterscheidet sich seiner Gestalt nach in keiner Weise vom Substantiv. Zwar zeigt im Lappischen das als Adjektivattribut gebrauchte Adjektiv in bezug auf seine Form einen Unterschied von dem in prädikativer Funktion erscheinenden, und Zeichen einer unterschiedlichen Behandlung treten uns u. a. im Tscheremissischen und in den obugrischen Sprachen entgegen, s. BEKE KSz. 14, S. 322, aber dies sind spät entstandene Erscheinungen. Unter ursprünglichen Verhältnissen hatte das Adjektiv jedenfalls bei attributiver Verwendung die Grundform. Das als Formkategorie dem Substantiv völlig ebenbürtige Adjektiv schloss sich recht eng an sein Regens an, es bildete mit ihm eine feste synthetische Einheit, ein Kompositum. Darum ist es verständlich, dass die Kasusendungen und die Numeruszeichen nur an das Regens angefügt wurden. Das Adjektivattribut geht auch immer seinem Regens voraus, das ist in allen uralischen Sprachen streng befolgtes Gesetz und nur ein Sonderfall davon, dass das

Digitized by Google

Rectum stets vor dem Regens steht. Es ist zu beachten, dass — wenn wir die früheren Verhältnisse ins Auge fassen — auch sonst kein wesentlicher Unterschied zwischen den Substantiven und Adjektiven gemacht werden kann, das Adjektiv kann ja nach Belieben substantivisch verwendet werden, *hyvä* bedeutet sowohl 'gut' als 'eine gute Sache, ein gutes Ding', Substantive hinwieder können als Adjektive Verwendung finden, z. B. *puutalo* ist dasselbe wie *puinen talo* 'ein hölzernes Haus'.

Die Anfügung des Numeruszeichens ausschliesslich an das Prädikat lässt sich ohne Mühe so erklären, dass es sich zwischen Subjekt und Prädikat im äussersten Grunde um ein Bestimmungsverhältnis handelt. Das Subjekt hat das in nominale Form gekleidete Prädikat bestimmt, es ist sein Attribut gewesen. Ein ursprünglicher Satz wie *lintu-lentävä* ist also ganz anders zu verstehen, als wir es mit unserem in den Fesseln der Schulgrammatik befangenen Denken gewöhnt sind. In jenem Satz findet sich kein Handelnder und findet sich keine Tätigkeit, wir können bei seiner Gliederung nicht den alten Kniff anwenden, »at opsøge verbet och spörge, hvem eller hvad der gör (er osv.) det som verbet i den i sætningen anvendte form angiver», um JESPERSENS Worte zu gebrauchen. Dieser Satz drückt nur einen unteilbaren Vorgang aus, er ist das sprachliche Symbol eines bestimmten psychischen Ganzen, eines Sachverhaltes, und nichts anderes. Ebensowenig wie es sich in dem Falle *puu-talo* um Holz für sich und ein Haus für sich handelt, ist in dem Fall *lintu-lentävä* von einem Vogel für sich und dem Fliegen für sich die Rede, es handelt sich nur um einen besonderen, eigenartigen Vorgang. Wenn wir versuchten, mit den heutigen Mitteln der Sprache an diesen Satz heranzukommen, könnten wir ihn vielleicht durch Ausdrücke wie 'Vogel-Fliegen, Vogel-Fliegendes (ist da)' od. dgl. charakterisieren. Bei der Auslegung ursprünglicher Gebilde müssen wir jedoch bedenken, dass sie regelmässig sehr mehrdeutig gewesen sind und dass wir bei unseren Vorstellungen leicht fehlgreifen. Der gleiche Ausdruck kann mehreren Zwecken gedient haben, nur der Zusammenhang, eine hinweisende Gebärde usw. konnte dem Hörer den präzisen

Digitized by Google

Sinn des Ausdrucks vermitteln. Die Richtung der sprachlichen Entwicklung geht denn auch ganz allgemein von der Mehrdeutigkeit nach Eindeutigkeit hin. Am wichtigsten ist von unserem Standpunkt aus die Feststellung, dass das dem heutigen Satze *lintu lentää* 'ein Vogel fliegt' vorausgehende Gebilde *lintu-lentävä* sich zu *lentävä* verhält wie *puu-talo* zu *talo*.

Es ist durchaus nichts Neues, das Subjekt als eine Bestimmung des Prädikats zu betrachten. Einen solchen Gedanken findet man u. a. bei KERN, s. Die deutsche Satzlehre S. 66, recht klar bei T. KALEPKY, s. Neuaufbau der Grammatik S. 26, entwickelt. In der finnisch-ugrischen Forschung treten derartige Auffassungen schon recht früh auf, z. B. bei S. BRASSAI, s. A magyar mondat. AkÉrt. 1860, 1, 1864, 3. Es ist jedoch hier nicht notwendig, genauer auf die Ansichten dieser und anderer Forscher einzugehen. Der Ausgangspunkt ist bei ihnen ein anderer, und auch sonst besteht ein ganz wesentlicher Unterschied zwischen dem, was oben ausgeführt worden ist, und ihrer Auffassung.

Was ich über das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat gesagt habe, bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als dass das prädikative Verhältnis in den uralischen Sprachen aus dem attributiven entstanden ist. Hierzu müssen ein paar erläuternde Worte geäussert werden.

Die Auffassung, dass all unser Denken eigentlich [illegible] von Urteilen sei, ist dazu angetan gewesen, dahin zu führen, dass alle attributiven Verhältnisse aus früheren prädikativen Verhältnissen erklärt werden. So nimmt schon HEYSE in seiner deutschen Grammatik an, dass *das grüne Laub* aus einem früheren *das Laub ist grün* entstanden sei, s. DELBRÜCK Grundfragen der Sprachforschung S. 151. Wesentlich dieselbe Auffassung findet sich auch bei PAUL. Nach ihm ist die Bestimmung nichts anderes als ein degradiertes Prädikat und ist die Bestimmung des Subjekts aus Sätzen hervorgegangen, in denen ein Doppelprädikat steht, s. Prinzipien S. 140. Denselben Gedanken haben in der finnisch-ugrischen Forschung E. KALMÁR und ZS. SIMONYI vertreten. Dieser Gedanke, der,

Digitized by Google

wie ich konstatierte, auf Grund typischen logischen Theoretisierens entstanden ist, kann mittels keiner sprachlichen Tatsache gestützt werden, im Gegenteil steht ihm unter anderem die Wortfolge entgegen, vgl. M. KERTÉSZ FUF 16 50. Wir müssen natürlich davon ausgehen, dass in der heutigen Sprache ein deutlicher Unterschied zwischen dem Attributiv- und dem Prädikativausdruck festzustellen ist. Dieser Unterschied ist meines Erachtens recht anschaulich von DELBRÜCK in seinen Grundfragen charakterisiert worden, und darum zitiere ich ihn hier. Delbrück geht von einem solchen einen selbständigen Satz bildenden Ausruf aus wie *ein Hase*!, mit dem der Redende die Aufmerksamkeit seines Gefährten auf einen über den Weg springenden Hasen lenken kann, und er fährt dann S. 147 fort: »Wenn hiezu noch ein Adjektivum käme, also etwa *ein weisser Hase*!, so wäre durch diese Hinzufügung offenbar die Gliederung des Satzes nicht verändert, sondern nur eine ausführlichere Bezeichnung des Substantivums eingetreten. Der Satz, mag man ihn nun als den Rest eines vollständigeren, oder als eine von Anfang an abgeschlossene Aeusserung betrachten, würde stets eingliedrig bleiben. Der Ersatz des Wortes *Hase* durch *weisser Hase* ist für den Satz ebenso gleichgültig, wie der Ersatz des Wortes *weisses Pferd* durch das Wort *Schimmel* sein würde. Ganz anderer Art aber sind Sätze, wie *Selig der Mann* (*der die Prüfung bestanden*), *Lumpenhunde die Reiter* (in Goethe's Götz) u. ähnl. Diese Sätze sind deutlich zweigliedrig, insofern das eine Wort dazu dient, von dem anderen etwas auszusagen.» NOREEN würde die Fälle *der weisse Hase* und *der Hase ist weiss*, in denen beiden nach seiner Terminologie *Hase* eine Prinzipalglosse und *weiss* eine akzessorische Glosse ist, so erklären, dass in dem ersteren, in der sog. adjunktiven Konnexion, die Verknüpfung der Vorstellungen schon stattgefunden hat, während diese in dem zweiten, in der sog. prädikativen Konnexion, gerade stattfindet.

Ich will nicht behaupten, dass derartige Charakteristiken in allen Hinsichten richtig sind, ich habe sie vielmehr als Beweis dafür angeführt, wie lebendig das Sprachgefühl den Unterschied zwischen einem attributiven und einem prädika-

Digitized by Google

tiven Ausdruck auffasst, sowie auch dafür, wie aussichtslos es von diesem Standpunkt aus wäre, ein beide Typen historisch verknüpfendes Band zu finden. Dass der Unterschied heute auch grammatisch betrachtet klar ist, bedeutet nicht, dass er immer bestanden hätte, ebenso wenig wie man, wenn in der Sprache heute deutlich zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart unterschieden wird, den Schluss ziehen könnte, dass ein derartiger Unterschied immer gemacht worden sei. Da wir nun bei der Betrachtung der prädikativen Ausdrücke im Lichte des Gebrauchs der Numeruszeichen dahin gekommen sind, dass der prädikative Ausdruck ursprünglich nicht von dem attributiven zu unterscheiden ist, sondern dass sich der erstere direkt aus dem letzteren entwickelt hat, so darf dies unter keinen Umständen so aufgefasst werden, als ob ich behaupten wollte, der Ausdruck *der Hase ist weiss* sei aus dem Ausdruck *der weisse Hase* entstanden. Dann wäre ja meine Auffassung der von PAUL diametral entgegengesetzt, und ich müsste also eigentlich das Prädikat als ein degradiertes Attribut definieren. Ich vergleiche diese Ausdrücke überhaupt nicht ihrer Bedeutung nach, sondern nur ihrem grammatischen Bau nach. Hiernach nehme ich an, dass *der Hase ist weiss* sich aus einem früheren attributiven Ausdruck wie *das Hasen-Weisse* entwickelt hat. Dieses mit dem Fall *der weisse Hase* zu vergleichen, wäre vielleicht ungefähr dasselbe, wie wenn ich *puukota* 'ein hölzernes Zelt' mit *kotapuu* 'eine Zeltstange' vergliche, welche beide attributive Ausdrücke und ihrem grammatischen Bau nach völlig analog sind.

Noch heute scheint es Sprachen zu geben, in denen es schwer ist, einen Unterschied zwischen attributiven und prädikativen Ausdrücken zu machen, in diesen Sprachen hat sich mit anderen Worten der eigentliche prädikative Ausdruck noch nicht entwickeln können. Recht instruktiv ist, was GRÖNBECH in seinem Werke Der türkische Sprachbau I, S. 85 schreibt: »Da nun die Wörter sich so fest mit einander verbinden, lässt sich im Türkischen, besonders in älterer Zeit, zwischen Nominalgruppe und Prädikatsverhältnis nicht scharf sondern. Zwei aneinandergereihte Nomina verwachsen zu einem Begriff, und manchmal ist es schwer zu sagen, ob sie als Nomen mit Attribut

Digitized by Google

oder als Satz zu analysieren sind; das heisst, dass die Unterscheidung unter Umständen hinfällig ist. Der ursprüngliche Sachverhalt, wie er auch in den modernen Dialekten noch vielfach nachweisbar ist, lässt sich ungefähr so veranschaulichen: (altt.) *ol olurur* kann eine selbständige Aussage, ein Satz sein: 'er sitzt'. Der Schwerpunkt der Aussage ist aber das letzte Nomen, und *ol* im Verhältnis dazu untergeordnet. Der Agens wird also als Attribut zu einem Verbalnomen ausgedrückt und ist eine blosse Beibestimmung zur Handlung. Eine Wiedergabe im Deutschen wie 'sein Sitzen' oder 'Er-Sitzen' kommt wohl dem wahren Sachverhalt am nächsten. Das ganze kann nämlich in genau derselben Form vor einem weiteren Nomen attributiv stehen: *ol olurur jer* 'die Stelle, wo er sitzt', wörtlich: 'Er-Sitzen-Stelle'.»

PAUL erklärt, dass alle syntaktischen Verhältnisse, abgesehen von den kopulativen Verbindungen, welche denn auch die einzige Ausnahme bilden, auf das Verhältnis von Subjekt und Prädikat zurückführbar sind, s. Prinzipien der Sprachgeschichte § 95. Als wir oben die Doppelsetzung des Dualsuffixes in Fällen wie ostj. *imeŋən ikeŋən* 'die Alte und der Alte' untersuchten, kamen wir zu dem Ergebnis, dass sich die kopulativen Verbindungen, also die Koordinationsverhältnisse im Satzinnern, später entwickelt haben als die Subordinationsverhältnisse. Da wir nun im Vorhergehenden konstatieren konnten, dass das Subjekt als die Bestimmung eines nominalen Prädikats aufzufassen ist, ergibt sich d a s S u b o r d i n a t i o n s v e r h ä l t n i s a l s d a s a l l g e m e i n e P r i n z i p, a u f d a s s i c h d e r u r s p r ü n g l i c h e B a u d e s u r a l i s c h e n S a t z e s i n a l l e n H i n s i c h t e n g r ü n d e t. Aus dem Subordinationsverhältnis stammen alle anderen syntaktischen Verhältnisse, ihm kommt also die fundamentale Stellung zu, die Paul und manche anderen mit ihm dem Verhältnis von Subjekt und Prädikat haben anweisen wollen. Dieser Gesichtspunkt ist natürlich dazu angetan, die verschiedenen Satztypen einander in bedeutendem Masse anzunähern. Sie sind also alle ursprünglich eingipflig, die einen, die Vorläufer der sog. subjektlosen Sätze, enthalten nur ein Prädikat, die anderen ausser dem Prä-

Digitized by Google

dikat Bestimmungen. Das Auftreten einer Bestimmung veränderte den Satz nicht auf wesentliche Weise, sie brachte nur etwas hinzu, was geeignet war, das Prädikat zu präzisieren und näher zu erklären. So vertritt also der subjektlose Satz den allereinfachsten Satztypus. »Durch die subjektlose Ausdrucksweise», sagt schon HEYSE Lehrbuch der deutschen Sprache (1839), »entsteht die einfachste Form des Satzes, eine Form des Existentialsatzes, der ein blosses Sein oder Werden darstellt . . .» In den heutigen uralischen Sprachen beschränken sich die subjektlosen Sätze auf gewisse bestimmte Fälle, aber es ist offenbar, dass, da sie einen uralten und wahrscheinlich den ursprünglichsten Satztypus repräsentieren, ihre Verwendung früher häufig, vielleicht einst sogar die ausschliessliche gewesen ist.

Bevor wieder weiter gehen, ist es angebracht, die Aufmerksamkeit auf eine sehr bekannte Erscheinung im Mordwinischen zu lenken. Zu den interessantesten Zügen dieser Sprache gehört die Konjugation der Nomina. Fast jedes Nomen kann sowohl im Nominativ als in einem obliquen Kasus wie ein Verb gebeugt werden, z. B. *eŕźan, eŕźat, eŕźa* 'ich bin, du bist, er ist ein Ersä', *kudosan, kudosat, kudoso* 'ich bin, du bist, er ist zu Hause'. Bemerkenswert ist, dass in der 3. Person Sg. keine Personalendung und auch keinerlei Suffix auftritt, die Kasusform an sich dient als Prädikat gerade als 3. Person Sg. des Präsens, vgl. *eŕźa* 'Ersä', *kudoso* Iness. von *kudo* 'Haus'. Fast die nämlichen Verhältnisse findet man im Samojedischen, z. B. *sawa* '(es ist) gut', *bârba* '(es ist) ein Herr', s. M. A. CASTRÉN Grammatik der samojedischen Sprachen S. 106. Ebenso wie im Mordwinischen können die Verbalsuffixe auch an andere Kasusformen als den Nominativ angehängt werden, und zwar so, dass die 3. Person Sg. von der Kasusform als solcher gebildet wird.

Nun wäre es natürlich unrichtig, zu behaupten, dass das Samojedische und Mordwinische in diesem Punkt die ursprünglichen Verhältnisse bewahrt hätten. Das ist schon darum unmöglich, weil auf beiden Seiten die Subjektskategorie und die finiten Formen voll entwickelt sind. Die 3. Person Sg. wird, obgleich sie in der Konjugation des Nomens formal

Digitized by Google

mit dem Nominativ oder einem anderen Kasus zusammenfällt, als finite Form gefühlt und aufgefasst, wie die entsprechenden Formen der Verben. Wenn wir von vorgeschichtlichen subjektlosen Sätzen sprechen, müssen wir — selbst wenn wir sie als eine Art Existentialsätze betrachten könnten, in denen sich gewissermassen latent das Verb 'sein' versteckte — bedenken, dass uns unsere Sprache scharfe Grenzen zieht, wenn wir diese alten vieldeutigen Gebilde beschreiben. Uns ist der Unterschied zwischen den Substantiven, Adjektiven und Verben so lebendig, dass wir uns gegenüber der Tatsache, zu der uns die vergleichende geschichtliche Forschung unbedingt führt, dass nämlich zwischen diesen Gruppen ursprünglich kein Unterschied bestehen konnte, ziemlich hilflos fühlen. Ich will gar nicht auf die Streitfrage eingehen, ob der Mensch mit seinen Worten zuerst Vorgänge oder Gegenstände ausgedrückt hat. Die historische Sprachforschung erstreckt sich nicht so weit in die Zeit zurück, dass sich auf Grund der gegebenen Tatsachen etwas auch nur im geringsten Masse Wahrscheinliches über den Sprachursprung aussagen liesse. Um auf unserem eigenen Gebiet zu bleiben, können wir nur konstatieren, dass die Nomina und Verben als Bedeutungskategorien aus voruralischer Zeit stammen. Ich versuche jedoch im folgenden meine Auffassung darüber zu entwickeln, wie ich mir die ursprüngliche prinzipielle Identität der Wortklassen als möglich vorstelle.

Die Grundvoraussetzung aller geistigen Tätigkeit beruht auf der Wahrnehmung von Ähnlichkeiten. »In der schwingenden und klingenden Welt» ist der Mensch schon früh imstande gewesen, die verschiedenartigsten Ähnlichkeiten festzustellen, und die Verwendung der Sprachzeichen gründet sich letzten Endes auf Ähnlichkeitserlebnisse. Dies wird meines Erachtens ausgezeichnet durch einen Fall beleuchtet, über den TAINE in seiner Arbeit Intelligence berichtet. Eine Kinderwärterin hat, sich hinter der Stuhllehne versteckend, dem Kind wiederholt das Wort Kuckuck zugerufen. Als das Kind dann einmal bemerkte, wie die Sonne sich hinter eine Wolke verzog, rief es Kuckuck. Die Anwendung des sprachlichen Zeichens beruhte hier deutlich auf einem Ähnlichkeitserlebnis. Ein und

Digitized by Google

dieselbe Erscheinung kann aber mehrere verschiedenartige Ähnlichkeitserlebnisse verursachen, je nach der durch unsere Bedürfnisse und Interessen bedingten Einstellung. So konnte der primitive Mensch irgendeine Erscheinung mit dem Worte *Bär* bezeichnen, als er z. B. ein sich in der Ferne bewegendes undeutliches Wesen im Unterschied von anderen Wesen als Bär erkannte. Er konnte die Erscheinung auch mit dem Worte *böse* ausdrücken, wenn ihn das Benehmen des Tieres an die Fälle erinnerte, in denen er dieses Wort zu gebrauchen gelernt hatte. Man könnte fast sagen, dass er in diesem Fall die Erscheinungen der Welt auf verschiedene Weise klassifizierte, sie teilten sich ihm nicht mehr in Menschen, Bären, Wölfe usw., sondern in fröhliche, bösartige u. a. Wesen. Gebrauchte er andererseits das Wort *läuft*, so beruhte das auf der Ähnlichkeit, die er zwischen einem laufenden Bären und früher von ihm gesehenen laufenden Wesen erkannt hatte. So konnte er also, objektiv betrachtet, ein und dieselbe Erscheinung bald mit einem »Substantiv», bald mit einem »Adjektiv» oder einem »Verb» bezeichnen jenachdem, von welcher Art die Ähnlichkeitserlebnisse waren, die im Bewusstsein erwachten. Nur auf dieser Basis ist, wie mir scheint, die ursprüngliche Identität der verschiedenen Wortklassen zu verstehen, denn sowenig wir von dem Worte *Kuckuck* im Munde des Kindes sagen könnten, welcher Wortklasse es angehört, können wir dies von den ursprünglichen Wörtern der Sprache sagen.

Die syntaktischen und morphologischen Verschiedenheiten sind natürlich alle ein Ergebnis späterer Entwicklung. Ein Wort wie *Bär* war, sobald es als Prädikat auftrat, von unserem Standpunkt aus betrachtet ebenso gut ein Verb wie *böse* oder *läuft*. Wenn man die Bedeutung dieser Wörter aber unabhängig von der prädikativen Funktion, die sie erfüllen, betrachtet, so wären sie von unserem Standpunkt Nomina. Das ursprüngliche Wort verhält sich zu den späteren Nomina und Verben ungefähr so wie das finnische *hän* zu den deutschen Pronomina *er* und *sie*. In einer Entwicklungsperiode, wo es sich so verhielt, konnte es keine finite Form geben, weil deren Wesen darin besteht, dass es an eine bestimmte syntaktische Aufgabe gebunden ist. Ursprünglich konnten

Digitized by Google

alle Wörter, wenigstens im Prinzip, ebenso gut als Prädikat wie als Bestimmung des Prädikats auftreten, z. B. *palaa* < *palava* 'es brennt' und *palava talo* 'ein brennendes Haus (ist da)'. Wenn ich also fortwährend angenommen habe, dass die finiten Formen aus Nominalformen entstanden sind, habe ich die Nominalform nicht als Gegensatz zur finiten Form hingestellt und auch nicht als deren Korrelat, sondern ich verstehe darunter eine Form, die im Satze sowohl Prädikat als deren Bestimmung sein und die als Prädikat ihrerseits Bestimmungen erhalten kann. Die in den heutigen uralischen Sprachen auftretenden Nominalformen erfüllen diese Bedingungen nur teilweise. Nachdem die finiten Formen entstanden sind, schränkt sich das Anwendungsgebiet der Nominalformen fortgesetzt ein, bis sie überhaupt nicht mehr als Prädikate erscheinen können. Das Verschwinden der Nominalsätze ist ein gutes Beispiel dafür.

Wir müssen uns aber jetzt wieder der Betrachtung des Verhältnisses zuwenden, das zwischen dem ein- und dem mehrgliedrigen Satze herrscht. Obwohl wir, indem wir das Subjekt als eine Bestimmung des Prädikats erklärten, diese Sätze verschiedenen Typs gewissermassen auf einen Nenner bringen konnten, ist das geschichtliche Verhältnis zwischen ihnen damit noch nicht aufgeklärt. Es handelt sich also jetzt darum, wie das grammatische Bestimmungsverhältnis entstehen konnte und worin eigentlich sein Wesen besteht. Diese Frage berührt eng die Entwicklung der Sprache überhaupt und die Tendenzen, die darin wahrzunehmen sind. Ich will jedoch in dieser Entwicklung nur auf eine Tatsache aufmerksam machen, die von grundlegender Bedeutung ist. Diese Tatsache ist die Erscheinung, die unter dem Namen Synthese bekannt ist.

Unter der in der Sprachentwicklung auftretenden Synthese verstehe ich die Erscheinung, dass zwei oder mehrere verhältnismässig selbständige Gebilde zu einer Einheit verschmelzen, die mehr als die Summe der Teile ist. Die sog. Entwicklungspsychologie behauptet allerdings, durch den Gedanken an den biologischen Organismus angeregt, dass alle Entwicklung vom Ganzen zu den Teilen fortschreite, und erblickt gern in den phantasievollen Darstellungen JESPERSENS über die allge-

Digitized by Google

meine analytische Richtung der Sprachentwicklung einen Beweis für ihre Lehren.[1] In der Sprachwissenschaft stützt sich die Sache aber nicht auf eine Theorie, sondern wir haben unanfechtbare Beispiele für die geradezu grundlegende Rolle der Synthese in der Entwicklung der Sprache. Es genügt, auf die Erscheinungen der Komposition hinzuweisen. Nach der Definition, die ich oben von der Synthese gegeben habe, ist *Bittersalz* eine synthetisch entstandene Form. Es ist mehr als die Summe seiner Glieder *bitteres* und *Salz*, vgl. DELBRÜCK Grundfragen S. 123. Die Entwicklung ist jedenfalls bei diesem sprachlichen Ausdruck von den Teilen zum Ganzen vor sich gegangen, denn *Bittersalz* ist bedeutend jünger als seine Teile. In den Kasussystemen der finnisch-ugrischen Sprachen wimmelt es fast von Formen, die ganz chronologisch als synthetisch entstanden erwiesen werden können. Beispielsweise ist der estnische Komitativ *pojaga* 'mit dem Knaben' aus einem früheren *pojan kansa* id. entstanden, das noch heute im Finnischen vorliegt. Aufschlussreich ist in diesem Fall vor allem, dass die zweite Komponente der Verbindung nach Verlust

[1] In recht rationaler Form tritt uns der Gedanke der analytischen Entwicklung in folgender Äusserung von E. N. SETÄLÄ, JSFOu. 43, 16, entgegen: »Es ist allgemein anerkannt, dass die Lautzeichen, die im ältesten Entwicklungsstadium der Sprache als Mittel zum Ausdruck menschlicher Vorstellungen und Gedanken auftreten, dem S a t z vergleichbar waren; über diese Stufe hinaus haben sich die Anfänge der Lautsprache, denen wir in der Tierwelt begegnen, nie erhoben. Eine grosse Entwicklung in der abstrahierenden und analysierenden Fähigkeit des Menschen bezeichnet die Entstehung der W o r tsprache, das, dass der Mensch aus einem grösseren Ganzen Zeichen für Einzelvorstellungen herauszulösen und sie auf neue Weise miteinander zu verbinden lernte. Diesen grossen Fortschritt könnte man gewissermassen mit der Erfindung Gutenbergs auf dem Gebiet der Buchdruckerkunst vergleichen: wie seine Erfindung darin bestand, dass die Schriftzeichen lose gemacht wurden, so dass man sie auf unzählige Weise kombinieren konnte, ebenso ermöglichte die Aufteilung des Satzes in lose Wörter deutliche Ausdrücke für die verschiedensten Verknüpfungen von Vorstellungen.» Ich vermag nicht einzusehen, mit welcherlei Tatsachen eine solche Auffassung begründet werden könnte. Wahrscheinlich ist es auch nur ein schlankweg gezogener Schluss aus dem Gedanken, dass der Satz vor dem Wort da ist und dass der primitive Satz eine ausserordentlich verwickelte phonetische Erscheinung wäre.

Digitized by Google

ihrer Selbständigkeit auch eine starke lautliche Reduktion erlitten hat. Das ungarische Kasussystem bietet in gewissen wesentlichen Teilen ganz ähnliche Fälle, und wir können den Gang der Entwicklung sehr gut mit Hilfe der alten Sprachdenkmäler verfolgen. Ich verweise hier nur auf BJÖRN COLLINDERS instruktiven Aufsatz Analytische Sprachentwicklung und linguistische Teleologie NyK 50. In der finnisch-ugrischen Ursprache war das Kasussystem bei weitem nicht so entwickelt, wie es z. B. im Ungarischen und Finnischen ist. Das Bild der indogermanischen Sprachen von einer Entwicklung, die von der Mannigfaltigkeit zur Einfachheit, vom synthetischen zum analytischen Ausdruck geht, hat keine solche Gültigkeit, dass es auf alle Sprachen und auf alle Zeiten angewandt werden könnte.

Die Entstehung des grammatischen Bestimmungsverhältnisses ist ebenfalls ein Resultat synthetischer Entwicklung. Im Prinzip ist es ganz dieselbe Erscheinung wie die Bildung der Komposita: zwei im Vergleich zueinander relativ selbständige Elemente bilden ein Ganzes. Wie das Abhängigkeitsverhältnis der Teile in verschiedenen Komposita verschieden ist, so gibt es mancherlei Bestimmungsverhältnisse, in den einen Fällen ist die Zusammenfügung lockerer, in den anderen fester. Da das Bestimmungsverhältnis, so aufgefasst, die Bildung einer höheren Einheit bedeutet, wäre der Gang der Entwicklung ungefähr folgendermassen zu denken. Vor der Entstehung des Bestimmungsverhältnisses sind in der Sprache ausschliesslich Einwortsätze vorhanden gewesen,[1] prinzipiell also

[1] Im Ururalischen sind fast alle Wörter, die nicht weiter zerlegt werden können, zweisilbig gewesen. Bemerkenswerterweise hat zwischen der ersten und zweiten Silbe ein scharfer Unterschied geherrscht. In der ersten Silbe bestand ein grosser Vokalreichtum, wahrscheinlich fünf hintere und ebenso viele vordere Vokale, ausserdem von allen Vokalen zwei Quantitätsstufen, eine kurze und eine lange, die semologischen Zwecken dienten. In der zweiten Silbe standen nur kurze Silben, und qualitativ gab es nur zwei Vokaltypen. In dieser Gestaltung gehen die uralischen Wörter, sowohl die Verben als die Nomina, in die voruralische Zeit zurück, und wir besitzen keine Möglichkeit, sie näher zu analysieren. Wir wissen nicht, aus wievielen synthetischen Prozessen diese zweisilbigen Satzwörter ihrerseits resultieren.

Digitized by Google

solche von der Art *sataa* 'es regnet'. Die Rede teilte sich also zwar in Wörter, aber sie waren, miteinander verglichen, relativ selbständig, sie bildeten je einen eigenen Satz, eine Art Existentialsatz. Alle Wörter der Sprache traten als solche subjektlose Sätze auf. Aus diesen ziemlich lockeren Elementen begannen sich dann auf die Weise immer grössere Einheiten zu bilden, dass sich zunächst zwei Sätze fester aneinander schlossen. Aus der von ihnen gebildeten, anfangs verhältnismässig zufälligen Verbindung wird allmählich das konventionelle Zeichen eines bestimmten Sachverhalts, und ihre Verknüpfung wird immer fester. Die Entwicklung ist also wesentlich dieselbe wie bei den Komposita. Die Bedeutung der Satzwörter bestimmt zum grossen Teil, wie fest die Verbindung ist, und die Richtung der weiteren Entwicklung wird demgemäss festgelegt.

Ich möchte in diesem Zusammenhang konstatieren, dass SCHUCHARDT die Entstehung des Subjekt und Prädikat enthaltenden Satzes auf einigermassen ähnliche Weise erklärt hat. »Den Satz haben wir also», sagt er SBPAW 1919, 864, »als den Urbestandteil aller Sprache anzusehen; das Wort ist erst aus dem Satze hervorgewachsen, wie der Begriff aus den Gedanken. Zwei aufeinander bezogene Sätze werden zu zwei Wörtern eines einzigen Satzes. Die einfachste Verbindung ist wohl die zwischen einer Heischung und zwar einer hinweisenden, und einer Aussage: *schau dorthin! Feuer!* = *dort brennt es!* In solchen Fällen kommen räumliche und zeitliche Anschauung zusammen zum Ausdruck und wir könnten von einem Raumwort, das von der Gebärde begleitet sein muss und durch sie ersetzt werden kann, und von einem Zeitwort reden, nämlich der Aussage eines Vorgangs.» Die hauptsächliche Übereinstimmung zwischen der Auffassung Schuchardts und den Gedanken, die oben dargelegt worden sind, besteht darin, dass die Entstehung des mehrgliedrigen Satzes als Ergebnis synthetischer Entwicklung gesehen wird, wobei eingliedrige Satzwörter den Ausgangspunkt bilden. Im übrigen ist der Unterschied recht bedeutend, denn SCHUCHARDT hat augenscheinlich nicht die Tatsache beachtet, dass es noch heute Sprachen gibt, in denen es mehrgliedrige Sätze gibt,

Digitized by Google

aber nichtsdestoweniger keine eigentliche Subjektskategorie existiert. In diesen Sprachen ist dagegen das Bestimmungsverhältnis voll entwickelt, was als Stütze für die Auffassung dienen kann, dass gerade es die älteste und ursprünglichste der syntaktischen Beziehungen ist.

Ich wiederhole das Gesagte noch kurz: die voruralische Rede teilte sich ursprünglich in Einwortsätze, die sich ziemlich lose und parataktisch aneinanderfügten. Auf dieser Grundlage bildeten sich dann umfangsreichere syntaktische Ganze, zunächst so, dass sich zwei Sätze fester aneinanderschlossen. In dieser Hinsicht ist es prinzipiell von Wichtigkeit, zu konstatieren, dass es Sprachen gibt, in denen eine derartige Entwicklung recht deutlich zu beobachten ist. J. Wils stellt in seiner Untersuchung Das kuschitische Kasussystem, Mélanges v. Ginneken S. 314, fest, dass in gewissen afrikanischen Sprachen »im Prinzip alles im Satz bei einer vagen Parataxe» bleibt. Er fährt dann fort: »Von einer Subjekts- oder einer Objektskategorie ist bei den Nomina von Sprachen wie dem Bilin, Barea, Kafa, Irob-Saho z. B. keine Spur zu finden, wie wichtig und unentbehrlich für den Aufbau des Satzes derartige Kategorien vom europäischen Standpunkt aus vielleicht auch erscheinen. Nirgendwo findet sich dafür irgendein besonderes Kennzeichen, nicht einmal in der Wortfolge, wo sich sonst in Sprachen dieses Typus das Aufkommen einer neuen Kategorie gewöhnlich zuerst anzukündigen beginnt. Alle Autoren sind sich darüber einig. Das Verrichten der Handlung durch das Subjekt, deren Erstreckung auf das Objekt findet keinen sprachlichen Ausdruck. Was sich findet, ist auch in diesen beiden Fällen wieder nichts anders als eine ganz allgemeine Nebenordnung neben dem Verbum, wobei die nominalen Glieder am besten als eine ganz unabhängig konstruierte Subjekts-, bezw. Objektsbestimmung charakterisiert werden können. Weiter als ein reines Nennen reicht ihre Funktion nicht.» Eine Kasusbildung tritt natürlich auf einem solchen Entwicklungsstadium, auf dem die Satzglieder im Vergleich zueinander relativ frei und selbständig sind, nicht auf. Das Einzige, wovon man sprechen könnte, ist ein Status absolutus. Aber neben diesem beginnt sich dann

Digitized by Google

ein Status constructus zu entwickeln, in dem die gegenseitige Bindung der Satzglieder schon zum Vorschein kommt und dessen Funktion vor allem possessiv sind. »Das einzige konstante äussere Merkmal, auf dem der Constructus vom Anfang bis zum Ende beruht, ist die Wortfolge. In allen kuschitischen Sprachen geht der suffixlose Genitiv regelmässig vorauf, nur das Galla weist meistens (das Somali zuweilen) Postposition auf mit deutlichen Resten der früheren umgekehrten Ordnung. Daneben kommen auch Partikelverbindungen vor, die die Konstruktionsnaht markieren und ausdrücklich anzeigen (-ā, -ī, -d, -id, -t(r), -to, -no usw.).[1] Grade der grosse Unterschied zwischen den gewählten Zeichen — wobei jede Sprache wieder ganz ihre eigenen unabhängigen Wege geht — beweist, dass dieser Verbindungstyp relativ jung ist im morphologischen System. Der Grad der Unterordnung in der Konstruktion, der die natürliche Folge des Entstehens einer höheren Einheit ist, wie van Ginneken an der Hand einer ganzen Reihe von Fällen aufgewiesen hat (Principes de linguistique psychologique, S. 500—507), nimmt anscheinend stets zu. Die Verbindung mit dem Hauptglied wird immer enger und dadurch verschärft sich auch der Gegensatz zu dem Absolutus, der nichts anderes tut als »Nennen« und »Zeigen».« Alles dies ist meines Erachtens auch im Hinblick auf die Entwicklung der uralischen Sprachen ausserordentlich beleuchtend, und es zeigt uns, wie die Grenze zwischen dem eingliedrigen subjektlosen Satz und dem mehrgliedrigen Satz geschlossen werden kann.

Die Entstehung des Bestimmungsverhältnisses bedeutete also die Ausbildung neuerer höherer Einheiten, und der ganze Prozess wird, wie mir scheint, auf bedeutsame Weise weiter beleuchtet, wenn wir ihn unter dem Gesichtswinkel der von der modernen Psychologie entwickelten Gestalttheorie betrachten. Unter Gestalt wird in dieser Theorie ein solches von einem Bewusstseinsinhalt gebildetes Ganzes verstanden, das

[1] Vgl. hiermit, was oben über den Genitiv der finnisch-ugrischen Sprachen ausgeführt wurde. Die Funktion der Endung *-n* dient ebenfalls wesentlich nur zur Markierung der Konstruktionsnaht.

Digitized by Google

mehr als nur die Summe seiner Teile ist, bei dem im Gegenteil das Ganze in bestimmender Stellung zu seinen Teilen auftritt. So ist die Melodie eine Gestalt, sie ist mehr als die Summe ihrer einzelnen Töne, aus denen sie zusammengesetzt ist. Eine Melodie wird als dieselbe erkannt, auch wenn sie in verschiedenen Tonarten und mit verschiedenen Instrumenten gespielt wird, wobei also die Teile verschieden sind, aber die Gestaltsqualität des Ganzen die gleiche bleibt. Besonders wichtig ist für uns in diesem Zusammenhang, was mit der sog. zentralisierten Gestalt gemeint ist. Dies ist eine Gestalt, in der beherrschende Teile, Zentren, vorhanden sind, während eine Gestalt, die keine derartigen beherrschenden Teile enthält, unzentralisiert ist. Die gleichmässige Reihe von Schlägen . . . . . bildet eine unzentralisierte Gestalt, weil darin kein Teil vorhanden ist, der ein Zentrum bilden würde. Dagegen ist die als rhythmisch aufgefasste Reihe · ● · ● eine zentralisierte Gestalt, weil sie deutliche beherrschende und beherrschte Teile enthält. Vgl. Aarni Penttilä Itämerensuomalaisten kielten painotusoppia S. 88. In diesem Werk sind übrigens die Lehren der Gestaltpsychologie verdienstvoll und fesselnd auf den Akzentbegriff angewandt. Es gibt Sprachen, in denen sich die betonten Silben zu ihre Umgebung beherrschenden Zentren gestalten, was zur Folge hat, dass die unter der Wirkung des Zentrums stehenden unbetonten Silben immer mehr von ihrer Selbständigkeit verlieren, so dass für ihre Entwicklung allerlei Reduktionserscheinungen kennzeichnend sind. Die Entwicklung der betonten und der unbetonten Silben geht in diesen Sprachen nach ganz verschiedenen Richtungen. Um diese Gesichtspunkte auf das Gebiet der Syntax anzuwenden und im Bilde der angeführten Reihe von Schlägen zu bleiben, könnte die voruralische Rede mit einer gleichmässigen solchen Reihe verglichen werden, in der die innere Bindung der Glieder schwach gewesen wäre. Die Einwortsätze schlossen sich parataktisch aneinander und bewahrten, miteinander verglichen, ihre Selbständigkeit gut. Die uralische Rede hinwieder hatte sich nach der Ausbildung zentralisierter Gestalten hin entwickelt, und man könnte sie mit der rhythmischen Reihe von Schlägen vergleichen. Die innere Bindung der Glieder war zu

Digitized by Google

einer festen geworden. Das Hauptglied, das Regens, war der tragende, beherrschende Teil der zentralisierten Gestalt, die Bestimmung, das Rectum, war der beherrschte Teil, der um so abhängiger und um so weniger selbständig hervortritt, je fester die innere Bindung ist. Denken wir uns ein Gebilde wie *puutalo* 'ein hölzernes Haus'. Da bildet *talo* das Zentrum der Gestalt, seine beherrschende Stellung ist ganz offensichtlich, während *puu* seine Selbständigkeit vollständig verloren hat, von seiner ursprünglichen Bedeutung ist nur etwas Abstraktes, Allgemeines übrig, nur etwas, was sich der Bedeutung des Wortes *talo* vollkommen einfügt.

Im allgemeinen scheint es, als wären die unzentralisierten Gestalten speziell den primitiven Stufen der Entwicklung eigentümlich, während die weitere Entwicklung oft gerade die Ausbildung der zentralisierten Gestalten bedeutet. »Wenigstens in grossen Zügen betrachtet geht die Entwicklung nach immer grösseren Ganzen, stabilen zentralisierten Strukturen zu, denen sich die primitive unzusammenhängende Stufe immer mehr entfremdet», sagt Penttilä a. a. O. S. 98. Der Entwicklungsgang, den wir uns in der Syntax der uralischen Sprachen vollzogen denken, passt genau hierzu. Die voruralische lose Verbindung zweier Sätze, z. B. *Vogell Fliegen!* ist zu dem kompakten Ganzen *Vogel-Fliegen* verschmolzen, in dem *Fliegen* zum Zentrum der Gestalt geworden ist und seine Selbständigkeit als Existentialsatz behauptet hat, *Vogel* dagegen hat seinen Satzcharakter und seine Selbständigkeit verloren, und es ist daraus der beherrschte, untergeordnete Teil der Gestalt geworden.

Es versteht sich von selbst, dass wir den Begriff der zentralisierten Gestalt nicht mechanisch auf die uralische Rede anwenden dürfen. Die innere Bindung ist nicht etwa in allen Gestalten die gleiche gewesen, sondern sie war vielmehr, an erster Stelle je nach der eigenen Bedeutung der Teile, bald fester, bald lockerer. Gerade diese Variabilität der inneren Bindung hat denn auch die Grundlage gebildet, auf der die weitere Verschiedenheit der Entwicklung fusst.

Von besonderem Interesse sind im Hinblick auf die Wandlung des Zentrums der Gestalt die Beziehungen zwischen

Digitized by Google

Regens und Postpositionen. In den auf einem älteren Standpunkt stehenden finnisch-ugrischen Sprachen ist es gewöhnlich, dass das Regens **vor** einer Postposition im Nominativ steht. So ist also das, was nach unserer Auffassung ein Regens ist, in Wirklichkeit eine Bestimmung, während die Postposition das Regens ist. Das ergibt sich deutlich daraus, dass das Possessivsuffix an die Postposition angefügt wird, z. B. mord. *stol alon* 'unter meinem Tisch' (eigtl. in meinem Tisch-Unteren). Im Finnischen heisst es heute regelmässig *pöydän alla* und *pöytäni alla*. Der Genetiv zeigt bereits die grössere Selbständigkeit des Regens, was recht deutlich zum Ausdruck kommt, wenn das Possessivsuffix an ihn antritt. Zugleich hat das alte Regens immer mehr von seinem ursprünglichen konkreten Bedeutungsinhalt verloren, es ist daraus eine ein abstraktes Verhältnis anzeigende Postposition geworden. Das Zentrum ist also in der Gestalt deutlich auf den früheren beherrschten Teil übergegangen. Die Zentralisierung der Gestalt kann sich dann weiter fortsetzen, und schliesslich kommt es dahin wie im Ungarischen oft in derartigen Fällen: die Postposition hat alle Selbständigkeit verloren, sie hat sich als Kasusendung fest an das Regens angeschlossen. Ebenso ist es natürlich mit dem Komitativ des Estnischen gegangen. *pojan kansa* 'mit dem Knaben' hat ursprünglich '(als) der Kamerad des Knaben' bedeutet, wo also *kansa* das Regens und seinem Bedeutungsinhalt nach völlig konkret war. Das Zentrum der Gestalt hat sich jedoch auf das frühere Bestimmungsglied *pojan* verschoben, welches zur beherrschenden Stellung emporgestiegen ist, und zugleich hat das frühere Zentrum immer mehr von seinem konkreten Bedeutungsinhalt eingebüsst, so dass davon in dem finnischen Gebilde *pojan kanssa* nicht mehr viel übrig ist. Im Estnischen hat die zentralisierende Entwicklung fortgedauert, und *kansa* hat seine Selbständigkeit gänzlich verloren, es ist eine abstrakte Kasusendung daraus geworden, *pojaga*.

Obwohl wir also mit guten Gründen annehmen konnten, dass das Subjekt aus einer früheren Bestimmung entstanden ist, und obwohl sich ausserdem aufgeklärt hat, wie man sich die Entwicklung des grammatischen Bestimmungsverhält-

Digitized by Google

nisses überhaupt zu denken hat, haben wir mit allem diesem noch keine Antwort auf die überaus wichtige Frage gefunden, w i e man sich die Entwicklung des Subjekts zu einer selbständigen, eigenartigen syntaktischen Kategorie vorstellen soll. Vom Standpunkt der Gestaltpsychologie ist die Sache insofern klar, als das Auftreten des Subjekts die Entstehung eines neuen Zentrums im Satz bedeutet. Aus dem ursprünglichen eingipfligen Gebilde ist ein zweigipfliges geworden. Wie der Prozess sich sprachgeschichtlich vollzogen haben mag, ist schwer zu sagen, denn vermutlich haben mehrere Wege offen gestanden. Im folgenden versuche ich gewisse Gesichtspunkte namhaft zu machen, die meiner Ansicht nach beachtenswert sind, wenn wir nach einer Lösung der Frage suchen.

Die Selbständigkeit des Bestimmungsgliedes neben dem Regens kann auf mancherlei Weise sichtbar werden. Wir haben schon oben gesehen, wie die Entstehung der Genitivendung eine solche Verselbständigung bedeutet. Im Mongolischen tritt oft nach dem Subjekt eine besondere Partikel (*anu, inu, ber*) auf, die auf das Subjekt hinweist und zugleich wohl seine Selbständigkeit hervorhebt, z. B. *šibaγun anu nisümüj* 'der Vogel fliegt', z. BÁLINT NyK 13 213, BUDENZ NyK 21 300. Von Interesse ist die possessive Partikel *ga* im Japanischen, die in Verbindung mit dem Subjekt begegnet, z. B. *saita, saita, sakura ga saita* 'es blüht, es blüht, die Kirschbäume blühen'. Im Japanischen kann es sich in einem solchen Fall eigentlich nicht um ein selbständiges Subjekt handeln, sondern um ein Attribut, das am ehesten mit dem Genitiv zu vergleichen ist, s. zuletzt H. HERRFAHRDT Wörter und Sachen 19 S. 167 ff. Uralischerseits ist nichts dergleichen zu konstatieren. Die Verselbständigung des Subjekts ist sicher auf anderem Wege erfolgt. Es sind besonders zwei Umstände, auf die ich in diesem Zusammenhang die Aufmerksamkeit lenken möchte.

Erstens der Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt. Vom Standpunkt der europäischen Sprachen aus, in denen alles unter dem Gesichtswinkel des Täters und der Tätigkeit gesehen wird, so dass z. B. im Englischen auch das Nichttätigkeit ein Tun ist, *I don't see*, vgl. C. KARSTIEN Festschrift für

Digitized by Google

H. Hirt II S. 319, ist es natürlich befremdlich, sich zu denken, dass auch das Objekt nicht als ein ursprünglich Gegebenes zur Sprache gehört. In allen uralischen Sprachen ist heute der Gegensatz zwischen Transitiv und Intransitiv, Subjekt und Objekt sehr wohl bekannt, aber trotzdem können wir nicht leugnen, dass dieser Gegensatz namentlich in den germanischen und romanischen Sprachen deutlicher hervortritt. Das zeigt sich auch darin, dass die Personalpronomina in den uralischen Sprachen gewöhnlich nur dann gesetzt werden, wenn ein besonderes Gewicht auf ihnen liegt, wie es früher auch auf indogermanischer Seite der Fall gewesen ist. Ferner kann das transitive Verb in den uralischen Sprachen viel häufiger ohne Objekt gebraucht werden. Bemerkenswert ist auch das Fehlen des Verbs *haben* in den uralischen Sprachen, da seine Verwendung in den germanischen und romanischen Sprachen ganz besonders geeignet ist, den Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt zu betonen. Wenn der Gebrauch einer Passivform in den obugrischen Sprachen recht häufig ist, beweist auch dies noch nicht, dass die Kategorien des Subjekts und Objekts zu voller Klarheit entwickelt waren. Auf interessante Weise geht das daraus hervor, dass die allgemein bekannte Regel, nach der das Passiv von intransitiven Verben immer unpersönlich ist, z. B. lat. *itur*, in diesen Sprachen gar nicht Stich hält. So sind Sätze wie der folgende sowohl im Ostjakischen als im Wogulischen häufig: *ōŋtena tam jūχtājem* 'man kam mit einem Speere auf mich zu' (eigtl. ich wurde mit (von) einem Speere gekommen), s. Patkanov-Fuchs KSz. 12 58, mit Literatur. Es wäre gar nicht möglich, solche Fälle zu verstehen und zu erklären, wenn wir an sie mit Hilfe der Begriffe von Subjekt und Objekt aus unseren Schulgrammatiken herangingen.

Mit Rücksicht auf die ursprünglichen Verhältnisse lassen sich Subjekt und Objekt auf keine Weise voneinander unterscheiden, sie sind von Haus aus ein und dasselbe Satzglied, beide sind Bestimmungen des Prädikats gewesen. In gewissen Fällen war infolge der Bedeutung des Prädikats der zweigliedrige Satz natürlich zweideutig, nur die Situation konnte entscheiden, ob z. B. *Mann-Töten* 'der Mann tötet' oder 'der

Digitized by Google

Mann wird getötet' bedeutete. Solche Fälle wie *Vogel-Fliegen* und *Fisch-Fangen* waren selbstverständlich ohne weiteres eindeutig.

Dass auch das Objekt als Bestimmung des Prädikats funktioniert hat, ergibt sich unter anderem teilweise daraus, dass es seinen Platz in den uralischen Sprachen ursprünglich immer vor dem Prädikat gehabt hat. Eine solche Wortfolge schimmert noch recht gut in den samojedischen und obugrischen Sprachen durch. Bemerkenswert ist ausserdem, dass das Objekt gewöhnlich unmittelbar vor dem Verb steht, was darauf hinweist, dass es im Vergleich zum Subjekt fester mit dem Prädikat verknüpft war. Der dreigliedrige Satz, mit Subjekt, Objekt und Prädikat, kann auch als ursprünglich zweigliedrig aufgefasst werden, das Subjekt wäre demnach die Bestimmung des von dem Objekt und Prädikat gebildeten Ganzen, also z. B. *Mann- (Bär-Töten)*. Die Erweiterung des Prädikats durch eine Objektbestimmung war meiner Auffassung nach geeignet, die Selbständigkeit des Subjekts unter den anderen Bestimmungen bedeutend hervorzuheben, da sie also nicht mehr direkt eine Bestimmung des Prädikatsverbs, sondern der das Prädikat bildenden Wortgruppe ist. Diese selbständige Stellung kann ihren Ausdruck in der Betonung gefunden haben, die die gegenseitige Gruppierung der Wörter verdeutlichte.

Ein zweiter Punkt, den wir beim Studium der Subjektskategorie besonders beachten müssen, sind die Gebilde, in denen als Subjekt ein Personalpronomen auftritt. In den uralischen Sprachen sind die Personalendungen ziemlich deutlich aus früheren Personalpronomina entstanden. Bemerkenswert ist nur, dass das Personalpronomen bei seiner Entwicklung zur Personalendung seinem Regens gefolgt ist und dadurch das allgemeine Prinzip der Wortstellung durchbrochen hat. Die uralischen Sprachen kennen, von einigen verhältnismässig jungen Fällen abgesehen, keine Präfixbildung, die Flexions- und Derivationsendungen folgen dem Wortstamm. Wie diese Tatsache damit in Einklang zu bringen ist, dass die Bestimmung seinem Regens ausnahmslos vorausgeht, ist schwer zu sagen. Es lässt sich nicht wohl annehmen, dass in frühen

Digitized by Google

Zeiten eine solche Entwicklung stattgefunden hätte, wie wir sie z. B. im Fall von est. *pojaga* konstatiert haben. Zu derartigen späten Verschiebungen des Zentrums der Gestalt haben nämlich besonders fremde Sprachen beitragen können. Andererseits kann man natürlich nicht ohne weiteres annehmen, dass die primären Kasusendungen und anderen Suffixe zu einer Zeit entstanden wären, wo die eigentliche, durch das Subordinationsprinzip bestimmte typische uralische Wortfolge noch nicht herauskristalliert war, obwohl das ja möglich ist. Jedenfalls ist es Tatsache, dass in den uralischen Sprachen das Bestimmungsglied vor seinem Regens nie seine Selbständigkeit so vollständig verliert, dass es zu einem blossen Präfix würde. Die uralischen Sprachen kennen z. B. keinen solchen Wechsel wie das Arabische, wo die Personalendungen mit den Personalpräfixen wechseln, z. B. 2. Sg. Impf. *ta-ḳtulu*, Perf. *ḳatal-ta*. Aber auch in den uralischen Sprachen ist die Stellung der Personalpronomina bei ihrem Regens sicher freier gewesen als die der anderen Nomina, und dieses Verhalten müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir die Bildung der Personalendungen erwägen. Diese Freiheit dürfte auf der semologischen Besonderheit dieser Wörter beruhen. Da sie, wie besonders die Pronomina der 1. und 2. Person, völlig eindeutig waren, bedurften sie zu ihrer Bestimmung keiner anderen Wörter und traten daher in Verbindung mit anderen Wörtern nie als Regens, sondern immer als Bestimmung auf. Infolge hiervon veränderte sich die Bedeutung des Ausdrucks nicht, wenn auch der Platz des Pronomens wechselte. Vor dem Regens konnte das Pronomen nicht zum Präfix reduziert werden, weil das System der Sprache in solcher Stellung keine Verschmelzung kannte, die erste Silbe des Regens durfte ihre beherrschende Stellung nicht verlieren, dagegen entwickelte sich aus dem Personalpronomen bei enklitischer Verwendung hinter dem Regens eine Personalendung. Von Interesse und wichtig ist es in diesem Zusammenhang, das Verhalten zu konstatieren, das uns in der mongolischen Schriftsprache entgegentritt. Der possessive Genitiv steht in dieser Sprache nach dem allgemeinen Gebrauch der altaischen Sprachen vor seinem Regens, z. B. *elžigenü čikin* 'das Ohr des Esels'. Eine

Digitized by Google

Ausnahme von der Regel macht nur das Personalpronomen, dessen Genitiv ebenso vor wie nach dem Regens stehen kann, z. B. *minu aχa* oder *aχa minu* 'mein älterer Bruder', s. PRÖHLE NyK 31 124.

Die mit Personalendung versehenen Formen sind natürlich ursprünglich keine finiten Formen gewesen. Andererseits kann ein Gebilde wie *tule-n* 'ich komme' doch nicht ohne weiteres mit 'mein Kommen' übersetzt werden. Diese possessivistische Auffassung, die besonders H. WINKLER vertreten hat, ist namentlich von SCHUCHARDT wiederholt scharf kritisiert worden. SBPAW 1920 449 sagt er: »FR. MÜLLER behauptet in der »Einleitung», ägypt. *meh-k* 'du füllst', sei ein mit Possessivsuffix versehener Nominalausdruck, weil *per-k* 'dein Haus' bedeute (und er verfolgt die Übereinstimmung der verbalen mit den nominalen Suffixen durch alle Personen hindurch). Hätte er gesetzt: *füll- du-* und *Haus- du-* (wie das in Ordnung wäre; vgl. *per imn 'Haus- Ammon-'*), so hätte er ebensogut daraus schliessen können, dass das Substantiv als Verb, wie dass das Verb als Nomen behandelt würde.» In dieser Bemerkung steckt sehr viel Wahres, aber sie verliert ihre Spitze, wenn die Nominalformen so weit aufgefasst werden, wie es oben geschehen ist, also so, dass die Nominalform die Form gewesen ist, die ebenso gut als Prädikat wie als Bestimmung auftreten kann. Nun ist jedoch zu beachten, dass die Verwendung der mit Personalendung versehenen Verbalform als Bestimmung, obgleich sie eine Nominalform war und in gewissen Fällen also völlig der Übersetzung 'mein Kommen' entsprechen würde, recht beschränkt, bedeutend stärker als die der Verbalform ohne Personalendung beschränkt war. In der uralischen Ursprache konnte es nämlich nicht heissen z. B. *die Stunde meines Kommens*, sondern es hiess, wie noch heute in manchen Sprachen, *meine Stunde des Kommens*. Somit ist die mit Personalendung versehene Verbalform hauptsächlich nur als Prädikat aufgetreten, und dieser Umstand konnte geradezu entscheidend sein, da daraus später eine deutliche finite Form entstanden ist.

In den uralischen Sprachen konnte sicher schon recht früh zu der mit Personalform versehenen Verbalform das Personal-

Digitized by Google

pronomen hinzugesetzt werden, namentlich dann, wenn es Nachdruck hatte, also *minä tule-n*. Als eine Bestimmung der Form *tule-n* kann das Personalpronomen in diesem Fall schwer angesehen werden. Es ist absolut gebraucht worden, es wäre also eine Art Nominativus absolutus oder pendens gewesen. Solche Fälle können bei der Entstehung einer selbständigen Subjektskategorie von hervorragender Bedeutung gewesen sein. Die Entwicklung der Formen der 1. und 2. Person zu finiten Formen hat eine entsprechende Erscheinung in der 3. Person nach sich gezogen. Der Stamm des Verbs oder eine mit irgendeinem Suffix abgeleitete Nominalform ist als solche zur persönlichen finiten Form geworden, die an sich das Subjekt auf dieselbe Weise wie die Formen der 1. und 2. Person enthält. So konnte in einer Reihe von Sätzen, die dasselbe Subjekt hatten, dieses bloss im ersten Satz zum Ausdruck kommen, danach musste die Verbalform allein, ohne Pronomen, sowohl das Subjekt als das Prädikat angeben, wo also z. B. *tulee* soviel wie 'e r kommt' ist. Hierfür wurden oben Beispiele im Zusammenhang mit den Dual- und Pluralfällen gegeben. Da diente das blosse Numeruszeichen zugleich als Personalendung. Als die Entwicklung eine solche Stufe erreicht hatte, war also *poika tulee* eigentlich 'der Knabe, er kommt'. Der Ausdruck war mithin auf dieselbe Weise zweigipflig wie *minä tule-n*, wo *minä* in einer Art appositionellem Verhältnis zu dem Element *-n* steht. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, darauf hinzuweisen, dass z. B. Alf Sommerfelt die früheren indogermanischen Gebilde auf dieselbe Weise erklärt hat. So wäre lat. *uir currit* in erster Linie nicht 'l'homme court', sondern 'l'homme, il court', s. Mélanges v. Ginneken 184. Das Pronomen hat ohne Zweifel eine zentrale Rolle in der Entstehung der Subjektskategorie gespielt. Es ist, wie mir scheint, kein Zufall, dass die Endung des Subjektskasus, des Nominativs, in manchen Sprachen aus einem früheren Pronomen entstanden ist.

Wie die Entwicklung in all ihrer Mannigfaltigkeit und Weitschichtigkeit verlaufen ist, lässt sich natürlich nicht sagen, sie kann für immer in Dunkel gehüllt bleiben. Durch meine theoretische Betrachtung hat gezeigt werden sollen,

Digitized by Google

wie man von den Einwortsätzen zuerst zu solchen mehrgliedrigen Sätzen gekommen ist, in denen sich die Beziehung der Satzglieder zueinander in allem auf das Subordinationsprinzip gründet, und weiter, wie dann aus derartigen Sätzen stufenweise der heutige Satz entstehen konnte, der sich wesentlich auf der Spannung zwischen Subjekt und Prädikat aufbaut. Die Aufklärung des Gebrauchs der Numeruszeichen hat den Ausgangspunkt und die Grundlage dieser theoretischen Betrachtung gebildet.

PAAVO RAVILA.

Digitized by Google

Über den Charakter des ostlappischen Stufenwechselsystems.[1]

Die von E. N. SETÄLÄ in seiner Untersuchung Über quantitätswechsel im finnisch-ugrischen dargelegten Prinzipien des Stufenwechsels, bei denen ausser den auf ostseefinnischer Seite auftretenden Wechselerscheinungen auch die des Lappischen berücksichtigt sind, haben vom Standpunkt des Lappischen nur in beschränktem Masse eine Nachprüfung erfahren. Eigentlich den einzigen eingehenderen Versuch in dieser Richtung hat K. B. WIKLUND in seiner Untersuchungsserie Stufenwechselstudien unternommen, aber das Endergebnis seiner Betrachtungen ist recht befremdend. Die Parallelisierung gewisser Sonderentwicklungen des Lappischen mit in anderen Sprachen begegnenden gleichlaufenden Erscheinungen veranlasste zu der Theorie von einem dreistufigen Stufenwechsel, dem gegenüber sich die anderen Forscher von Anfang an ablehnend verhielten. Wiewohl wir uns also nicht auf Wiklunds Standpunkt stellen können, dürfen wir doch konstatieren, dass das Gesamtbild, das auf Grund der heutigen Vertretung des Lappischen entworfen werden kann, nicht in jedem Punkt vollkommen mit der ursprünglichen Theorie Setäläs übereinstimmt. Auf der starken Differenzierung der lappischen Dialekte beruht es, dass die Verhältnisse nicht überall von gleicher Art sind. Im folgenden versuche ich, unter Beschränkung auf die Hauptpunkte die gemeinsamen Prinzipien im Stufenwechselsystem der ostlappischen Dialekte herauszustellen, d. h. die Frage zu behandeln, unter welchen Bedingungen die starke und die schwache Stufe

[1] Den Hauptpunkten nach am 25. Mai 1939 in der Lectio praecursoria des Verfassers vorgetragen.

Digitized by Google

im Urostlappischen in verschiedenen Silbenstellungen aufgetreten sind.

Zwischen der ersten und zweiten (bzw. dritten und vierten) Silbe ist die starke Stufe nach der Stufenwechseltheorie aufgetreten, wenn die zweite (bzw. vierte) Silbe ursprünglich offen, die schwache dagegen, wenn die zweite (bzw. vierte) Silbe geschlossen war. Diese Tendenz hat in allen Dialekten des Lappischen, mit Ausnahme des zum Schwund des Stufenwechsels gelangten Südlappischen, immer noch Geltung. Dem Wechsel, sei er qualitativ oder quantitativ oder beides zugleich, unterliegen im Lappischen sämtliche Konsonanten, also die ursprünglichen Einzelkonsonanten, Geminaten und Konsonantenverbindungen. Es erübrigt sich hier, diese allbekannte Tatsache mit Beispielen zu beleuchten. Die Regel ist jedoch nicht ganz streng. Sie erfordert zur Ergänzung die Bemerkung, dass der von der Offenheit oder Geschlossenheit der zweiten bzw. vierten Silbe abhängige Wechsel der starken und schwachen Stufe regelmässig nur in zwei- und viersilbigen Stämmen, im Stamm, auftritt, während man in Phonemen, deren Stamm ein- oder dreisilbig ist, recht oft, vielleicht meist, vor suffixaler zweiter oder vierter Silbe die nichtwechselnde kurze Quantitätsstufe konstatieren kann, unabhängig davon, ob die genannte Silbe von Haus aus offen oder geschlossen ist. Z. B. lpN KomSg., LokPl. **dâinâ** (da die zweite Silbe ursprünglich offen ist, möchte man die starke Stufe: ***dâi|dnâ** erwarten) 'der, jener', **mâinâ** (nicht: ***mâi|dnâ**) 'wer, was', KomSg., LokPl. + l. Sg. **Px.** lpN **nâkkariinam**, I *nahhāriɨ̯nôn* (nicht: N ***nâkkarii|dnam**, I ****nahhāriɨ̯ǹôn**) 'Schlaf, Traum', LokSg. lpI *mustè*, *tustè*, *sustè* (nicht: ****musȅ**le* usw.) 'ich, du, er', LokSg. + l. Sg. **Px.** lpN **nâkkaristam**, lpSk. Pa *ŋa'k·kᴬrạ̀stɨ̯·n*, Snk. *ŋặk·kᴬrạ̀stạn* 'Schlaf, Traum' (nicht: lpN ***nâkkaris|tam**, Sk. Pa ****ŋa'k·kᴬrạ̀sȅ**tôn* usw.). Vgl. meine Untersuchung Der ostlappische vokalismus vom qualitativen standpunkt aus,

Digitized by Google

S. 236. Eine solche kurze Stufe, die man, wenn man will, schwache Stufe nennen kann, da sie quantitativ der schwachen Stufe eines in entsprechender Silbenstellung stehenden, dem regelmässigen Stufenwechsel unterworfenen Konsonantismus gleich ist, beruht sicher, wie ich es erklärt habe (a. a. O. 235-6, 282), auf Analogie von Seiten der Beugungsformen des Paradigmas der zwei- und viersilbigen Stämme. Es scheint nämlich, dass die in den Dialekten des Lappischen vorkommende nichtwechselnde kurze Quantität des Konsonantismus zwischen der zweiten und dritten (bzw. der vierten und fünften) Silbe schon ein urlappischer Zug ist; die in Verbindung mit den Beugungssuffixen auftretende kurze Stufe konnte sich auf den Konsonantismus der entsprechenden Suffixe auch nach erster und dritter Silbe verallgemeinern. Wenigstens in einem Fall dürfte festzustellen sein, dass das Übergreifen der analogisch kurzen Stufe auf einen dem qualitativen Stufenwechsel unterworfenen Konsonanten für diesen auch zur qualitativ schwachen Stufe geführt hat, was im Hinblick auf die ursprüngliche Offenheit der nachfolgenden Silbe befremdet. Ich meine solche Partitivformen einsilbiger Pronominalstämme wie z. B. lpN **mâđe, dâđe**, I *maδè, taδè*, Sk. (Snk.) *mą̄ǯǯɛ̯, tą̄ǯǯɛ̯* von N **mī**, I *mī*, Sk. *mį̄* 'wer, was', N **dât**, I *tot'*, Sk. *tò't* 'der, er'; I *muδè, tuδè, suδè* von *mun* 'ich', *tun* 'du', *sun* 'er, sie', (Koskimies) *keδe̤* [*e̤* = *è*] von *ķī* 'wer', *tāδi* von *tāt'* 'dieser', *tuaδi* von *tuot'* 'jenes (weiter weg)', *miδe̤* von *mi̯ʟ'* 'wir', *tiδe̤* von *ti̯ʟ'* 'ihr', *siδe̤* von *si̯ʟ'* 'sie'. Erwartungsmässige Formen wären z. B. vom Standpunkt des Norwegischlappischen aus ***mâtte, *dâtte*** usw. KONRAD NIELSEN, der diese eigentümliche Schwachstufigkeit behandelt hat (Festskr. til Qvigstad 174), hat vermutet, dass sie auf Unbetontheit im Satze beruhe. Natürlicher aber ist es, die Partitive mit den weiter oben angeführten Formen im Paradigma dieser selben Pronomina (lpN KomSg., LokPl. **mâinâ, dâinâ** usw.) zu parallelisieren, in denen vor ursprünglicher offener Silbe die quantitativ kurze Stufe erscheint. Die Schwachstufigkeit der Partitive

Digitized by Google

lässt sich mit Hilfe solcher Partitivtypen wie (I) *kuəl̆lid*, (Sk. Pa) *kuəl̥l̥eD* von (I) *kuəl̆i*, (Sk.) *kuəl̥l̥ᵉ* 'Fisch' erklären. In den letzterwähnten Formen, in denen sich die Kasusendung an den zweisilbigen Stamm anschliesst, war der Vertreter des ursprünglichen **t* des Partitivs, wie mich dünkt, schon im Urlappischen ein kurzer Mediaverschlusslaut. Auf der Grenze der ersten und zweiten Silbe hinwieder wurde **t* in der starken Stufe durch halblanges stimmloses *t*, in der schwachen durch kurzes stimmhaftes *δ* vertreten; die kurze Einzelmedia ist in dieser Stellung gar nicht vorgekommen. Unter diesen Umständen ist es natürlich, dass, als sich auf die Endung des Partitivs in der Stellung nach der zweiten Silbe der lautgesetzliche kurze Konsonant verallgemeinerte, dieser nach der ersten Silbe nur als *δ* ausgesprochen werden konnte. Durchaus klar ist auch die Einwirkung des Partitivs der zweisilbigen Nomina im Paradigma der dreisilbigen Nomina. Formen wie I *kap'èriD*, Sk. *kạ̑'p◡p^{E}r̥eD* von I *kapp'ēr*, Sk. *kạ̑'p̀per* 'Mütze' können auf keinen Fall lautgesetzlich sein; vor ursprünglich offener vierter Silbe würde man natürlich *t* erwarten, vgl. z. B. 3. Sg. Prs. I *uį̄ḡ^{A}dôt'* (: 1. Sg. Prs. *uį̄ḡ^{A}dôδôm*) 'sich mit dem Boot vom Strande hinausbegeben', Sk. Snk. *ọ̑s̥ķ^{E}l◡ɒ̑ð̆t^{A}* (: 1. Sg. Prs. *ọ̑s̥ķ^{E}l◡ɒ̑ðạm*) 'sich wagen'. Nach dritter Silbe hat sich also die hinter der zweiten Silbe entwickelte Media als solche verallgemeinert und ist nicht durch *δ* ersetzt worden wie zwischen der ersten und zweiten Silbe. Da die Lautverhältnisse der nichthauptbbetonten Silben im allgemeinen nicht an so strenge Regeln gebunden sind wie die der hauptbetonten Silbe und nach dieser, so konnte auch hier D in eine Silbenstellung eindringen, in die es ursprünglich nicht gehört.

Das nächste Vergleichsobjekt für die bei den Beugungssuffixen des Lappischen begegnende Stufenverallgemeinerung bietet das Finnische dar. Als deutlichen Parallelfall können wir wenigstens die Endung des finnischen Partitivs anführen. Z. B. der in der heutigen Sprache allgemein gebrauchte Partitiv **kypärää** (die lautgetreue Entsprechung der obenerwähnten Formen I *kap'èriD*, Sk. *kạ̑'p◡p^{E}r̥eD*) von **kypärä** 'Helm' ist durch den Einfluss den zum Paradigma der zwei-

Digitized by Google

silbigen Nomina gehörenden Typus **kalaa** neben die lautgesetzliche Form **kypärätä** getreten. Das Lappische ist nur in der Verallgemeinerung einen Schritt weiter gegangen als das Finnische, die analogischen Formen sind auch nach der ersten Silbe zur Herrschaft gelangt. Dem lappischen Partitiv **mâđe** würde im Finnischen **miä* oder **midä* entsprechen.

Als weitverbreitete, wenn auch nicht in jeder Beziehung einheitliche Erscheinung dürfte sich die in dem Paradigma der ein- und dreisilbigen Stämme auftretende analogische kurze Quantitätsstufe schon aus dem Urlappischen herschreiben, und ich habe in meiner Dissertation angenommen, dass die Analogie nicht nur die Quantität der suffixalen Elemente, sondern auch ihre Akzentuation betroffen hat, was meines Erachtens entscheidend z. B. auf die Entwicklung der suffixalen Vokale der dritten Silbe eingewirkt hat (a. a. O. 263—4, 282).

Eine genauere Darstellung des ostlappischen Stufenwechsels zwischen der ersten und zweiten (bzw. der dritten und vierten) Silbe ist in diesem Aufsatz, der nur die prinzipielle Seite der Sache betrachtet, nicht vonnöten. Einige wichtigere Einzelheiten werde ich später vornehmen. Hier will ich die Aufmerksamkeit nur einem Punkt zuwenden. Im Inarilappischen erscheint in den urspr. dreisilbigen Phonemen eine Art Längung, die sowohl in der starken als in der schwachen Stufe vorkommen kann. Diese Dehnungsstufe, die bisweilen die I. starke (z. B. Ess. *kuəl̆lin* 'Fisch') bzw. die I. schwache Stufe (z. B. 3. Sg. Pot. *põr̆ə̀ɑ̯ǽ́* 'arbeiten') genannt wird, zum Unterschied von der kürzeren, in den urspr. zwei- und viersilbigen Phonemen vorkommenden Quantitätsstufe, der sog. II. starken (z. B. NSg. *kuəl̆i*, Ess. + 3. Sg. Px. *kŭə̆̀linis* 'fisch') bzw. der II. schwachen Stufe (z. B. 1. Sg. Prs. *põrɑ̯am*, 3. Du. Pot. *po·rɑ̯ɑ̯ə̀ž̌ə̆̀avà* 'arbeiten'), muss man für eine inarilappische Sondererscheinung halten. Die Versuche, Spuren dieser Erscheinung im Russischlappischen zu finden, gründen sich auf Missverständnis gewisser Entwicklungen dieser Dialekte. Ich bemerke noch, dass die Entstehung der I. starken bzw. schwachen Stufe in Hinsicht auf ihre Voraussetzungen von

Digitized by Google

dem eigentlichen Stufenwechsel zu trennen ist; die erwähnte Dehnung bezieht sich nämlich ebenso wohl auf die Vokale als die Konsonanten und kann in gewissen Fällen ausschliesslich im Vokalismus hervortreten, z. B. LokSg. *ńūnēst* 'Nase', vgl. GASg. *ńunè* id.

Zusammengefasst ergibt sich, dass der Stufenwechsel des Lappischen auf der Grenze der ersten und zweiten (bzw. der dritten und vierten) Silbe mit der Theorie Setäläs im Einklang steht; im Zusammenhang mit den suffixalen Silben ist jedoch eine ähnliche Verallgemeinerung und überdies eine solche grösseren Massstabes als finnischereits zu beobachten.

Wir kommen zu dem Stufenwechsel zwischen der zweiten und dritten (bzw. der vierten und fünften) Silbe. Setäläs Auffassung ist, dass die starke Stufe aufgetreten wäre, wenn die zweite bzw. vierte Silbe geschlossen, die schwache, wenn die zweite bzw. vierte Silbe offen war. Die Offenheit oder Geschlossenheit der folgenden Silbe wäre ohne Einfluss auf den Wechsel gewesen. Bei der Anwendung des letzterwähnten Momentes auf die Vertretung im Finnischen erheben sich gewisse Schwierigkeiten, angesichts deren z. B. OJANSUU (Vir. 1919 S. 93—6) angenommen hat, dass von alters her in gewissen Fällen ein von der Offenheit oder Geschlossenheit der nachfolgenden Silbe bedingter Wechsel stattgefunden hätte.

Wie schon eingangs erwähnt, begegnet in den lappischen Dialekten (von gewissen sekundären Erscheinungen abgesehen) in dem Konsonantismus zwischen der zweiten und dritten (bzw. vierten und fünften) Silbe die kurze Quantitätsstufe, die bei ihrer Verallgemeinerung auf die anderen Silbenstellungen mit der schwachen Stufe zusammengefallen ist. Die kurze Quantitätsstufe besagt mit anderen Worten, dass im Urlappischen auf der Grenze der zweiten und dritten Silbe unabhängig von der Offenheit oder Geschlossenheit der nachfolgenden Silbe eine Vertretung geherrscht hat, die quantitativ mit der schwachen Stufe des Konsonantismus nach der ersten

Digitized by Google

Silbe gleichwertig war. Nach meiner Auffassung hat es sich so verhalten, dass ein ursprünglicher Einzelkonsonant durch einen kurzen und eine Geminata durch einen halblangen Konsonanten vertreten wurde, eine Konsonantenverbindung durch eine Konsonantenverbindung, deren beide Komponenten kurz waren (die letzte Komponente konnte in gewissen Fällen halblang sein). Die zu dieser Definition gehörenden Einzelheiten werde ich später an verschiedenen Stellen besprechen.

Von den Erforschern der Lautgeschichte des Lappischen sind u. a. WIKLUND und ÄIMÄ der Meinung gewesen, dass die Vertreter der ursprünglichen Einzel-*k*, *-t*, *-p* nach der zweiten Silbe im Urlappischen dem Stufenwechsel unterworfen waren; dieser von der Setäläschen Theorie abweichende Standpunkt dürfte auch zutreffend sein. Dagegen kann man geteilter Ansicht darüber sein, ob der Wechsel ein derartiger war, wie die genannten Forscher annahmen. Beide stellten — Wiklund seiner einen dreistufigen Wechsel voraussetzenden Theorie gemäss, Äimä wahrscheinlich auf die Stufenwechseltheorie gestützt — in der starken Stufe als Ausgangsformen die Spiranten *γ*, *δ*, *β* auf, die in der schwachen Stufe mit Schwund gewechselt haben würden (s. MO IX 179; Vir. 1922 S. 12). Zur Annahme einer regelmässigen Schwundvertretung bieten jedoch die lappischen Dialekte eine äusserst geringe Stütze. Was andererseits die starke Stufe anlangt, scheint die Annahme natürlicher, dass in derselben nicht ein Spirant, sondern ein Verschlusslaut, speziell eine Media aufgetreten ist, worauf z. B. die im Westlappischen am häufigsten als Vertreter der ursprünglichen **k*, **t*, **p* begegnenden nichtwechselnden Mediaverschlusslaute *g*, *d*, *b* nachdrücklich hinweisen. Diese nichtwechselnde Vertretung durch Verschlusslaute auf der Grenze der zweiten und dritten Silbe erinnert an die Vertretung **k*, **t*, **p* auf der Grenze der ersten und zweiten Silbe in postkonsonantischer Stellung, nach stimmhaften Konsonanten. Ich stimme der Ansicht COLLINDERS bei, dass die postkonsonantischen Vertreter der ursprünglichen Einzelverschlusslaute im Urlappischen sowohl in der starken als der schwachen Stufe kurz

Digitized by Google

gewesen sind; der quantitative Wechsel hat nur die erste Komponente einer Konsonantenverbindung betroffen (s. COLLINDER, Lautlehre des waldlappischen dialektes von Gällivare 167—9). Gerade die kurze Quantität ist die Voraussetzung für die Entwicklung stimmloser Laute zu Medien gewesen, mag es sich um postkonsonantische Verschlusslaute zwischen der ersten und zweiten Silbe oder um ursprüngliche Einzelkonsonanten zwischen der zweiten und dritten Silbe handeln. Ein auf hauptbetonte Silbe folgender intervokalischer Einzelverschlusslaut hat sich darum stimmlos erhalten, weil er bereits im Urlappischen halblang war. Die im Ostlappischen häufige Erscheinung, dass die zwischen der ersten und zweiten Silbe stehenden postkonsonantischen Vertreter eines ursprünglichen Einzelverschlusslauts in der starken Stufe einer Konsonantenverbindung länger als kurz (lang bzw. halblang) sind, ist ein gegenüber den Verhältnissen des Urlappischen sekundärer Zug. Nichts veranlasst, daran zu zweifeln, dass die Einzelverschlusslaute nach stimmhaftem Konsonanten in einer früheren Phase des Lappischen einem gleichartigen qualitativen Stufenwechsel unterworfen waren wie auf finnischer Seite. Wenn gegenüber fi. **jalka : jalan** (< **jalγan*) in der lappischen Entsprechung sowohl in der starken als der schwachen Stufe ein Verschlusslaut auftritt (z. B. lpN **juolge : juolge**, GASg. I *jŭŏ̆ǯ̆ɫ̄ɢɪ* : GASg. *jŭəlɢ̄ɪ*), ist dieses Ausbleiben des Wechsels so zu verstehen, dass der Mediaverschlusslaut von Haus aus zur starken Stufe gehört, von welcher ausgehend er durch Verallgemeinerung den Spiranten der schwachen Stufe verdrängt hat (vgl. z. B. RAVILA, QuM 28).[1] Ganz

[1] Es scheint mir recht ungewiss, ob die in russischlappischen Dialekten als Vertreter der schwachen Stufe von postkonsonantischem *G* bzw. *D* vorkommenden Spiranten *γ* (> vor vorderem Vokal *j*) bzw. *δ* (s. T. I. ITKONEN, VKA 55—6, 67—8) in das Urlappische zurückzuführen sind, wie gewisse Forscher vermutet haben (s. z. B. ÄIMÄ, JSFOu. XXIII 25 S. 2—6; ders., FUF VI 181—211; T. I. ITKONEN, VKA 57 f.). Da z. B. im Skoltlappischen regelmässig nur als Vertreter der schwachen Stufe von **k* ein Spirant auftritt (neben *γ* kann man ausserdem *g* und *G* hören), wogegen ich in der schwachen Stufe von

Digitized by Google

ebenso fasse ich die starkstufige Mediavertretung zwischen der zweiten und dritten Silbe im Westlappischen als eine Verallgemeinerung auf.

In den westlappischen Dialekten scheint sich also zwischen der zweiten und dritten Silbe kein auf alte Prämissen zurückgehender Stufenwechsel der Verschlusslaute erhalten zu haben.[1] Dasselbe gilt von den anderen Konsonanten bzw. Konsonantenverbindungen. Ein teilweise anderes Bild gewährt das Ostlappische. Hier ist in gewissen Fällen ein deutlicher qualitativer Wechsel anzutreffen. Von den ursprünglichen (wenigstens vom Standpunkt des Urlappischen aus ursprünglichen) Einzelkonsonanten treten in dem Wechsel erstens *s* und *š* auf. Der Wechsel dieser Spiranten mit den entsprechenden stimmhaften (bzw. halbstimmhaften) Lauten, *z* und *ž* (bzw. z und ž), ist dieser Dialektgruppe auch nach hauptbetonter Silbe eigentümlich. Z. B. lpI *põššą̄δ* : 1. Sg. Prs. *põząm*, Sk. *pē̮ssôᴅ* : 1. Sg. Prs. *pē̮zzôm* 'waschen'; I *vašò* : GASg. *važò*, Sk. *vą̄šš*$^{\Delta}$: GASg. *vą̄žž*$^{\delta}$ 'kalter Luftzug'. Im Westlappischen ist die Erscheinung unbekannt, z. B. lpN **bâssât** : 1. Sg. Prs. **bâsâm**; **vâššo** : GASg. **vâšo** s. o. Nach Setälä's Ansicht ist der qualitative Wechsel der Spiranten ein ursprünglicher Zug, und wenigstens für das Lappische gibt es nichts, was diesem Gedanken widerspricht. Jedenfalls ist der Wechsel *s* : *z* (z), *š* : *ž* (*ž*) schon urostlappisch. Am deutlichsten hat sich der Wechsel zwischen der zweiten und dritten Silbe bis zu unseren Tagen im Inarilappischen erhalten. Bei der jetzt lebenden Generation beginnt er schon zu verschwinden, so hörte ich in der Rede aller meiner drei Sprachmeister

---

**t* bzw. **p* nur einen Verschlusslaut, *d* und ᴅ (nach VKA kann man allerdings auch *δ* finden, s. S. 55—7, 67—9) bzw. *b* und ʙ gehört habe, halte ich es für wahrscheinlich, dass sich *γ* (*j*) aus einem früheren stimmhaften Verschlusslaut entwickelt hat. Es dürfte ein gemeinrussischlappischer postkonsonantischer Wechsel *G* ~ *g*, ᴅ ~ *d*, ʙ ~ *b* anzunehmen sein, bei dem die Medien der starken Stufe lang (bzw. halblang), die stimmhaften Verschlusslaute der schwachen Stufe kurz waren.

[1] Einige in den Bereich dieser Dialekte gehörende Lauterscheinungen, in denen sich die doppelte Entwicklung möglicherweise von einem Stufenwechsel herleiten lässt, berührt Ravila, JSFOu. XLV 6 S. 7 f.

Digitized by Google

nur einen stimmlosen Laut, aber die Aufzeichnungen von A. V. Koskimies 1886 und von Äimä 1900 spiegeln einen zum mindesten mundartlich vorhanden gewesenen regelmässigen Stufenwechsel wider.

Der in Rede stehende Wechsel ist, um den guten Terminus von Wiklund anzuwenden, ein suffixaler, und er beschränkt sich lediglich auf ursprünglich drei- oder fünfsilbige Phoneme (wir betrachten hier nur den Wechsel zwischen der zweiten und dritten Silbe und lassen den entsprechenden Wechsel zwischen der vierten und fünften Silbe beiseite). Von den Prinzipien der Setäläschen Theorie abweichend, ist der Stufenwechsel von den Verhältnissen der nachfolgenden Silbe abhängig derart, dass vor ursprünglich offener Silbe *s*, *š*, vor ursprünglich geschlossener *s*, *š* (*z*, *ž*,) auftritt. Einige Beispiele (aus den Aufzeichnungen Äimäs; die Transkription ist ein wenig ausgeglichen):

Urspr. 3silbige Phoneme: GASg. *pakk'ąz*, NPl. *pakk'ązeh*, GPl. *pakk'ązi̯ʻ*; urspr. 5silbiges Phonem: AbessPl. *pakk'ązi̯i̯tt'ā* von *pāhąs* 'heiss' (in allen Belegformen ist die 3. Silbe urspr. geschlossen).

Urspr. 3silbige Phoneme: 1. Sg. Prs. *lɛ̀ìhąžąm*, 3. Sg. Impf. *lɛ̀ìhąži̯ʻ* (3. Silbe urspr. geschlossen) : 3. Sg. Prs. *lɛ̀ìhąš* (3. Silbe urspr. offen) von *lɛ̀ihąšiδ* 'spielen'.

Urspr. 3silbige Phoneme: GASg. +3. DuPl. Px. *pā̀rniz* (3. Silbe urspr. geschlossen): GASg. +3. Sg. Px. *pā̀rnis* (3. Silbe urspr. offen) von *pā̀rni* 'Sohn, Kind'.

Dagegen erscheint in ursprünglich viersilbigen oder solchen mehrsilbigen Phonemen, deren Stamm viersilbig ist, auf der Grenze der zweiten und dritten Silbe stets das *s*, *š* der starken Stufe, mag die dritte Silbe von Haus aus offen oder geschlossen sein. Beispiele:

NSg. +1. Sg. Px. *kálläsąm* von *ķā̀lis* 'Ehemann, alter Mann'; Inf. *lɛ̀ìhąšiδ* 'spielen' (4. Silbe urspr. offen).

Digitized by Google

LokSg. *pakk'ᴬsist*, KomSg. *pakk'ᴬsàin* von *pāhạs* 'heiss' (suffixale starke Stufe, obwohl die dritte Silbe urspr. geschlossen ist).

NSg. *pakk'ᴬsoʙ*, NPl. *pakk'ᴬsoʙòh*, LokSg. *pakk'ᴬsoʙʙōst* 'heisser', vgl. *pāhạs* s. o.; NSg. *kàlläsạ́ź* 'Greis', Dem. von *ķ̄ālis* s. o. (in diesen radikale starke Stufe trotz der urspr. Geschlossenheit der dritten Silbe).

Die Stufenwechselverhältnisse zwischen der vierten und fünften Silbe sind ähnlicher Art; der Wechsel kommt nur suffixal in urspr. 5- oder 7silbigen Phonemen vor.

Der vorstehende Wechsel hängt deutlich mit der in den verschiedenen Phonemtypen herrschenden verschiedenartigen Akzentuation zusammen. Wie ich auf Seite 246 meiner Dissertation ausgeführt habe, besteht in den meisten Dialekten des Inarilappischen das Verhalten, dass in (isoliert ausgesprochenen) ursprünglich 3- und 5silbigen Phonemen auf die zweite Silbe ein mittelstarker Nebenakzent fällt, während die dritte, wenn sie nicht geschwunden ist, schwachen Druck hat. Dagegen ist in ursprünglich 4silbigen und solchen mehrsilbigen Phonemen, deren Stamm 4silbig ist, die zweite Silbe unbetont oder nur schwach akzentuiert, aber die dritte Silbe hat einen kräftigen Nebenakzent. In den Typen *pa:kk'ạ.z*; *lɛ:ìhạ.š*; *pā:r̀ni.z*, *pā:r̀ni.s* bzw. *pa:kk'ạ.zeh*, *pa:kk'ạ.zi̯ʼ*; *lɛ:ìhạ.žạm*, *lɛ:ìhạ.ži̯ʼ* sind die Druckwerte 4 2 bzw. 4 2 1 (4 = Hauptton oder Gravis, 2 = mittelstarker Nebenton oder Levior, 1 = schwacher Nebenton oder Levis), in dem Typus *pa:kk'ạ.zi̯ʼtt'ā·* 4 2 1 3 (3 = starker Nebenton oder Gravior). In den Typen *kà:lläsạ·m*; *lè:ihạš̌i·ð*; *kà:lläsạ·ǿź* bzw. *pa:kk'ᴬsi·st*, *pa:kk'ᴬsà·in*; *pa:kk'ᴬso·ʙ* sind die Zahlen 4 1 3 bzw. 4 0 3, in dem Typus *pa:kk'ᴬso·ʙòh* 4 0 3 1, in dem Typus *pa:kk'ᴬso·ʙʙō.st* 4 0 3 2. Wie wir sehen, hat also die Voraussetzung des Stufenwechsels darin bestanden, dass die zweite Silbe einen Nebenakzent getragen hat. Eine solche Struktur, bei der sich sowohl der Hauptton als der erste Nebenton auf die Anfangssilben verlegen, hat sich in bezüglich ihrer Silbenzahl unpaaren Phonemen entwickelt. Man fragt sich, ob das Fehlen des

Digitized by Google

Stufenwechsels nach der zweiten Silbe von viersilbigen und betreffs ihres Stammes viersilbigen Phonemen so zu erklären ist, dass die unbetonte zweite Silbe zwischen der stark betonten ersten und der gleich akzentuierten dritten Silbe im Intensitätsverlauf eine Art Zäsur erzeugte, oder mit anderen Worten, dass der Einzelkonsonant am Anfang der dritten Silbe seiner Funktion nach am ehesten mit dem wortanlautenden Konsonanten zu vergleichen war, bei dem auch kein Stufenwechsel aufgetreten ist, mochte die erste Silbe nun offen oder geschlossen sein.

Auch im Skoltlappischen kann man sehen, dass ein Wechsel von *s* : *z* (z), *š* : *ž* (ž) zwischen der zweiten und dritten Silbe offenbar nach denselben Prinzipien wie im Inarilappischen aufgetreten ist, wennschon in der heutigen Sprache der stimmlose Sibilant an Boden gewonnen hat, während sich der stimmhafte nur in Apokopefällen behauptet. Z. B. von Phonemen mit Elision (urspr. 3silbige Phoneme): GASg., NPl. *vɛ̯ǹnə̑z* von *vɛ̯nə̑s* 'Boot', *ńo̯ǹnạ̑ˑž* von *ńo̯nạ̑ˑš* 'Spitze der Renntierkarawane'; NSg. + 3. DuPl. Px. *ạ̄l̄ɛ̯̄ez* von *ạ̄l̄ɛ̯̄ᴱ* 'Sohn' (3. Silbe in diesen Wörtern urspr. geschlossen) : NSg. + 3. Sg. Px. *ạ̄l̄ɛ̯̄es* von *ạ̄l̄ɛ̯̄ᴱ* s. o. (3. Silbe urspr. offen).

Die kolalappischen Dialekte beleuchten diese Frage nicht, was sich aus der in ihnen vor sich gegangenen Sonderentwicklung erklärt. In Kildin haben *z*, *ž* nach den mir verfügbaren spärlichen Beispielen im allgemeinen ihre Stimmhaftigkeit verloren; im Terlappischen dürfte im Wortauslaut dasselbe geschehen sein, während im Inlaut auch die stimmlosen Sibilanten stimmhaft geworden sind. Andererseits ist zu beachten, dass, wie ich in meiner Dissertation beiläufig bemerkt habe (S. 150), auch im Russischlappischen nach Ausweis gewisser Vokalverhältnisse die zweite Silbe des ursprünglich dreisilbigen Phonemens wie im Inarilappischen einen bedeutenden Nebenton gehabt hat, der gerade die Grundvoraussetzung der behandelten suffixalen Stufenwechselerscheinung gewesen ist.

Zu dem Vorstehenden sei noch eine kleine Bemerkung hinzugefügt. Da die kurzen *k*, *t*, *p* zwischen der zweiten und dritten Silbe, wie erwähnt, augenscheinlich bereits im Urlappischen

Digitized by Google

(halb)stimmhaft geworden sind, wird man fragen, warum sich dasselbe Lautgesetz nicht auch auf die kurzen stimmlosen Sibilanten erstreckt hat, oder mit anderen Worten, ob nicht statt des Wechsels *s* : *z* (z) nichtwechselndes *z* (z) zu erwarten wäre. Indem ich die Frage offen lasse, worauf es letzten Endes beruht, dass die Entwicklung der Verschlusslaute und der Sibilanten verschiedene Wege gegangen ist, weise ich auf den entsprechenden Unterschied hin, der in der Vertretung dieser Laute nach stimmhaftem Konsonanten zwischen der ersten und zweiten Silbe herrscht. Der kurze stimmlose Verschlusslaut hat sich zur Media entwickelt (vgl. oben S. 143—144), aber der Sibilant nicht, z. B. lpI NSg. *vīi̯ses*, GASg. *vii̯ssȧ* 'klug' (nicht: **vīi̯zes*, **vii̯žȧ*), vgl. fi. viisas id.

Eine Parallele zu dem Wechsel *s* : *z* (z), *š* : *ž* (*ž*) bietet meines Erachtens der Wechsel von *g* und Schwund in den inarilappischen Entsprechungen der norwegischlappischen mit dem Derivationselement **-âg-** gebildeten Nomina dar, von deren Beugung ich Beispiele in meiner Dissertation S. 378 anführe. Heute kann in diesen Wörtern (z. B. NSg. *kāmuû̯*, GASg. *kammū* 'Schuh' = lpN **gāmâ -bmâg-**; NSg. *miestą*, GASg. *mĭĕšt̀ū* 'Strauch' = lpN **miestâ -s|tâg-**; NSg. *kuB̄Duû̯*, GASg. *kuB̄Dū* 'breit' = lpN **gow|dâg**) Schwund des zwischen der zweiten und dritten Silbe stehenden Verschlusslautelements im ganzen Paradigma auftreten, ausgenommen die sg. Nominative vom Typus *kāmuû̯* und *kuB̄Duû̯*, deren *-û̯* dem lpN **-g** entspricht. Anderseits hört man, obwohl nur gelegentlich, auch *g* in allen Fällen ausser dem sg. Nominativ und dem Genitiv-Akkusativ. Ein allgemeiner und ohne Zweifel ursprünglicher Zug ist jedoch das Auftreten des *g* nur in ursprünglich viersilbigen Phonemen. Hieraus darf man schliessen, dass der Schwund ursprünglich nur in die 3- (und 5-) silbigen Phoneme gehört hat, ein Verhalten, das denn auch z. B. in den seiner Zeit von Koskimies aufgezeichneten Paradigmen recht konsequent bewahrt ist. Auch vom Standpunkt der heutigen Sprache aus kann man also folgern, dass die lautgesetzliche Vertretung z. B. im Paradigma der Wörter *kāmuû̯* und *miestą* etwa die folgende ist:

Urspr. 3silbige Phoneme: GASg. *kammū*, *mĭĕšt̀ū*, NPl. *kam-*

Digitized by Google

mūh, mĭĕšlūh, GPl. *kammùl̥'*, *mĭĕšlùl̥'*; urspr. 5silbige Phoneme: LokSg. + 1. Sg. Px. *kammūštạn*, KomSg., LokPl. + 1. Sg. Px. *kammùl̥nạn*, GAPl. *kammùl̥ɒạn*. Urspr. 4silbige Phoneme: LokSg. *kamm^{a}ǫ̀ist, mĭĕšl$^{\Lambda}$ǫ̀ist*, KomSg. *kamm^{a}ɑ̀ain, mĭĕšl$^{\Lambda}$ɑ̀ain*, APl. *kamm^{a}ǫ̀ĭl̥ɒ, mĭĕšl$^{\Lambda}$ǫ̀ĭl̥ɒ*, IllPl. *kamm^{a}ɑ̀aiɒ, mĭĕšl$^{\Lambda}$ɑ̀aiɒ*, LokPl. *kamm^{a}ǫ̀ĭl̥n, mĭĕšl$^{\Lambda}$ǫ̀ĭl̥n*; NSg. + 1. Sg. Px. *kamm^{a}ɑạm*, GASg. + 1. Sg. Px. *kamm^{a}ɑạn*.

Solche den lautgesetzlichen Formen gegenüber heute fast häufigere Bildungen wie LokSg. *kammụst, mĭĕšlụst*, KomSg. *kammùin, mĭĕšlùin*, APl. *kammụ̈l̥ɒ, mĭĕšlụ̈l̥ɒ* usw. sind analogisch.

Der Konsonant, dessen Schwund in ursprünglich 3- und 5silbigen Phonemen einen kontrahierten Vokal in der zweiten Silbe hervorgerufen hat, war sicher *γ*. So ist z. B. der NPl. *kammūh, mĭĕšlūh* auf **kāmmạyek, *mĭĕšlạyek* zurückzuführen. *γ* ist zu *v* geworden (derselbe Wandel hat im Inarilappischen auch nach hauptbbetonter Silbe stattgefunden, z. B. GASg. *jūụvạ* von *jūhʌ* 'Fluss' = lpN **jogâ** von **jokkâ** id.), woraus weiter Ø wie ursprüngliches *v* zwischen der zweiten und dritten Silbe (z. B. lpI *ǫ̆ă̆r̥rē* 'Eichhorn' < urlp. **ōr̥ēvē*, vgl. lpSk. *^{v}ŭă̆r̥ev* id.)

Wie ist dieser anzunehmende Wechsel *ɑ* : *γ* geschichtlich zu beurteilen? Ist er eine junge, den Prinzipien des Wechsels *s* : *z* analogisch angepasste inarilappische Erscheinung oder altes Erbe? Zur Beleuchtung der Frage muss man prüfen, wie **k* zwischen der zweiten und dritten Silbe überhaupt in den ostlappischen Dialekten vertreten ist.

Für das Inarilappische sind noch gewisse einschlägige Fälle zu erwähnen, die nicht zu den mit dem Suffix **-âg-** gebildeten Nomina gehören. In *ķēr̆riụ̀'* 'Gerichtssitzung' (= lpN **gærreg**) finden wir die Vertretung des nichtwechselnden auf **γ* zurückgehenden *ụ̀, v* im ganzen Paradigma, also auch in ursprünglich 4silbigen Phonemen, z. B. LokSg. *ke·r̆ivist*. Man beachte auch die Ableitung *ke·r̆ivạššạð* 'prozessieren'. Das Nomen *mālj̥uụ̀'* 'Biber' (= lpN **maggjeg**) hat sich analogisch dem Typus *kāmuụ̀'* angepasst. In ursprünglich 3silbigen Adverbien des Typus *ķēššiụ̀'* 'im Sommer' (= lpN **gæsseg**), *tälv̄iụ̀'* 'im Winter' (= lpN **dal'veg**) beobachtet man auch

Digitized by Google

den Halbvokal. Aber in viersilbigen Stämmen, das ebenerwähnte *ke'rivą̊šš̥ą̊ð* ausgenommen, erscheint durchaus nach den Prinzipien des im Paradigma der Nomina vom Typus -âg- auftretenden Wechsels *a*, z. B. Adj. def. *na'ð'ą̊ą̊s* 'eigensinnig, halsstarrig (vom Renntier)' (= lpN **nāddâgâs**), Adj. def. *oll'ą̊ą̊s* 'hoch, Höhe' (= lpN **âllâgâs**), vgl. *olluù̯'* 'hoch' (= lpN **âllâg**), (Äimä) NSg. *vŭŭ̆ļ̥įɑnźź* 'niedrig' (= lpN **vuollĕgâš**), Deminutiv von *vuɑļ̥iū̯'* id. (= lpN ***vuolleg**).

Im skoltlappischen Dialekt von Nuortijärvi ist γ in ursprünglich dreisilbigen Phonemen gewöhnlich. Z. B. GASg. *kàɔppaγ* 'Weib' KKS[1] 194_9, GASg. *ć̮̊oɔ̀tą̊γ* 'Kehle' 220_9, GASg. *pĭĕ̆rrą̊γ* 'Familie'. Daneben tritt $\gamma > j$ auf. Z. B. NSg., GASg. *pį̥ę̥nnąj* 'Hund' 194_1, 195_9. In mehrsilbigen Phonemen begegnet γ bzw. j ($<*\acute{\gamma}$) jenachdem, ob der folgende Vokal velar oder palatal ist. Z. B. IllSg. *pį̥ę̥nnąɣa* 'Hund' 195_{12}, IllSg. + 3. Sg. Px. *kaɔppaγas* 'Weib' 208_{13}, IllSg. *ć̮̊oɔ̀taγa* 'Kehle' 219_8: Ess. *pį̥ę̥nnąjėn* 'Hund' 195_{11}, GASg. + 3. Sg. Px. *kaɔppajės* 'Weib' 197_7. In den Dialekten von Patsjoki und Suonikylä findet man in elidierenden ursprünglich 3silbigen Phonemen $\gamma > \acute{\gamma} > j$, das mit dem vorausgehenden Vokal im allgemeinen einen verschmolzenen Vokal gebildet hat. Z. B. GASg. Pa. *ć̮̊oɔ̀ɒ̀į̥̀*, Snk. *ć̮̊oɔ̀ɒ̀į̥* von Pa. *ć̮̊ōɒɒ^A*, Snk. *ć̮̊ōŏɒ^A* 'Kehle'; NSg. Pa. *koūɒ̄į̥̀*, Snk. *koɛ̄ɒ̄į̥* 'breit' (das -*į̥* der 2. Silbe $<*\text{-}\hat{o}\acute{\jmath}<*\text{-}\hat{o}\acute{\gamma}$). In den zum Paradigma der dreisilbigen Stämme gehörenden mehrsilbigen Phonemen tritt der Wechsel $\gamma : j$ nach demselben Prinzip wie in Nuortijärvi auf, z. B. IllSg. Pa. *ć̮̊oɒ'ɒ^Aγą̊'* (~ anal. *ć̮̊oɒ'ɒ^Aįą̊'*), Snk. *ć̮̊oɒ'ɒ^Aγą̊* (~ anal. *ć̮̊oɒ'ɒ^Aįą̊*); IllSg. + 3. Sg. Px. Pa. *ć̮̊oɒ'ɒ^Aγðššôs* (~ anal. *ć̮̊oɒ'ɒ^Aįðššôs*), Snk. *ć̮̊oɒ'ɒ^Aγą̊šš̥ą̊s* von Pa. *ć̮̊ōɒɒ^A*, Snk. *ć̮̊ōŏɒ^A* s. o. Von mehrsilbigen Phonemen, die nicht zum Paradigma der mit **k*-Suffix gebildeten 3silbigen Stämme gehören und keine weiteren Ableitungen von diesen sind, enthalten meine Aufzeichnungen keine guten Beispiele. In den zwei folgenden Wörtern möchte ich jedoch annehmen, dass der Konsonant zwischen der

[1] T. I. Itkonen, Koltan- ja kuolanlappalaisia satuja (MSFOu. LX). Die Beispiele der Nuortijärvi- und kolalappischen Dialekte entstammen grösstenteils dieser Sprachprobensammlung.

Digitized by Google

2. und 3. Silbe *k vertritt: Pa. *nʲi̯ɛ̯'t·ts^{A}gôs*, Snk. *ńiĕə̯t·ts^{A}gôs* 'Schienbein am Hinterbein' (= lpI *ńiĕtts^{A}gôs* id.); Pa. *jĕă̯d·d^{A}gôs* 'dicke Ader am Hinterbein des Renntiers'. Bemerkenswert ist, dass in diesen nach meinen Auskultationen vor dem velaren Vokal der 3. Silbe kein Spirant, sondern *g* bzw. *g* steht. Nach T. I. Itkonen kann man auch in dieser Stellung *γ* finden: Pa. *jĕă̯d^{a}γas*, Snk. *jă̯d^{a}γɒs*, *-^{A}gɒs* s. o.

Aus dem Kolalappischen verfüge ich nur über Belege aus dem Paradigma ursprünglich 3silbiger Stämme. In Kildin tritt regelmässig *γ* auf, in Ter — anders als in den übrigen ostlappischen Dialekten — *g*. Z. B. Kld. *ɛ.ʌʌɒγ* 'hoch' 262_{8}, (Genetz) *pienneγ* 'Hund', *mājeγ* 'Biber'; T *piennąg* 'Hund' 287_{5}, GASg. *kāвpąg* 'Weib' 308_{13}, Adv. *kieṣṣeäga* 'im Sommer' 312_{3}. Die den ausgestorbenen Dialekten von Kuolajärvi und Sompio entstammenden Aufzeichnungen von Fellman zeigen, dass wenigstens in dem ersteren Dialekt im Auslaut der 2. Silbe in elidierenden Phonemen *γ* (*ɣ́*, *í̯*) gestanden hat, s. ÄIMÄ, JSFOu. XXX_{30} S. 64. (Chronologisch interessant ist es festzustellen, dass im Inarilappischen noch zu Fellmans Zeiten, in den 1820er Jahren, die Vertretung mit *γ* herrschte, z. B. **kossug** 'dick' = heute *kossuù̯*, **maijug** 'Biber' = heute *mā̀i̯ù̯*.) In Sompio war nach Äimäs Vermutung *k durch eine halbstimmhafte Media vertreten, s. a. a. O.

Das Belegmaterial beweist, dass im Inarilappischen der Vertreter des *k zwischen der 2. und 3. Silbe in ursprünglich 3silbigen Phonemen sowie in den zum Paradigma der 3silbigen Stämme gehörenden ursprünglich 5silbigen Phonemen *γ* war, das offenbar sowohl im Anlaut der ursprünglich offenen wie der geschlossenen Silbe aufgetreten ist. Die selten begegnende *v*-Vertretung der ursprünglich 4silbigen sowie der in bezug auf den Stamm 4silbigen Phoneme (LokSg. *ke·rivist*, Inf. *ke·rivąššąδ*) erklärt sich leicht als analogisch, während die Vertretung mit Verschlusslaut unstreitig ursprünglich ist. Ebenso fand sich oder findet sich noch heute im Skoltlappischen in ursprünglich 3silbigen Phonemen ausschliesslich *γ*. Die Auffassung, dass die Vertretung mit Verschlusslaut in mehrsilbigen Phonemen auch im Skoltlappischen mit den inarilappischen Verhältnissen überein-

Digitized by Google

stimmend lautgesetzlich ist, dürfte sich recht befriedigend begründen lassen. Das analogische γ würde nach seiner Verallgemeinerung in den dreisilbigen mit einem *k-Suffix gebildeten Stämmen durch das ganze Paradigma hindurch und auch in deren weiteren Ableitungen an Boden gewonnen haben. Über die Verhältnisse in den kolalappischen Dialekten ist es schwer, etwas zu folgern, denn in Kildin scheint der Spirant zwischen der 2. und 3. Silbe oft sekundärer Natur zu sein (vgl. weiter unten die Vertretung von *t), und im Terlappischen sind umgekehrt sogar die ursprünglichen Spiranten nach hauptbbetonter Silbe zu Verschlusslauten geworden (z. B. GASg. *jogǫ* von *jogk*^{A} 'Fluss' = Kld. *jōγa*, Sk. *jōγγ*^{ə} usw.). Der unter bestimmten Bedingungen auftretende Spirant ist jedenfalls im Ostlappischen so häufig, dass die Annahme von getrennten Parallelentwicklungen ausgeschlossen erscheint. Vom Alter der spirantischen Vertretung zeugt, dass das durch Assimilation aus der Verbindung *η G entwickelte G im Inarilappischen nicht an dem Wandel G > γ > v teilgenommen hat, z. B. NSg. *rāmēG*, NPl. *rāmēǥeh* 'Windstoss, Wirbelwind'; Adv. *raDDāG* 'nebeneinander'; 3. Sg. Prs. *kuoĭtsąG*, 3. Sg. Impf. *kuoĭtsąǥi̯ʻ* von *kŭŏttsˀǥiδ*, *-ǥiδ* 'verfaulen'. Da *η G > G in inarilappisch-skoltlappischer Zeit stattgefunden hat, bedeutet dies, dass schon vor diesem Wandel als Vertreter des Einzel-*k* zwischen der 2. und 3. Silbe ein anderer Laut als Media-G gedient hat. Wahrscheinlich ist das gerade γ gewesen. Die Hauptsache ist für uns hier zu konstatieren, dass der Vertreter des *k dem Stufenwechsel unterworfen war derart, dass der Media der starken Stufe in der schwachen Stufe ein stimmhafter Laut entsprach. Der Wechsel G : γ unterscheidet sich von dem Wechsel s : z darin, dass, wie oben bemerkt, γ wahrscheinlich auch vor ursprünglich offener 3. Silbe aufgetreten ist (z. B. NSg. *kuB̄D̄uu̯ʻ* 'breit'), in welcher Stellung im Stufenwechsel der Sibilanten nie der Vertreter der schwachen Stufe anzutreffen ist. Offenbar steht gerade die Vertretung des *k hier auf einem sekundären Standpunkt. Die Konsequenz zwingt zu der Annahme, dass in ursprünglich 3silbigen Phonemen der von der Offenheit oder Geschlossenheit der 3. Silbe her-

Digitized by Google

rührende Wechsel $g : \gamma$ existiert hat; später ist eine Verallgemeinerung der schwachen Stufe eingetreten, eine Erscheinung, deren Ursachen wir nicht zu erfassen vermögen.

Als Vertreter des ursprünglichen *t findet sich im Inarilappischen zwischen der 2. und 3. Silbe im allgemeinen der Verschlusslaut D (> später mundartlich *d*) trotz der Silbenzahl des Phonemens und der Offenheit oder Geschlossenheit der folgenden Silbe. Z. B. Part. *kuəl̆liD* von *kuəli* 'Fisch'; Adv. *kommōD* 'umgestülpt'; Inf. *tam̀àviδ* (~ *-diδ*), 3. Sg. Prs. *tammāD*, 1. Sg. Prs. *tammāḍam* 'leimen', NSg. *suohaD*, LokSg. *sŭŏhaḍist*, *-dist* 'dicht, Brei'. Vor ursprünglich geschlossener Silbe erscheint jedoch in ein paar Formengruppen *δ*, nämlich im Infinitiv von Verben (z. B. *mōn̆naδ* 'gehen') und in der 2. Pl. Prs. (z. B. *lepp'eδ* von *leδè* 'sein', *epp'eδ* 2. Pl. des neg. Verbs). Es ist schwer, das *δ* als sekundär zu betrachten; müheloser kann man annehmen, dass das vor des ursprünglich geschlossenen Silbe stehende D eine Folge paradigmatischer Stufenverallgemeinerung ist. Die Deutung des auslautenden *δ* des Infinitivs und der 2. Person Pl. als Rest eines ehemaligen Wechsels D : *δ* scheint mithin recht natürlich [1]. Im Skoltlappischen ist die *δ*-Vertretung unbekannt; *t ist durch D (~ Nrt. -^{d}t) vertreten; im Wortinlaut ist D gewöhnlich sekundär geschwunden. Z. B. Part. Pa. *pą̄ṇ̆ṇeD*, Snk. *pą̄ṇ̆ṇ̆ẹD* von Pa. *pą̄ṇṇ^{e}*, Snk. *pą̄ṇ̆ṇ^{E}* 'Zahn'; Adv. Pa. *veǹnv̂D*, Snk. *veǹnąD* 'in schiefer od. schiefe Stellung'; Inf. Pa. *pọ̣ą̆'ṭṭeD*, Snk. *pọ̣ą̆ɔ̆ṭ̆ṭẹD* 'kommen'; Snk. 3. Sg. Prs. *vą̆ą̄s̆ṭ̆ą̆D*, 2. Sg. Imper., neg. Prs. *vą̆ą̄s̆ṭ̆ẹD* von *vą̆ą̄s̆ṭ̆ę̄D* (< *$v\dot{a}\check{s}\dot{t}^{E}p\varrho D$) 'antworten', Nrt. Part. *kŭą̆ɔ̆ṭ̆ṭe^{d}t* 'Lappenzelt' 195$_{8}$; Adv. *kąvvD^{d}t* 'auf den Rücken' 223$_{11}$, *kọmmvD* 'umgestülpt' 221$_{9}$; Inf. *ȧl̆^{g}l̆ẹD* 'beginnen' 241$_{3}$; 3. Sg. Prs. *toš̆kaD* 'herbeisehnen' 196$_{8}$. Im Dialekt von Kildin begegnet als Vertreter von *t in der Regel *δ*, das im Wortauslaut oft als überkurz, mitunter

[1] Ich bemerke, dass auch RAVILA in den Endungen des Infinitivs und der 2. Person Pl. urlp. *δ voraussetzt, s. JSFOu. XLV$_{6}$ S. 7—8, FUF XXIII S. 48. Dagegen findet seine Annahme, dass in Adverbien des Typus *kommōD* im Urlappischen ein Spirant vorhanden gewesen wäre, wenigstens in den ostlappischen Dialekten keine überzeugende Stütze.

Digitized by Google

sogar als geschwunden angegeben ist. Z. B. Part. *mūrrvδ* 'Baum' 277_2, *pɛ̨ɒta*^{δ} 'Hinterseite' 277_2; Inf. *ȯɒtsv*^{δ} 'suchen' 251_2, *suɢka* (< *suɢka*^{δ}) 'rudern' 258_3; 3. Sg. Prs. *šɛ̨n̄*^{d}*taδ* 'aufziehen, erziehen' 253_{13}; (Genetz) NSg. *vīlkeδ*, Ess. *vīlkδen* 'weiss'. Ein einziges Mal ist mir im Wortauslaut ^{d}t aufgestossen: NSg. + 2. Sg. Px. *àijа*^{d}t 'Greis' 266_4. Nach den Aufzeichnungen von Genetz kann man bisweilen im Inlaut auch *d* hören, z. B. *ā̮rv'de-* 'erraten', *ā̮rvdus* 'Rätsel, Gleichnis', *a̮v'de-* 'öffnen, aufmachen'. Dieser Wechsel *δ* : *d* trägt nicht den Charakter eines Stufenwechsels. Dieselbe überragende Stellung, die in dem obengenannten Dialekt dem *δ* zukommt, nimmt im Terlappischen der Verschlusslaut (*d*, ^{d}) ein, z. B. Part. *karnassi̮d* 'Rabe' 306_3; Adv. *ka̮ā̮ški̮*^{d} 'ab, entzwei' 321_4; Inf. *ťš̄i̮ɔ̄pa̮*^{d} 'hauen' 291_6. Einmal ist ^{δ} bezeichnet: Adv. *ki̮ū̮*^{d}*ta̮*^{δ} 'entzwei' 300_6 (Druckfehler?). In den Dialekten von Sompio und Kuolajärvi dürfte hauptsächlich ^{D} aufgetreten sein, zwischen Vokalen nach Äimäs Ansicht möglicherweise *d* (a. a. O. 71—2).

Der Stufenunterschied der Vertretungen (*δ* : *d*) im Kildin- und Terlappischen kann ein rein scheinbarer sein, denn in dem letzteren Dialekt kann man sich sehr wohl eine sekundäre Entwicklung *δ* > *d* denken; ist doch auch der Spirant zwischen der ersten und zweiten Silbe zum Verschlusslaut geworden (z. B. GASg. *kīdi̮* von *kīɒt*^{A} 'Hand' = Kld. *kīδa*, Sk. *ǩi̮ɛ̨δô* usw.). Auf die ^{D}-Vertretung im Skoltlappischen ist diese Erklärung nicht so leicht anwendbar; natürlicher scheint es, eine Ausgleichung des Stufenwechsels zugunsten der starken Stufe anzunehmen, wie man andererseits in Kildin zu einer Verallgemeinerung der schwachen Stufe gelangt wäre.

Der Vollständigkeit halber sei auch noch die Vertretung des ursprünglichen Einzel-**p* besprochen. Sie ist die folgende: lpI *u̮* (*ụ̮*), *v*, z. B. 3. Du. Prs. *porrḡa̮ụ̮'* von *porrḡa̮δ* 'arbeiten' (= lpN **bâr|gâbâ**), *pọ̮a̮ǯ'i̮ụ̮'* von *pọ̮a̮ǯ'iδ* 'kommen' (= lpN **boattebâ**); 2. Pl. Prs. *porrḡ*^{A}*vett'eδ*, *-vitt'eδ* von *porrḡa̮δ* s. o. (= lpN **bâr|gâbettit**); NSg. *ȧkk'ua̮ụ̮'*, NPl. *ȧkk'uveh*, Ess. *ȧkk'*^{U}*vin* 'Enkel od. Enkelin (der Grossmutter)' (= lpN **ak|kob**); Sk. *v*, z. B. (Pa.) 3. Du. Prs. *kūllôv* von *kūllôD* 'hören',

Digitized by Google

pǫ̊ą̊'ttev von *pǫ̊ą̊'ttED* 'kommen'; 2. Pl. Prs. *kul·l^{b}ve'ttED* von *kūllôD* s. o.; (Snk.) 2. DuPl. Prs. *toB̄D^{A}veǯ̆ttED* von *toB̄Dą̊D* 'kennen, fühlen', Nrt. (Genetz) NSg. *ahčev* 'Enkel od. Enkelin (des Grossvaters)'; Kld. *β*, *v*, z. B. 3. DuPl. Prs. *pę̊·лlaβ* 'fürchten' 275_9, *koη̊^{d}tev* 'töten' 277_{10}; 2. DuPl. Prs. *pę̊·лl^{a}βepte^{δ}* 'fürchten' 256_4; (Genetz) NSg. *ājjev* 'Enkel od. Enkelin (des Grossvaters)'; T *b* (inlautend nach stimmlosem Konsonanten mitunter $>$ *p*) $\sim$ *v*, z. B. 3. DuPl. Prs. *sīrrąb* 'spielen' 292_{14}, *jielleb* 'leben' 297_{10}; 2. DuPl. Prs. *tīpṭebiepte^{d}* 'wissen' 311_{11}, *tą̊gkpiepte^{d}* 'machen' 305_4 $\sim$ (Genetz) NSg. *āhka$_{i}$v*, *-ve* 'Enkel od. Enkelin (der Grossmutter)', *āčča$_{i}$v*, *-ve* 'Enkel od. Enkelin (des Grossvaters)'.

Wenn wir gemäss der Gedanken, die in den Absätzen über die Geschichte von **k* und **t* ausgesprochen worden sind, annehmen, dass auch der Vertreter von **p* im Urostlappischen dem Stufenwechsel unterworfen gewesen sei derart, dass dem **B* der starken Stufe **β* in der schwachen entsprach, so können wir feststellen, dass sich für diesen Wechsel keine unmittelbaren Belege erhalten haben. Im Inari-, Skolt- und Kildinlappischen hat eine Verallgemeinerung der schwachen Stufe stattgefunden (vgl. die Vertretung von **β* zwischen der 1. und 2. Silbe: lpI GASg. *suvè* von *sup'è* 'Espe', Sk. GASg. *lą̊ve* von *lą̊'pp^{E}* 'Schulterblatt', Kld. NSg. *kāβ^{a}* 'Weib'). Im Terlappischen würde man ausschliesslich Vertretung durch Verschlusslaut auch in dem Fall erwarten, dass als Ausgangspunkt die schwache Stufe aufgestellt wird (vgl. den Wandel **β* $>$ *b* zwischen der 1. und 2. Silbe: GASg. *kį̊ôbε* von *kį̊ôBpε* 'Grube'). Unter diesen Umständen ist das *v* der Nomina vom Typus *āhka$_{i}$v* und *āčča$_{i}$v* im höchsten Grade befremdend. Wie u. a. die norwegisch- und inarilappische Vertretung zeigt, ist in diesem Typus zwischen der 2. und 3. Silbe sicher der Vertreter des **p* und nicht eines ursprünglichen **v* vorhanden gewesen (im letzteren Fall hätte die Entwicklung in diesen Fällen zur Kontraktion geführt: lpN **ak|ko*, I **åkk'ō* statt **ak|kob**, *åkk'uų̊'*). Man dürfte annehmen müssen, dass diese Ableitungen im Terlappischen sich mit durch ein ursprüngliches *v*-Element gebildeten Wörtern wie z. B. (Genetz) *vi̊ϑ$_{i}$rrev*

Digitized by Google

'Eichhorn' (= lpN oarlre, I *ǫ̊ǎrrē*) vermischt haben. Dieser Gedanke aber ist kaum anders möglich als unter der Voraussetzung, dass im Terlappischen als Vertreter des **p* (wenigstens in der schwachen Stufe) früher ebenso wie in Kildin *β* gedient hat, dessen Vermischung mit *v* leichter zu verstehen ist als die von ʙ bzw. *b*.

Zusammenfassend kann über die Vertretung von **k*, **t*, **p* zwischen der 2. und 3. Silbe gesagt werden, dass der anzunehmende urostlappische Stufenwechsel ɢ : *γ*, ᴅ : *δ*, ʙ : *β* am besten im Licht der Verhältnisse des Inarilappischen zu begründen ist. Der Wechsel ɢ : *γ* hat sich hier verhältnismässig deutlich erhalten, ebenso begegnen von ᴅ : *δ* rudimentäre Spuren. Auch dürfte sich die Vertretung des **k* im Skoltlappischen am besten erklären, wenn man den Wechsel ɢ : *γ* zum Ausgangspunkt nimmt. Sonst ist der Stufenwechsel bald nach dem Durchdringen der Verschlusslautvertretung, bald nach dem der spirantischen Vertretung untergegangen. Aus der Vertretung der verschiedenen Dialekte ersieht man, dass das Inari- und das Skoltlappische einander näher als den Koladialekten stehen, welch letztere übrigens in ihren Verhältnissen deutlicher ausgeprägt sind: in Kildin tritt ausschliesslich der Spirant, in Ter der Verschlusslaut auf. In bezug auf das Terlappische wurde als möglich angesehen, dass seine Vertretung früher mit der von Kildin übereingestimmt habe, d. h. dass der Spirant hier sekundär zum Verschlusslaut geworden sei. Andererseits erhebt sich die Frage, ob sich nicht im Kildin- und ebenso im Skoltlappischen umgekehrt der Verschlusslaut sekundär zum Spiranten hätte entwickeln können (also z. **ɢ* > **g* > *γ*), falls ein ähnlicher Wandel in diesen Dialekten auf der Grenze der 1. und 2. Silbe in postkonsonantischer Stellung bei den kurzen Verschlusslauten vorhanden gewesen ist (s. S. 144—145, Fussn.). Eine solche Möglichkeit ist zweifelsohne zu beachten, aber auf das Inarilappische ist sie nicht leicht anwendbar, und darum wird man notgedrungen den Verhältnissen des Inarilappischen den grössten Beweiswert beimessen. Das Gesamtbild des oben behandelten Wechsels bleibt jedenfalls etwas verworren, und es scheint daher

Digitized by Google

nicht möglich, zu einem unbedingt sicheren Resultat zu gelangen.

Die Forscher, welche die Prinzipien des Stufenwechsels im Lappischen aufzuklären versucht haben, z. B. Wiklund und Äimä, sind geneigt gewesen, die aus dem Urlappischen ererbte Kontraktionserscheinung aus dem Stufenwechsel herzuleiten. Die Kontraktion ist, wie bekannt, so vor sich gegangen, dass gewisse Konsonanten zwischen nichthauptbetonten Silben, am häufigsten die Halbvokale *j* und *v*, geschwunden und die sie vorher umgebenden Vokale alsdann zu einem verschmolzen sind. Nach Wiklunds Vermutung (s. z. B. MO IX S. 195, 208) ist die Erscheinung am besten mit Hilfe der Annahme zu erklären, dass die Kontraktion ursprünglich nur vor geschlossener Silbe eingetreten ist, so dass der Schwund eigentlich die schwache Stufe der an der Kontraktion beteiligten Konsonanten widerspiegeln würde. Wenn sich dieser Gedanke als zutreffend erwiese, — seine Anwendung auf die bestehenden Tatsachen begegnet unleugbar Schwierigkeiten, — so hätte man hier einen interessanten Parallelfall zu dem ostlappischen Stufenwechsel der Sibilanten und Verschlusslaute zwischen der 2. und 3. Silbe in ursprünglich 3silbigen Phonemen.

Noch nicht besprochen sind die Fälle, in denen die zweite Silbe ursprünglich geschlossen ist.

Im absoluten Auslaut kommen erstens die Spiranten *s* und *š* vor, also die der starken Stufe eigentümliche Vertretung[1]. Z. B. lpI NSg. *pāhạs* 'heiss', *ńunòš* 'Spitze (z. B.

[1] Im skoltlappischen Dialekt von Nejden findet man nach LAGERCRANTZ mehrere spezielle Züge, u. a. z als Vertreter des ursprünglich auslautenden *s*, z. B. NSg. *kie·ǯèz* 'Lügner' (auch die Vertretung mit *s* ist nicht ganz unbekannt, z. B. *Ke·ɛᾳ̯ŋes* 'grosser, jäher Wasserfall'). Diese Eigentümlichkeit erklärt sich daraus, dass der in Rede stehende Dialekt eine entartete Mischsprache darstellt, was auch der Aufzeichner hervorhebt, s. Lappischer Wortschatz 1205. Eine entgegengesetzte Ausnahme, *s* anstelle des z der anderen Dialekte, begegnet z. B. in solchen ihrem ganzen Bau nach unostlappischen pluralischen Nominativen wie *čuö^{H}kk^{Q}sạK* von *čüöγγàZ* 'Hasenspur, Hasenweg' (in diesen tritt neben *s* auch z auf, z. B. NPl. *kǐž·ll^{Q}žžạK* von *kie·ǯèž* s. o.).

Digitized by Google

eines Zuges, eines Bergrückens)', Sk. NSg. *vɛ̄nôs* 'Boot', *ńǫ̀nq̇·š* 'Spitze der Renntierkarawane'. Ursprünglich auslautend dürfte von den Verschlusslauten im Urlappischen nur **k* vorgekommen sein, dessen lautgesetzliche Vertretung im Auslaut der 2. Silbe Schwund gewesen zu sein scheint, z. B. lpI NSg. *miestą* 'Strauch', *ʧšūɒą* 'Kehle', Sk. *mįęstᴬ*, *ʧšōɒɒᴬ* id. Wenn man **k* in dieser Silbenstellung findet, z. B. 2. Sg. Prs. lpI *mōnąh*, Sk. *mɛ̄nv̂'k* 'gehen', NPl. I *ǩieðąh* 'Hand', ist es wahrscheinlich als analogisch zu betrachten. Vgl. Äimä, JSFOu. XXX_{30} S. 77, Ravila, JSFOu. XLV_6 S. 8. Analogie der obliquen Kasus stellt das Eindringen des Vertreters von **γ* in solchen singularischen Nominativen dar wie lpI *pɛ̄nuù'*, Kld. *pienneγ* 'Hund' (= lpN **bænâ** id.).

Bei den Konsonantenverbindungen zwischen der zweiten und dritten Silbe findet man gewisse auf einen alten Stufenwechsel hindeutende Zeichen. Das Ostlappische scheint also auch in diesem Punkt nicht zu der Stufenwechseltheorie zu stimmen, nach der in dieser Stellung, unabhängig von den Verhältnissen der dritten Silbe, die starke Stufe aufgetreten wäre. Von welcher Art der Wechsel im Urostlappischen gewesen ist, lässt sich mittelbar nur mit Hilfe gewisser paradigmatischer Wechselverhältnisse erschliessen, bei denen in der starker Stufe der bewahrte Konsonant oder die bewahrte Konsonantenverbindung, in der schwachen Stufe Schwund anzutreffen ist. Es handelt sich um die Vertretung der ursprünglichen Verbindung **-ńd́ź-*; hier ist der Wechsel **-ńd́ź-* : **-ńd́ź-* anzunehmen, das letztere ist in der schwachen Stufe aufgetreten. Das stimmhafte *-d́ź-* ist zu *j* geworden (die Möglichkeit dieser Entwicklung wird dadurch erwiesen, dass im Inari- und Skoltlappischen ein gleichartiger Lautwandel auch nach hauptbetonter Silbe stattgefunden hat, z. B. 1. Sg. Prs. I *pāǰǰǫm*, Sk. *pāǰǰôm* von I *pāʧšiδ*, Sk. *pɛ̄'ʲʧšɛɒ* 'schiessen' ~ lpN **bāǯam** von **baččet** id.). Die Entwicklung war also: **-ńd́ź-* > ** -ńj-* > **j*, das dann wie oft auch ursprüngliches *j* zwischen der 2. und 3. Silbe geschwunden ist. Nach der übereinstimmenden Vertretung aller ostlappischen Dialekte hat der Wechsel zwischen der starken und der schwachen

Digitized by Google

Stufe nicht von der Silbenzahl des Phonems abgehängt, wie in den vorher besprochenen Fällen, in denen auf der Grenze der 2. und 3. Silbe ein ursprünglicher Einzelkonsonant gestanden hat, sondern nur von der Offenheit oder Geschlossenheit der 3. Silbe. Vor offener Silbe erscheint die starke, vor geschlossener die schwache Stufe. Beispiele:

Schwache Stufe. Urspr. 3silbige Phoneme: I GASg. *aĭlāā*, NPl. *aĭlāāh*, Sk. GASg., NPl. *ạ̀łγạ̀*, T GASg. *ɋлāa* 'kleiner Junge; Junges (eines Tieres)'; neg. Pot. I (*iį*) *kūlī* Sk (*iį*) *kūļe* von I *kūĭlạð*, Sk. *kūllôᴅ* 'hören'.

Urspr. 4silbige Phoneme: LokSg. I *aĭlāāst*, Sk. *ạ̀łγạ̀st* s. o., Kld. *àgkvš̥t* 'altes Weib, Mütterchen'.

Urspr. 5silbige Phoneme: LokSg. + 3. Sg. Px. I *aĭlāāstis*, Ko. *ạ̀łγᵒš̥tes* s. o., T *ạ̀gkaẓes* (*-ẓ-* < *-š̥t-*) 'Weib'.

Starke Stufe. Urspr. 3silbige Phoneme: NSg. I *aĭlāāńź́*, Sk. *ạ̀łγạ̀ž* (I *-ńź́*, Sk. *-ž* < *-ńź́-*) s. o., Kld. *āᵍkvñᵈťš* s. o.

Urspr. 4silbige Phoneme: I NSg. + 3. Sg. Px. *alɢà(ò)ńź́is*, Sk. *ạ̀łγᵒńźes*, T NSg. + 1. Sg. Px. *ɋлāaṇem* (*-ṇ-* < *-ńź́-*[1]) s. o.; 1. Pl. Pot. I *moᵓnạ(ò)ńźepᵓ*, Sk. *mẹ̀nᵒńźeᵓp* von I *mōñnạð*, Sk. *mẹ̄nnôᴅ* 'gehen'.

[1] Der in wortinlautender Stellung auf der Grenze der 2. und 3. Silbe eingetretene kolalappische Wandel *-ńź́-* > *-ṇ-* bzw. *-ń-* beruht auf Sonderentwicklung dieser Dialekte. Der Schwund des *-ź́-* aus der Verbindung *-ńź́-* ist also keine uralte Stufenwechselerscheinung, wie Wiklund und Äimä vermutet haben. Beide fassen das auf die starke Stufe zurückgehende *-ń-* (*-ṇ-*) als Vertreter der schwachen Stufe auf; für Wiklund war dieser »Wechsel» *-ńᵈťš-* : *-ń-* : *Ø* in den kolalappischen Deminutiven, dessen Wurzeln er im Tawgy-Samojedischen erblickte, eines der wichtigsten Argumente für den dreistufigen Stufenwechsel. *-ńź́-* > *-ń-* (*-ṇ-*) ist nur eine Einzelheit in der recht umfassenden Schwunderscheinung, für welche Schwund der letzten Komponente gewisser Konsonantenverbindungen zwischen Vokalen eigentümlich ist. Solche Parallelfälle sind u. a. die Wandlungen *-st-* > *-s-* (*-z-*) und *-nt-* (*-nᴅ-*) > *-n-*, von denen als Beispiele angeführt seien: (Genetz) T *juᵢleze-* 'ein wenig, ein Mal trinken' (= N julestit), Kld. *tuθrgse-* 'zittern' (= lpN doargestit); T *sĭ̯θlane-*, Kld. *suθlne-* 'stehlen' (= lpN suoladit, wo *-d-* < *-nᴅ-*). Es verdient erwähnt zu werden, dass Schwund der letzten Komponente im Terlappischen auch dann nicht in ursprünglich

Digitized by Google

Da bei den ursprünglichen Einzelkonsonanten auf der Grenze der 2. und 3. Silbe ein von der Offenheit oder Geschlossenheit der nachfolgenden Silbe abhängiger Wechsel nur dann auftrat, wenn die zweite einen bedeutenden Nebenton gehabt haben muss, liegt der Gedanke nahe, dass vielleicht auch in diesem Fall gerade der Nebenton der zweiten Silbe die Voraussetzung zu dem Stufenwechsel gebildet hat. Diesmal ist die zweite Silbe ursprünglich geschlossen. Verhält es sich mithin so, dass die geschlossene Silbe, von der Silbenzahl des Phonems unabhängig, einen festen Nebenakzent gehabt hat? Wahrscheinlich. Zu diesem Ergebnis kommt man gezwungenermassen, wenn man die Quantitätsverhältnisse der K o n t r a k t i o n s v o k a l e im Inarilappischen betrachtet. In Fällen, wo die Kontraktion durch Schwund eines ursprünglichen Einzelkonsonanten zwischen der 2. und 3. Silbe hergerührt hat, erscheint in ursprünglich drei- und fünfsilbigen Phonemen ein langer, aber in ursprünglich viersilbigen ein kurzer Kontraktionsvokal. Z. B.

Urspr. 3silbige Phoneme: NSg. *pǫ̆ă̆rrē*, NPl. *pǫ̆ă̆rrēh* 'Floss' (= Sk. NSg., NPl. *pǫ̆ă̆ŗŗev*); urspr. 5silbiges Phonem: LokSg. + 3. Sg. Px. *pǫ̆ă̆rrēstis*.

Urspr. 4silbige Phoneme: LokSg. *pǫ̆ă̆rrest*, Ess. *pǫ̆ă̆rren*.

Wenn dagegen Kontraktion bei Schwund einer Konsonantenverbindung (d. h. *-ńδ́ž-*) stattgefunden hat, ist der Kontraktionsvokal, unabhängig von der Silbenzahl, immer lang. Z. B. NPl. *ā̆lāāh* (urspr. 3silbig), LokSg. *ā̆lāāst* (urspr. 4silbig), LokSg. + 3. Sg. Px. *ā̆lāāstis* (urspr. 5silbig) von *ā̆lāāńδ́ž* s. o.

Diese Doppelheit bei der Quantität der beiden Kontraktionsvokalgruppen kann nur durch die Annahme erklärt werden, dass, wenn von zwei der Kontraktion anheimgefallenen

---

3silbigen Phonemen eingetreten ist, wenn sich der Vokal der 3. Silbe erhalten hat (z. B. 3. Sg. Prs. *ju¡leasta*, *si̯θlanta* s. o.), sondern nur in ursprünglich 4- und mehrsilbigen. Die Erscheinung scheint also doch mit alten Akzentwechseln zusammenzuhängen, und an ihrem Teil beweist sie, dass der Druck der Endsilben von 3silbigen Phonemen auch im Kolalappischen ein anderer als in mehrsilbigen gewesen ist, ein Unterschied, der auch heute für die Akzentverhältnisse des Inarilappischen charakteristisch ist.

Digitized by Google

Vokalen der erste vor der Kontraktion einen Nebenton hatte, dann ein solcher sozusagen anfangsbetonter Kontraktionsvokal lang ist; wenn aber der Nebenton auf dem Vokal der letzteren Silbe gelegen hat, hat sich der endbbetonte Kontraktionsvokal zu einem kurzen Vokal entwickelt. Gemäss dem Wechselverhältnis *pa:kk'a.zeh* : *pa:kk'Asi·st* traten also in dem Paradigma des Typus *pǫ̆ǫ̆rrē* in einer früheren Sprachform etwa folgende Intensitätswechsel auf: NPl. **poa:ŗe.vek* : LokSg. *poa:ŗeve·st(e)* (~ *-evi·st(e)*), während in dem Typus *alīāźź* die zweite Silbe im ganzen Paradigma zum mindesten einen gewissen Nebenakzent gehabt zu haben scheint.

Heute dürfte wohl schon allgemein die Auffassung angenommen sein, dass im Urlappischen lange Kontraktionsvokale vorgekommen sind, die die nichtkontrahierten sog. etymologisch langen Vokale in bezug auf die Quantität übertrafen. Das Inarilappische dürfte von den jetzigen Dialekten der einzige sein, in dem sich dieser Unterschied deutlich erhalten hat. Indessen ist auch m. E. die Möglichkeit offen zu halten, dass der streng regelmässige Wechsel zwischen langem und kurzem Kontraktionsvokal im Inarilappischen schon aus der Ursprache ererbt sein kann. Und wenn es sich wirklich so verhält, bedeutet das mittelbar, dass das ganze ostlappische Akzentuationssystem in uralte Zeit zurückgeht, wobei natürlich seine Bedeutung auch vom Gesichtspunkt einer weiter gespannten vergleichenden Untersuchung sich wesentlich erhöht.

Im Hinblick auf den ostlappischen Wechsel *-ńźź-* : *-ńdź-* (> Ø) darf man wohl ex analogia schliessen, dass zwischen der 2. und 3. Silbe bei den Vertretern der ursprünglichen Einzelverschlusslaute nach stimmhaften Konsonanten auch ein ähnlicher von der Offenheit oder Geschlossenheit der 3. Silbe abhängiger Wechsel wie bei den postkonsonantischen Affrikaten der kurzen Reihe vorgekommen ist. In der starken Stufe hat ohne Zweifel ein Mediaverschlusslaut gestanden, aber über die Vertretung der schwachen Stufe lässt sich nichts Sicheres aussagen, weil sich von diesem angenommenen Wechsel in keinem Dialekt Spuren erhalten zu haben scheinen. In der schwachen Stufe hat entweder ein Spirant oder ein stimmhaf-

Digitized by Google

ter Verschlusslaut gestanden; das letztere erscheint jedoch wahrscheinlicher. Vermutlich hat also ein solcher Wechsel wie z. B. *-lg- : -lg-*, *-nd- : -nd-*, *-ŋg- : -ŋg-*, *-rd- : -rd-* existiert; ein damit gleichzustellender Wechsel ist, wie ich vermute, im Urostlappischen auch bei den Konsonantenverbindungen zwischen der 1. und 2. Silbe vorgekommen (s. S. 145, Fussn.). Quantitativ hat sich der zwischen der 2. und 3. Silbe aufgetretene Wechsel von dem nach der hauptbetonten Silbe dadurch unterschieden, dass die beiden Komponenten der Konsonantenverbindung sowohl in der starken als der schwachen Stufe kurz waren (s. oben S. 143).

Was die ursprünglichen Geminaten zwischen der 2. und 3. Silbe anlangt, dürfte urspr. **-kk-*, **-tt-* (**-pp-*) im Urostlappischen durch qualitativ und quantitativ nichtwechselndes **-k̀-*, **-t̀-* (**-p̀-*) vertreten gewesen sein (vgl. oben S. 143). Auf dieses Verhalten weist am deutlichsten die Vertretung des geminierten *k* im Inarilappischen hin. Hier beobachtet man sowohl vor ursprünglich offener als vor ursprünglich geschlossener Silbe *h*, z. B. NSg. *ķāsḳih* : NPl. *ķāsḳiheh* 'durch Beissen kastriertes Renntier' (= lpN **gaskek**, Sk. *ķ̄ąṣķ̄i'ķ̄*), (Äimä) NSg. *jïălȧhąs* 'klarer, heiterer Himmel' (= lpN **jǣlâkâs**). *h* ist auch gerade zwischen der 1. und 2. Silbe der Vertreter des ursprünglichen **k̀* (**k̀* > **k̀ʿ* > **χ* > *h*), z. B. NSg. *jūhą* 'Fluss' (= lpN **jokkâ**, Sk. *jo'ɪ̄kk⁴*), GASg. *lohè* von *lokkʿe* 'Deckel' (= lpN **lokke** von **lok|ke**, Sk. *lō'ķ̄'ķ̄ᴱ* von *lǫ'ɪ̄ķ̄ᴱ*). Das auf halblanges *k* zurückgehende *h* des Inarilappischen erscheint also in der starken Stufe der x- und in der schwachen Stufe der xx-Reihe. Die Identität des Vertreters der schwachen Stufe des geminierten und der starken Stufe des Einzelkonsonanten auf der Grenze der ersten und zweiten Silbe gilt nicht nur für das Urostlappische, sondern allem Anschein nach auch für das Urlappische, wie mehrere Forscher angenommen haben, zuletzt COLLINDER (s. Lautlehre des waldlappischen dialektes von Gällivare 167; hier wird allerdings eine urlappische *x̄*-Stufe angesetzt). Eine solche Entsprechung ist zwischen der 2. und 3. Silbe nicht zu finden. Wäre die schwache Stufe der Geminata auf dieselbe Weise wie die starke Stufe eines ursprünglichen Einzelkonsonanten vertreten, so stände

Digitized by Google

in der schwachen Stufe der in Betracht kommenden geminierten Verschlusslaute *-*kk*-, *-*tt*- (*-*pp*-) natürlich *G*, *D* (*B*). Mag die Sache so zu erklären sein, dass die Halblänge des Vertreters der schwachen Stufe in der xx-Reihe aus der finnisch-lappischen Urzeit ererbt ist, während der halblange Konsonant auf der Grenze der 1. und 2. Silbe in der starken Stufe der x-Reihe erst das Ergebnis urlappischer Entwicklung ist? Im Finnischen ist ja der ursprüngliche Einzelkonsonant auch vor offener Silbe kurz. Nach der zweiten Silbe wäre die sekundäre Längung des Einzelkonsonanten verhindert worden und die Grenze zwischen der x- und der xx-Reihe deutlich geblieben. Die Kürzung der Geminata der starken Stufe zu einem halblangen Einzelkonsonanten zwischen der 2. und 3. Silbe ist eine Erscheinung, deren sichere chronologische Festlegung in diesem Augenblick nicht möglich erscheint. Vom Standpunkt des Lappischen aus steht eine derartige Vertretung an sich in vollem Einklang mit dem in dieser Silbenstellung herrschenden Verhalten, dass auch die Quantität der ursprünglichen Einzelkonsonanten und Konsonantenverbindungen, unabhängig von der Offenheit oder Geschlossenheit der nachfolgenden Silbe, die gleiche wie die Quantität der schwachen Stufe der entsprechenden Laute bzw. Lautverbindungen nach hauptbetonter Silbe ist (s. oben S. 142). Ferner hebe ich hervor, dass das ausserhalb der Quantitäts- und Qualitätswechsel stehende *k̀*, *t̀* (*p̀*) als Vertreter einer ursprünglichen Geminata, wie Collinder m. E. richtig angenommen hat, auch zwischen der 1. und 2. Silbe nach stimmhaften Konsonanten angetroffen ist. Collinder setzt solche urlappische Wechselverhältnisse wie *l̀k̀* : *lk̀* usw. voraus, s. a. a. O.

Oben sind in den Hauptzügen solche Stufenwechselverhältnisse des Konsonantismus zwischen der 2. und 3. Silbe betrachtet worden, die, wie man annehmen darf, die Natur des der ganzen ostlappischen Dialektgruppe eigentümlichen Stufenwechselsystems widerspiegeln. Ausserdem zeigt das Inarilappische eine Art Wechsel, der im Bereich der östlicheren Dialekte kein Gegenstück hat und der offenbar nur der Sonderentwicklung dieses Dialektes angehört. Da die Erscheinung im Inarilappischen über ein recht ausgedehntes Gebiet

Digitized by Google

verbreitet und in bezug auf seine Vorbedingungen recht deutlich ausgeprägt ist, seien ihre Prinzipien hier kurz dargelegt. Auch dieser Wechsel steht in einem engen Abhängigkeitsverhältnis zu den zwischen den verschiedenen Phonemtypen herrschenden Akzentunterschieden. Es ist für ihn charakteristisch, dass in ursprünglich 3silbigen Phonemen der Konsonantismus vor schwachbetonter 3. Silbe nach seiner Qualität und Quantität unverändert erhalten, aber in ursprünglich viersilbigen und betreffs des Stammes viersilbigen Phonemen vor stark nebenbetonter 3. Silbe und gerade infolge dieses starken Nebentons (Gravior) gewissen Veränderungen ausgesetzt gewesen ist. Diese Veränderungen sind die folgenden:

Die Medien *g*, *d*, *b*, auch die sekundär entwickelten, sind zu den stimmhaften Verschlusslauten *g*, *d*, *b* geworden. Z. B. 1. Sg. Prs. *tammāᴅam* : Inf. *tam̀àdiδ* 'leimen; 1. Sg. Prs. *puərēᴅam* : Inf. *pŭŏrèdiδ* 'verbessern' (in dem letzteren Wort *d*, *d* < *-nd-*); 3. Sg. Impf. *kuoĭtsaǧiį̆* : Inf. *kŭŏtts^{A}giδ* 'verfaulen' (*g*, *g* < *-ŋg-*); NSg. *puərčbch* 'besser' : Adv. *pŭŏrèbeht* 'besser' (*b*, *b* < *-mb-*).

Die die ursprünglichen Geminaten vertretenden stimmlosen Verschlusslaute *k*, *t*, *p* und das zu der langen Affrikatenreihe gehörende *tš* sind zu Geminaten geworden. Z. B. NPl. *pott'āk̆'eh* : LokSg. *pot'àk̆k̆'ist* 'Kartoffel' (< fi. **potaatti**); 1. Sg. Prs. *vārūt'am* : Inf. *vàruttiδ* 'warnen'; NPl. *sīrāp'eh* : LokSg. *sirà̀pp'ist* 'Sirup' (< fi. **siirappi**); NPl. *vuoraʈšch*: LokSg. *vŭŏraʈtšist* 'Krähe'.

In allen Konsonantenverbindungen ist die erste Komponente zum halblangen Laut gedehnt worden. Z. B. 1. Sg. Prs. *pūᵹgarᴅam* : Inf. *puᵹgà̀ᴅiδ* 'ein Loch bohren'; NPl. *mōrask̆eh* : LokSg. *morà̀sk̆ist* 'mit Birken bestandener Abhang auf einem Fjeld'; NPl. *pārčišmeh* : LokSg. *parčišmist* 'Haarzopf'.

Um aber zu den Wechselverhältnissen zurückzukehren, deren Ursprung mit einer gewissen Sicherheit in die urostlappische Sprachform verlegt werden zu können scheint, können wir auf Grund der auf die heutige Sprache vererbten Wechselfälle die Voraussetzungen zum Vorkommen des zwischen der 2. und 3. (bzw. der 4. und 5.) Silbe auftretenden Stufen-

Digitized by Google

wechsels, der also ausschliesslich ein qualitativer gewesen ist, kurz folgendermassen bestimmen:

Die starke Stufe ist aufgetreten:

1) Nach ursprünglich offener zweiter Silbe:
   a) wenn die zweite Silbe nebenbetont und die dritte ursprünglich offen war;
   b) bei Unbetontheit der zweiten Silbe immer, unabhängig von der Offenheit oder Geschlossenheit der dritten Silbe.
2) Nach ursprünglich geschlossener (und als solcher mit festem Nebenakzent versehener) zweiter Silbe, wenn die dritte Silbe von Haus aus offen war.

Die schwache Stufe ist aufgetreten:

1) Nach ursprünglich offener zweiter Silbe, wenn die zweite Silbe nebenbetont und die dritte ursprünglich geschlossen war.
2) Nach ursprünglich geschlossener (und als solcher einen festen Nebenton tragender) zweiter Silbe, wenn die dritte Silbe von Haus aus geschlossen war.

Die Verhältnisse sind also wesentlich verwickelter als die Prinzipien der Setäläschen Stufenwechseltheorie.

Vergleicht man diesen urostlappischen Stufenwechsel auf der Grenze der zweiten und dritten Silbe mit der auf finnischer Seite auftretenden, so findet man zwischen den beiden Systemen sowohl Unterschiede als auch Übereinstimmungen. Sehr verschieden ist die Vertretung des ursprünglichen Einzelkonsonanten. Der von den Verhältnissen der dritten Silbe im Finnischen unabhängigen schwachen Stufe entspricht im Lappischen ein von mehreren Bedingungen abhängiger Wechsel der starken und schwachen Stufe, bei dem die Fälle der schwachen Stufe weniger zahlreich als die der starken sind. Die alten Verhältnisse haben sich allerdings infolge von Verallgemeinerungen oft zugunsten bald der starken, bald der schwachen Stufe getrübt. Die ursprünglichen Geminaten unterliegen im Finnischen dem Stufenwechsel, während im Lappischen die in dieser Stellung begegnende nichtwechselnde kurze Quantitätsstufe zu einer Ausgleichung des Wechsels geführt hat, wobei die Vertretung zur Herrschaft gelangt ist, die ursprünglich der schwachen Stufe zugeschrieben werden

Digitized by Google

muss. Aber die Voraussetzungen des Stufenwechsels der Konsonantenverbindungen sind in beiden Sprachen von gleicher Art; solche Stufenwechselverhältnisse des Finnischen wie **isäntä : isännät; isäntänä : isännälle** oder **kumartaa : kumarran; kumartavat : kumarramme**, die nach der Stufenwechseltheorie allerdings sekundär sind, entsprechen prinzipiell vollkommen dem bei der ostlappischen Verbindung *-ńdź-* auftretenden Stufenwechsel.

Es ist ungewiss, in welchem Grade die Bestimmung der Prinzipien des alten ostlappischen Wechsels bei einer Überprüfung der Stufenwechseltheorie, die man als wünschenswert bezeichnet hat, von Nutzen sein kann, aber sicher lohnt es sich, dabei auch dieses System in Betracht zu ziehen. Vom Standpunkt des Lappischen selbst aus ist eine der zentralsten Fragen, die der Untersucher der Akzentlehre dieser Sprache zu erörtern hat, meiner Ansicht gerade diese: in welcher Beziehung steht das am klarsten im Inarilappischen erhaltene Akzentuations- und Stufenwechselsystem des Urostlappischen zu den entsprechenden Erscheinungen im Urlappischen?

Erkki Itkonen.

Digitized by Google

Die Stammbildung bei den lappischen ă-Stämmen.

Das dunkle *a* des Lappischen (bei etymologischer Bezeichnung *ă*, *a* od. **â**) ist ein Ergebnis der Sonderentwicklung dieser Sprache, das auf einen früheren gespannten Vokal, in erster Silbe auf urfi.-urlp. *e*, *i*, *ü*, zurückgeht, z. B. lp. **mânnâ-t** ~ fi. **mene-** 'gehen'; lp. **čâl'bme** ~ fi. **silmä** 'Auge'; lpI *alǯe* 'Sohn' ~ fi. **ylkä** 'Bräutigam'. Wenn der Auslautssvokal der gleichsilbigen Stämme lp. *ă* ist, entspricht dieses meist dem fi. *e*, z. B. lp. **giettâ** ~ fi. **käte-** 'Hand', lp. **mânnâ-t** ~ fi. **mene-** s. o.; lp. **vuojatâllâ-t** 'fahren, nachfolgen' ~ fi. **ajattele-** 'denken'. Manchmal erscheint als seine Entsprechung finnischerseits *ü*, z. B. lp. **čâk'čâ** ~ fi. **syksy** 'Herbst', und in einigen jungen Lehnwörtern *i* und *u*, z. B. lp. **rippâ-t** ~ fi. **riipi-** 'abreissen, entblättern'; lp. **lik'kâ-t** ~ fi. **liikku-** 'sich bewegen'. In dreisilbigen Stämmen sind die Stammvokale verschiedenen Ursprungs im Lappischen in grossem Umfang von einer vereinheitlichenden Ausgleichung betroffen worden. Nur in ein paar Dialekten, am deutlichsten im östlichen Terlappischen, ist der Unterschied zwischen den urfi.-urlp. *a*- und *e*-Stämmen teilweise bewahrt. Nach dem Zeugnis des Terlappischen hat dem urfi.-urlp. Stammvokal *e* auch in dieser Silbenstellung im Urlappischen *ă* entsprochen, z. B. lpT (Genetz) *kaŋ̊ŋ̊ilˊ-* ~ fi. **kyynele-** 'Träne' (aber z. B. lpT *kieppele-* ~ fi. **käpälä** 'Tatze'). Vgl. meine Untersuchung Der ostlappische vokalismus vom qualitativen standpunkt aus, MSFOu. LXXIX, S. 196—7.

Lautphysiologisch ist die Entstehung des lp. *ă* so zu erklären, dass auf finnischer Seite die in bezug auf ihre Qualität unverändert erhaltenen *e*, *i*, *ü* im Urlappischen zu *i̯* (= Genetz' *i̊*) bzw. *e̯* wurden, das sich dann, nach dem Einsetzen

Digitized by Google

der Sonderentwicklung der Dialekte, gewöhnlich zu einem dunklen, verhältnismässig geschlossenen *a*-Laut öffnete.

Beim Vergleich der fi. *e*-Stämme mit ihren lappischen Entsprechungen, den *ă*-Stämmen, wird man vor allem darauf aufmerksam, wie sich das Flexionssuffix in den beiden Sprachen an den Stamm anfügt. Ich habe diese Frage meinerseits schon früher in meiner vorerwähnten Untersuchung, S. 348—53, behandelt und habe folgende Gesichtspunkte teilweise schon dort angeführt.

Von den gleichsilbigen *e*-Stämmen des Ostseefinnischen sind eine beträchtliche Menge zweistämmig, indem neben dem vokalischen Stamm auch ein konsonantischer auftritt, z. B. Inf. **men-nä** (: 1. Sg. Prs. **mene-n** 'gehen'), Part. **kät-tä** (: Ess. **käte-nä**) 'Hand', Inf. **ajatel-la** (: 1. Sg. Prs. **ajattele-n**) 'denken'. Im Lappischen aber findet man bei den *ă*-Stämmen in Wörtern mit vollständigem Paradigma nur einen vokalischen Stamm, z. B. Inf. **mânnâ-t** (< frühurlp. **mɛ̑ǹɛ̑-δēk*) 'gehen', Part. (lpI) *ǩieĕtʻa̯-ᴅ* (< frühurlp. **kēt̀ɛ̑-ᴅē*) 'Hand', Inf. **vuojatâllâ-t** (< frühurlp. **(v)ōjātɛ̀ɛ̑ɛ̑-δēk*) 'fahren, nachfolgen'. Die wenig zahlreichen Fälle von konsonantischen Stämmen im Lappischen beschränken sich auf einige Adverbien und Postpositionen, die keinem vollständigen Paradigma angehören.

Gehen wir zu den ungleichsilbigen Stämmen über, so konstatieren wir die gleiche Erscheinung: der Zweistämmigkeit der ursprünglichen *e*-Stämme auf ostseefinnischer Seite entspricht im Lappischen nichtwechselnder vokalischer Stamm. Z. B. Part. fi. **kyynel-tä** ~ lpI *koⁿn̂ᵃli-ᴅ* (< frühurlp. **kɛ̑n̂ɛ̑lɛ̑-ᴅē*) 'Träne', Inf. fi. **kiitel-lä** ~ lp. **giitâli-t** (< frühurlp. **kīt̀ɛ̑lɛ̑-δēk*) 'einem für etw. danken; loben'. Indes besteht die Übereinstimmung, dass in einem erheblichen Teil der Nomina mit urfi.-urlp. *e*-Stamm auf lappischer Seite der Nominativ Sg. auf einen Konsonanten ausgeht und nachweislich seit dem Frühurlappischen ausgegangen ist, eine Vertretung, die auch in den urfinnischen Urformen der Nominative gleichen Typs geherrscht hat. Hierbei kommen vor allem solche Nomina in Betracht, deren Nominativ — auf Grund des Gesagten also bereits durch Vererbung aus

Digitized by Google

der urfinnisch-urlappischen Sprachform — zweisilbig ist. In den übrigen Kasus dieser erscheint im Ostseefinnischen in bestimmten Fällen, im Lappischen durchgängig, dreisilbiger vokalischer Stamm. Dass der Nominativ von Haus aus konsonantisch geendet hat, erhellt in den Tochtersprachen aus der Schwachstufigkeit des Konsonantismus zwischen der ersten und zweiten Silbe, z. B. fi. **opas** (: NPl. **oppaa-t** < **oppahɣt*), lp. **oappes** (: NPl. **oap'pasâk**) 'Wegweiser, Führer'.

Eine interessante Gruppe für sich bilden unter den dreisilbigen ursprünglichen *e*-Stämmen des Lappischen die kontrahierenden Nomina und Verben. Diese sind hier besonders zu beachten, weil sie mittelbar gewisse weiter unten behandelte Unterschiede in der Stammbildung des Finnischen und Lappischen beleuchten, die von der bisherigen Forschung meiner Ansicht nach nicht richtig beurteilt worden sind. Die zu betrachtenden kontrahierenden Stämme sind meist solche, in denen die Kontraktion durch Schwund eines *j* zwischen der zweiten und dritten Silbe verursacht ist.

Wie in den Nomina vom Typus **oappes** ist der Nominativ Sg. auch bei den mit einem *j*-Element gebildenden kontrahierenden Nomina ursprünglich zweisilbig, indem er auf einen Halbvokal endigt, der im Lappischen in konsonantischer Funktion auftritt. Der Stamm der obliquen Kasus war im Urlappischen dreisilbig mit dem Vertreter von urfi-urlp. **e* als Ausgangsvokal. Z. B. NSg. lpN **suolo**, I *sɣ̮ŭ̯ŏlòɣ'* (< frühurlp. **sōlw̄ɣ*) 'Insel' ~ GASg. N **sul'lu**, I *sŭŏllū* (< frühurlp. **sōl̆w̄j-ɐ-n*).

Die kontrahierenden Verben des Lappischen sind ohne Ausnahme urfi.-urlp. *e*-Stämme. Bei dem Derivationselement **-jɐ-*, mit dem diese Verben gebildet sind, ist, wie mir scheint, nur der Anfangsteil *j* bei der historischen Vergleichung zu berücksichtigen; ich verbinde ihn mit dem *i*-Element der Verben des Typus urfi. *meloɣ-* 'paddeln' und *paini-* (<< **painaɣ-*) 'ringen'. Nur der Unterschied besteht, dass im Finnischen nicht nach dem *i* ein Vokal auftritt, mittels dessen im Lappischen auch dieser Typus vokalstämmig

Digitized by Google

geworden ist, z. B. Inf. lpN **rab'mut**, I *rammɥδ* 'rühmen, prahlen' < frühurlp. * *rāmə̀ōj-ɛ-δɛ̄k* (vgl. urfi. Inf. **meloɟ-δak*).

Während die kontrahierenden mit *ɟ*- (*j*-) Suffix gebildeten Stämme den lappischen Fortsetzungen der anderen urfi.-urlp. dreisilbigen *e*-Stämme darin gleichen, dass sich das Flexionssuffix immer dem vokalischen Stamm anschliesst, wird in der gegenseitigen Aneinanderfügung der von zweisilbigen Stämmen mit dem *ɟ*-Charakter des Plurals bzw. des Imperfekts gebildeten »Unterstämme» und der Beugungsendungen ein teilweise andersartiges Prinzip ersichtlich.

Solche ursprünglich zweisilbigen Phoneme wie GPl. N **buođoi**, I *pɥɑ̯ɒδuɨ̯'* von N **buoddo**, I *pɥɑ̯ɒδu* 'Damm, Sperre' und 3. Sg. Impf. N **mânâi**, I *mōnɥɨ̯'* von N **mânnât**, I *mōn̆ɥδ* 'gehen' entsprechen vollkommen dem Typus des Nominativs Sg. N **suolo**, I *sɥŭɒ̯lòɨ̯'*; es handelt sich um den blossen konsonantischen Stamm ohne Flexionssuffixe. Der Erwartung entsprechen ferner die Formen der 1. und 2. P. Sg. Impf. wie N **mânnim**, I *mōn̆nim* (< frühurlp. **mɛ̀ɲɛ̀j-ɛ-m*), N **mânnik**, I *mōn̆nih* (< frühurlp. **mɛ̀ɲɛ̀j-ɛ-k*) von N **mânnât**, I *mōn̆ɥδ* s. o. In diesen ist, wie z. B. in der Form des GSg. N **sul'lu**, I *sŭŏllū* (< frühurlp. **sōl̀ōj-ɛ-n*), das Flexionssuffix durch Vermittlung des das urfi.-urlp. *e* vertretenden Vokals an den Stamm angetreten. Diese vokalische Anknüpfung ist, wie ich es erklärt habe (s. a. a. O.), ganz natürlich, weil auf diese Weise auslautende zweifache Konsonanz vermieden worden ist, die im Urlappischen unbekannt war.

Zwischen der Plural- und Imperfektbeugung einerseits und den Paradigmen der kontrahierenden Nomina und Verben andererseits besteht aber der wichtige Unterschied, dass sich die silbischen Suffixe in der ersteren Gruppe unmittelbar an den auf *ɟ* endigenden konsonantischen Stamm und nicht wie in der letzteren Gruppe an den vokalischen anfügen. Ich beleuchte diese Doppelheit mit Beispielen, die der Anschaulichkeit halber so gewählt sind, dass in ihnen das auf den Stamm folgende Suffix in beiden Gruppen im Urlappischen das gleiche gewesen ist: lpL ElatPl. *tš̆alməs* (< frühurlp. **tš̆ɛlməɟ-stē*) 'Auge' ~ LokSg. N **boc'cust**, I *pottsɥst* (< frühurlp. **pɔ̄ɔ̀sɔ̄j-ɛ-stē*) von N **boazo**, I *pòazuɨ̯'*

Digitized by Google

'Renntier'; APl. N **buođoid**, I *puᵢvδuᵢᴅ* (< frühurlp. **pōδōᵢ-ᴅē*) von N **buođđo**, I *puᵢvδu* s. o. ~ Part. I *pottsuᵢᴅ* (< frühurlp. **pōᵢtsōj-ᵢ-ᴅē*) von *pòazuᵢ'* s. o.; 1. Pl. Impf. N **oaʒʒoimek**, I *òaᴅ'ᵢδᵢžᵢŭᵢm* (< frühurlp. **ōńᵢδᵢžōᵢ-mēk*) von N **oaʒ'ʒot**, I *ᵢδᵢδᵢžᵢuδ* 'bekommen' ~ NSg. + 1. Pl. Px. N **boc'cumek**, I *pottsum* (< frühurlp. **pōᵢtsōj-ᵢ-mēk*) von N **boaʒo**, I *pòazuᵢ'* s. o.; 2. Pl. Impf. N **oaʒʒoidek**, I *òaᴅ'ᵢδᵢžᵢŭᵢᴅ* (< frühurlp. **ōńᵢδᵢžōᵢ-δēk*) von N **oaʒ'ʒot**, I *ᵢδᵢδᵢžᵢuδ* s. o. ~ Inf. N **rab'mut**, I *rammᵢuδ* (< frühurlp. **rāṁōj-ᵢ-δēk*) 'rühmen, prahlen'.

Es versteht sich von selbst, dass die beiden Arten der Stammbildung nicht durch lautgeschichtliche Entwicklung hervorgerufen sein können; unter einer hinreichend weiten Perspektive betrachtet, wird sich die eine oder die andere als sekundär erweisen. Augenscheinlich lässt sich die Frage nicht ausschliesslich auf lappischer Basis entscheiden. Es ist nämlich zu beachten, dass im Ostseefinnischen in den von zweisilbigen Stämmen abgeleiteten Plural- bzw. Imperfektstämmen das Flexionssuffix unmittelbar auf den Charakter *ᵢ* folgt (und zwar selbst in den Fällen, in denen im Lappischen ein vokalischer Stamm vorliegt, z. B. 1. Sg. Impf. **kannoi-n** von **kanta-** 'tragen', vgl. 1. Sg. Impf. lpN **gud'dim**, I *kŭŏᴅᴅim* < frühurlp. **kōṅᴅājᵢ-m* von N **guod'det**, I *kŭăᴅᴅiδ* id.), aber z. B. die auf *-oᵢ-* ausgehenden Nomina sind, wie vermutet wird, nach Art der konsonantischen Stämme gebeugt worden (als Rudiment dieses Verhaltens ist u. a. das aus der Volkspoesie stammende Belegpaar NSg. *runo* < **runoᵢ* : GSg. *runojen* 'Runensänger' angeführt worden) wie auch im Lappischen. Ist dies der Fall gewesen, so hat sich die ursprüngliche Vertretung in den Dialekten stark verdunkelt. Für konsonantische Beugung der mit *ᵢ* abgeleiteten Verben dürfte es finnischerseits keine Belege geben.

Jedenfalls bleibt die Möglichkeit offen, dass die in Rede stehende Zweiteilung der Stammbildung — wodurch sie auch veranlasst worden sein mag — in der urfinnisch-urlappischen Sprachform aufgetreten ist; von den Tochtersprachen hätte dann das Lappische das alte Prinzip klar beibehalten. Ob es sich wirklich so verhalten hat, das ist ein Problem,

Digitized by Google

welches nicht zu dem Thema dieses Aufsatzes gehört, denn die endgültige Aufklärung der Frage erfordert ein eingehendes Studium der Vertretung in den ostseefinnischen Sprachen. Für das Lappische dürfen wir jedoch behaupten, dass die unmittelbare Anfügung silbischer Suffixe an Halbvokal bei der Plural- bzw. Imperfektbeugung der zweisilbigen Nominal- bzw. Verbalstämme aus einer hinter dem Urlappischen zurückliegenden Sprachform herrührt. Die betreffenden Flexionsformen können vom Standpunkt des Urlappischen aus unter keinen Umständen als analogisch gedeutet werden. Auch die urlappische Synkope eignet sich nicht zur Erklärung, und zwar schon darum nicht, weil in der auf Halbvokal ausgehenden Silbe die schwache Stufe des Konsonantismus herrscht. Dass das Finnische in dieser Beziehung völlig auf dem Standpunkt des Lappischen steht, dürfte seinerseits die Auffassung bekräftigen, dass die Vertretung aus der urfinnisch-urlappischen Periode ererbt ist.

Wenn auf ostseefinnischer Seite nicht auf die konsonantische Beugung der Nomina auf *-oi̯-* hinweisende Züge vorlägen, wäre es ausserordentlich leicht, die Anfügung der silbischen Suffixe an den vokalischen Stamm in den kontrahierenden Verben und Nomina des Lappischen als eine sekundäre Erscheinung zu erklären. Der vokalische Stamm würde nur in Phonemen lautgesetzlich sein, in denen ohne vermittelndes Vokalelement eine wortauslautende Konsonantenverbindung erzielt worden wäre (z. B. GSg. **sōl̄ōj-ę-n* > lpN **sul'lu**, I *sŭŏllū*; 1. Sg. Prs. **rāmm̄ōj-ę-m* > lpN **rab'mum**, I *rammūm*) und diese sich daraus auf analogischem Wege verallgemeinert hätte. Geht man hinwieder von der Voraussetzung aus, dass die mit dem *i*-Element gebildeten Stämme, deren Fortsetzer die kontrahierenden Nomina und Verben des Lappischen sind, im Urfinnisch-Urlappischen wie die übrigen dreisilbigen *e*-Stämme abgewandelt haben, dann könnte man annehmen, dass der vokalische Stamm sich aus jener Periode nicht nur in den Fällen in das Urlappische vererbt habe, in denen sich an den Stamm ein von einem Einzelkonsonanten gebildetes Suffix anschloss, sondern auch vor den mit einer Konsonantenverbindung anfangenden silbischen Suffixen

Digitized by Google

(z. B. LokSg. *$p\bar{o}_{(}\grave{l}s\bar{o}j$-$\varrho$-$st\bar{e}$, vgl. fi. **kyynele-stä**). Aber auch nach dieser Feststellung haben wir eine noch ungelöste Frage vor uns: welcher von den beiden Stämmen vertritt vor den mit Einzelkonsonant beginnenden silbischen Suffixen den älteren Stand, der finnische konsonantische oder der lappische vokalische Stamm? Diese Doppelheit, die zwischen den beiden Sprachen z. B. im Essiv und Partitiv Sg. der Nominalflexion[1] sowie im Infinitiv der Verbalflexion auftritt, enthält in der Tat das Kernproblem der ganzen finnisch-lappischen Stammbildung, denn es betrifft auch, wie weiter oben schon erwähnt wurde, auch die gleichsilbigen *e*-Stämme.

[1] In diesen Kasus findet man im Lappischen bei Nomina auf -*ωi̯*- recht häufig solche schwachstufige Formen wie z. B. Ess. N **suolon**, I (westl. Dial.) *suo̯lujen* Sk. (Snk.) *suo̯lan*, (Pa.) *sǔ̯ɜlą̆ˇn* von N **suolo**, I *suo̯lui̯*ˇ, Sk. (Snk.) *suo̯lA*, (Pa.) *sǔ̯ɜlŏ* 'Insel', Part. I *suo̯lujeᴅ*, Sk. (Snk.) *suo̯laᴅ*, (Pa.) *sǔ̯ɜlą̆ˇᴅ* id. Diese darf man jedoch darum nicht als lautgesetzliche Formen mit urspr. konsonantischem Stamm betrachten. Ihre sekundäre Natur wird u. a. durch das Fehlen des die zweite Silbe schliessenden *i̯* im Norwegisch- und Skoltlappischen sowie andererseits durch den auf das *i̯*-Element folgenden Vokal in der dritten Silbe im Inarilappischen bewiesen. Daneben kommt denn auch die lautgesetzliche Vertretung vor: I Ess. *sŭ̆ŏllu̯n*, Part. *sŭ̆ŏllu̯ᴅ* (ausschliesslich so im östlichen, seltener im westlichen Dialekt), Sk. (Snk.) Ess. *sŭ̆ŏ̯ʌlʌi̯jen*, Part. *sŭ̆ŏ̯ʌlʌi̯jeᴅ* (seltener als die analogischen Formen), (Pa.) Ess. *sŭ̆ŏlˡˡjen*, Part. *sŭ̆ŏlˡˡjeᴅ* (die lautgesetzlichen Formen beinahe ausschliesslich). Die Analogie ist davon ausgegangen, dass man angefangen hat, nach dem Muster der gleichsilbigen Nomina den Nominativ Sg. als Basis zur Bildung von obliquen Kasus anzuwenden. Diese Praxis hat sich auch im Paradigma der anderen dreisilbigen urfi.-urlp. *e*-Stämme eingenistet, z. B. Ess. N **nagerin** von **nager** 'Schlaf, Traum', I Ess. (westl. Dial.) *ķă̆llisn̆n*, (östl. Dial.) *ķă̆llisin*, Part. (westl. Dial.) *ķă̆llisn̆ᴅ*, (östl. Dial.) *ķă̆llisiᴅ* von *ķă̆lis* 'Greis, Ehemann'. Die lautgesetzlichen Formen herrschen im Inarilappischen in mehreren Worttypen, z. B. Ess. (westl. Dial.) *nahàrn̆n*, (östl. Dial.) *nahàrin*, Part. (westl. Dial.) *nahàrn̆ᴅ*, (östl. Dial.) *nahàriᴅ* von *naŭ̯vèr* 'Schlaf, Traum'. Im Skoltlappischen kommt ausserhalb der Ableitungen mit -*ωi̯*- überhaupt keine analogische Vertretung vor, z. B. Ess. (Snk.) *nąŏ̯kˇkᴬ̯ręn*, (Pa.) *nąˀkˇkᴬ̯ren*, Part. (Snk.) *nąŏ̯kˇkᴬ̯ręᴅ*, (Pa.) *naˀkˇkᴬ̯reᴅ* von (Snk.) *nāer*, (Pa.) *nāer* 'Schlaf, Traum'; Ess. (Snk.) *kȧʌɪᴬ̯ṣęn*, (Pa.) *kȧlˇlᵇ̥ṣen* Part. (Snk.) *kȧʌɪᴬ̯ṣęᴅ* (Pa.) *kȧlˇlᵇ̥ṣeᴅ* von (Snk.) *kă̆ļļes*, (Pa.) *kă̆ļļes* 'Greis'. Da Analogie der veranschaulichten Art jedenfalls in einem

Digitized by Google

Wenn man die obenerwähnte nach zwei Richtungen hin vor sich gegangene Entwicklung betrachtet, muss man sich erinnern, dass die Beugung der ostseefinnischen zweisilbigen *e*-Stämme zahlreiche Beispiele dafür bietet, wie die analogischen Ausgleichungen aus der alltäglichen Rede die Formen mit konsonantischem Stamm verdrängt haben, welch letztere als Fossile in gewissen Wendungen, in der Sprache der Dichtung oder als aus ihrem ursprünglichen paradigmatischen Zusammenhang isolierte Partikeln erhalten sind. Demgegenüber liegt der Gedanke nahe, dass das ausschliessliche Vorkommen von vokalischen Stämmen im Lappischen das Ergebnis einer ähnlichen Ausgleichung sein könnte; das Lappische hätte nur mit strenger Folgerichtigkeit, die übrigens für die Struktur dieser Sprache überaus charakteristisch ist, die Neuerung vollständig durchgeführt, ohne wie das Finnische auf halbem Wege stehenzubleiben.

Die folgenden Partikeln dürften fast die einzigen Beispiele von Beugungsformen mit konsonantischem Stamm im Lappischen sein:

---

ausgedehnten Gebiet auftritt, kann sie schon eine späturlappische, aber keinesfalls eine ältere Erscheinung sein.

Von besonderer Art sind solche im Schwedischlappischen vorkommende Essivformen wie L *hānēn* von von *hānēs* 'geizig', Arj., L *sʌ̄inan* von *sʌ̄inas* 'Knecht'. Daneben begegnen auch Formen, die ihrem Bau nach den ostlappischen, von mir als lautgesetzlich betrachteten Essiven entsprechen, z. B. L *hàiʳnāsin*, *sʌ̀iᵉnasin*. Nach der Ansicht Wiklunds (FUF I 97) könnte der erstere Typus einen alten Essiv mit konsonantischem Stamm vertreten (*-n* wäre < **-s-na*), wobei der zweite analogisch wäre. So interessant dieser Gedanke auch ist, so muss er wegen des geringen Umfangs des Verbreitungsgebietes des Typus *hānēn* als unsicher angesehen werden. Es ist nämlich möglich, dass auch hier der Nominativ als Basis zur Bildung von obliquen Kasus gebraucht worden ist; die unmittelbare Anfügung der Kasusendung an den auf *s* ausgehenden Nominativ konnte die Inessivstruktur der zweisilbigen Nomina erleichtern (z. B. L *kā̆tēn*, wo *-n* < **-s-na*, von *kā̆htē* 'Lappenzelt'). Man beachte auch, dass in dem Essiv L *suölōn* von *suölōi* 'Insel' am Ende der zweiten Silbe kein *i* steht, dessen Erhaltung natürlich wäre, wenn es sich um einen alten Fall mit konsonantischem *n*-Stamm handelte. Der alternativ vorkommende Essiv *suöllun* (vgl. lpI *sŭŏllu̯n*) macht mithin einen ursprünglicheren Eindruck.

Digitized by Google

Ess. lpS *nɛ̨lnie* (Wfs.), Arj. *nɑ̨lrnɨ̨ė*, L *nanne* (< *nalne*) (in allen steht im Wortanlaut ein sekundäres, ursprünglich zu dem vorgehenden genetivischen Regens gehörendes *n*), I *ɑ̄l̀ne*, Sk. *ɑ̨l̄ɳ̄ᵉ*, Kld., T *ɑ̨ᵢln* 'auf, bei; von' ~ fi. **yllä** (< **ülnä*). Part. S *nɛ̨lʟtiɛ* (Wfs.), L *nɑ̄l̀te*, Grat. *nɑ̨l̀re*, N **âl'de** (**nâl'de**) 'von, von oben; auf' ~ fi. **yltä**. Diese Partikeln dürften, wie NIELSEN dargelegt hat (Lærebok i lappisk I 180; Festskr. til Qvigstad 172), zu dem Paradigma des ursprünglichen *e*-Stammes **üle-* > fi. **yli** 'das oben Befindliche' gehört haben. Dieser Stamm hat im Lappischen sonst keine direkte Entsprechung; eine Nebenform von ihm, deren zweite Silbe einen urspr. weiten Vokal enthält, kommt in gewissen Dialekten vor: S *jillie* (Wfs.), Arj. *ɑ̨l̀l̀ɨ̨ė*, L *ɑ̄l̀ē-*, Grat. *ɑ̨l̀lie* 'Westen' ~ fi. **ylä** '= yli'. An sich wäre es wohl nicht unmöglich, die obigen Essiv- und Partitivformen auch von dieser Stammvariante abzuleiten, zu deren Paradigma u. a. folgende Formen mit vokalischem Stamm gehören: Ess. *jillɛnɛ̨* (Wfs.), Arj. *ɑ̨l̀l̀ɨ̨ėn*, L *ɑ̄l̀ēn* 'im Westen', N **âllen** 'high (adv.); from high up'; Part. S *jillɛʜtɛ* (Snå.), Arj. *ɑ̨l̀l̀ɨ̨ėt*, L *ɑ̄l̀ēt* 'vom Westen' (man beachte, dass im Dialekt von Gratangen auch in dieser Bedeutung ein Partitiv mit konsonantischem Stamm auftritt: *ɑ̨l̀re*, vgl. *nɑ̨l̀re* s. o.).

Ess. S *vɑ̆ɑ̆ö·lᵛnie* (Snå.), I *vɑ̆ɑ̆ə̄l̀ni*, Sk. *ᵛɑ̆ɑ̆ə̄l̀ɳ̄ᵉ*, Kld. *vɑ̄ᵢln*, T *vɑ̄ᵢ̄lne* 'unter, unten, von unten' ~ fi. **alla** (< **alna*); Part. S *wɑ̆ɑ̆ö·ʟtiɛ* (Snå.), N **vuol'de** 'unter, von unten' ~ fi. **alta**. Das Stammwort dürfte **alɛ̨-* > fi. **ali** 'das Untere, unter-' sein (NIELSEN a. a. O.). Im Lappischen gibt es auch von diesem Stamm kein vollständiges Paradigma; häufiger ist eine Variante mit **a*-Stamm: S *wuö·lᵛie* (Wfs.), Arj. *-vŭo:llɨ̨ė*, L *vuəl̀e-*, N **vuolle**, I *vuəl̀i*, Sk. *ᵛuəl̀ɭ̀ᵉ*, T *vɑ̄ᵢ̄lle* 'unterer Teil, das Untere, unter-' ~ fi. **ala** '= ali'. Die zu diesem Stammwort gehörenden Essiv- und Partitivformen sind auf regelmässige Weise von einem Vokalstamm gebildet: Ess. N **vuollen** 'unten, von unten'; Part. Tysfj. *vɑ̆ɑ̆ö·l̀l̀ėt* 'von unten', L *vuəl̀ēt* 'unter (einem Dinge) hervor'.

Ess. I *pel̀ni*, *-ʙel̀ɳ*, Sk. *-ʙɨ̨ė̆l̄ɳ̄* 'von, neben; auf der Seite von, jenseits'; Part. N **bæl'de** id. Das Stammwort ist N **bælle**, I *pēl̀i*, Sk. *pɨ̨ė̆ɭ̀ɭ̀ᵉ* 'Hälfte, Seite'. Abgesehen von diesen

Digitized by Google

ihrem ursprünglichen Zusammenhang entfremdeten Partikeln, kommt in dem Paradigma des Wortes nichts auf konsonantischen Stamm Hinweisendes vor, man beachte z. B. Ess. I *pēl̆lin* (= fi. 'puolena, puoleksi').

Part. Arj. *mĭĕ̆·l̀re*, L *mil'te*, N **miel'dĕ**, I *mĭĕ̆l̄ɒɪ*, Sk. *mĭĕ̆l̄p̄ᴱ*, Kld. *mīlt*, T *mīlte* 'nach, längs, entlang'. Nach einer Vermutung QVIGSTADS (Beitr. 93) würde hier der Stamm **miela* vorliegen, der mit dem Derivationselement *-lă-* von einem kürzeren Stamm **mie-* (~ fi. **myö-**) gebildet wäre.

Ess. S *lu̯l̀niɛ* (Snå.), L *lul̄ni* 'im Osten'; Part. S *lu̯lɪtiɛ* (Snå.), L *lul̄te* 'vom Osten', N **lul'dĕ** 'im Süden' von S *lu̯u̯liɛ* (Wfs.), L *lul̄e-* 'Osten', N **lulle-** 'Süden'. In recht vielen Dialekten findet sich auch ein Essiv mit vokalischem Stamm, z. B. Tysfj. *lu̯l̀len* 'im Osten', N **lullen** 'im Süden'.

Part. S *mŭ̯ŏ̯ttiɛ* (Wfs.), Arj. *mol̀l̀(i̯)ė*, L *mōd̄e-*, N **moad'de -dd-**, I *mo̯ă̯ddɪ* 'mehrere, etliche, manche, viele', vgl. fi. **monta** Part. von **moni** 'mancher'. Das Wort des Lappischen, das sich in der Sprache zu einem selbständigen, auf gewöhnliche Weise flektierenden Nomen (z. B. S ASg. *mŏ̯o·l̀tiɛm*) entwickelt hat, dürfte höchst wahrscheinlich als ein finnisches Lehnwort aufzufassen sein.

So spärlich die oben angeführten Belege auch sind, beweisen sie auf jeden Fall, dass das Vorhandensein des konsonantischen Stammes bei zweisilbigen Stämmen wenigstens innerhalb dieser engen Grenzen im Lappischen ein uralter indigener Zug ist. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Wortpaare **yllä** ~ *al̄ne*, **yltä** ~ **al'dĕ**, **alla** ~ *vŭ̆ă̆l̄ni* und **alta** ~ **vuol'dĕ** sowohl im Finnischen als auch im Lappischen direkt aus der urfinnisch-urlappischen Periode ererbt sind. Eigentümlicherweise gehört ein beträchtlicher Teil dieser Formen mit konsonantischem Stamm zum Paradigma der **a-*, **ä-* (> lp. *e-*) Stämme, eine Vertretung also, die im Hinblick auf die allgemeinen Voraussetzungen des Vorkommens des konsonantischen Stammes als exzeptionell zu betrachten ist.

Die Behandlung der Prinzipien für die Stammbildung des Lappischen würde jedoch unvollständig bleiben, wenn man sich nur auf die Beachtung der Beziehungen zwischen Stamm und Beugungsendungen beschränkte. Es ist von Wichtig-

Digitized by Google

keit, auch einigermassen die Art und Weise zu berücksichtigen, wie gewisse Derivationsendungen sich an den Stamm anfügen. Im Finnischen konstatiert man in den Weiterbildungen von zweisilbigen *e*-Stämmen recht oft eine Anfügung des Derivationselements an den konsonantischen Stamm. So verhält es sich namentlich bei den mit dem Formans *-ta-*, *-tä-* gebildeten kausativen und faktitiven Verben, z. B. **pääs-tä-** 'loslassen' von **pääse-** 'loswerden'; **ään-tä-** 'lauten' von **ääne-** 'Laut, Stimme'. In den mit dem entsprechenden Derivationselement von zweisilbigen *ă*-Stämmen abgeleiteten Wörtern des Lappischen tritt meist der vokalische Stamm auf, z. B. **dibmâ-di-t** 'soften; make tender; soak to soften (e. g. a skin); mash' von **dibmâ-t** 'become soft(er); become tender; become pulpy; (fig.) have to give in'; **jiednâ-di-t** 'make a sound; utter; (with com.), speak to' von **jiednâ** 'sound, note; voice'. Aber daneben kommen gewisse Bildungen mit konsonantischem Stamm vor, von denen z. B. erwähnt seien lpS *pɣlt·ɛt* (Wfs.), Arj. (Perf.) *palᴛᴛàm*, L *palte-*, N **bâl'det**, I *palʒ̄ɒð*, Sk. *pɑ̨l̆ʒ̄ɒᴅ* 'erschrecken' tr. von S *ʙi̯ʌʌɛ̨t* (Wfs.), Arj. *pɑ̨l̆l̆ɑ̨t*, L *palə-*, N **bâllât**, I *pɔ̄l̆l̆ɑ̨ð*, Sk. *pɣ̄ll̆ôᴅ* 'sich fürchten'; S *wɣ̨rtɛt* (Wfs.), Arj. *vɑ̨rᵉᴛ·ᴛi̯ɛ̀t*, L *varᵉte-*, N **vâr'det**, I *varʒ̄ɒð* 'bluten' von S *wi̯rrɣ̨* (Wfs.), L *vaʃa-*, N **vârrâ**, I *vorrᵍ* 'Blut' (vgl. QVIGSTAD, Beitr. 43, NIELSEN NyK L 329 ff.); L *nabᵉta-* 'einem einen Beinamen, Spitznamen geben', Tysf. *nɑ̨bᵉri̯ɛt*, N **nâw'det**, Sk. *nɑ̨̄v̄ʒ̄ɒᴅ* (Pa.) 'nennen, benennen', Ableitung S *nɛmᵉᴛsᴛi̯t* (Tän.) 'verspotten' von S *nu̯m̀m̀ɛ* (Tän.), L *namə-*, N **nâmmâ**, Sk. *nɨ̨m̄mᵈ* (Pa.) 'Name'; N **giek'tât**, I *kĭɛ̆ʒ̄l̆iδ* (im lpN Suffix **-te-*, im lpI **-ta-*) 'russig machen' von N **gieppâ**, I *ʃ̧iepᶜɑ̨* 'Russ'. Es ist unsicher, ob das Verb S *ʀi̯e·s̀tɛt* (Mer.), Arj. (Perf.) *ʀɛ̆ă̆·ŝtɑ̨m*, L *peste-*, N **bæs'tet**, Sk. *pi̯ɣ̆ɛ̆ʃ̧i̯ᴇᴅ*, Kld. *pie¡ste-* 'loslassen, öffnen' vom Standpunkt des Lappischen aus als eine bodenständige Ableitung von S *ʀɬ·ɛ̨s·i̯ɹ* (Tän.), Arj. *ʀe·essɑ̨t*, L *pɛ̄ʃə-*, N **bæssât**, Sk. *pi̯ɛ̨ssôᴅ*, Kld. *piessᴠᵟ* 'loswerden' betrachtet werden darf, denn es ist möglich, dass beide getrennte Entlehnungen aus fi. **päästä-** und **pääse-** sind. Auf Lehnbeziehungen deutet nämlich die Lautgestalt von **bæssât** (man würde ***biessât** erwarten). Oder wäre es

Digitized by Google

so, dass sich das in der Ableitung lautgesetzlich entwickelte *æ* (zu der Entwicklung **ā̆* > *æ* vor urspr. weitem Vokal vgl. z. B. lp. **nætte** 'Marder' ~ fi. **näätä** id.) auch auf das Stammwort verallgemeinert hätte? Gewöhnlich verhält es sich umgekehrt: in Ableitungen ist die lautgesetzliche Entwicklung dank dem Einfluss der Lautvertretung im Stammwort verhindert worden (vgl. MSFOu. LXXIX 74—5). Eigentümlich ist lpN **loak'tet**, I *lǫ̆ą̄p̀ìð* 'beendigen'. In seinem Stammwort steht zwischen der ersten und zweiten Silbe eine ursprüngliche Geminata, und in einem solchen Stammtypus tritt finnischerseits überhaupt kein konsonantischer Stamm auf. Muss **loak'tet** als von N **loap'pâ**, I *lopp'ᵋ* 'Ende', dessen finnische Herkunft offenbar scheint (< fi. **loppu** id.), abgeleitet betrachtet werden, so liegt eine verhältnismässig junge Bildung vor. Ein einzelstehendes Beispiel von Anfügung des Derivationselements an konsonantischen Stamm in einem Wort mit ursprünglichem *a*-Stamm bietet N **vuol'det** 'dig a hollow under something', das nach NIELSEN (s. Lappisk ordbok III) eine Ableitung von **vuolle** s. o. ist.

Möglicherweise beruht ein Teil der durch Vermittlung des konsonantischen Stammes von zweisilbigen Stämmen gebildeten Ableitungen auf später, mehr oder weniger zufälliger Synkope, deren Ursprung in keinerlei Zusammenhang mit dem von alten Prämissen ausgehenden Vorhandensein des konsonantischen Stammes steht. An eine solche Erklärungsmöglichkeit denkt man z. B. bei **loak'tet** und ein paar anderen, nicht hier angeführten Wörtern. Des Vergleichs halber sei erwähnt, dass man im Lappischen auf mehreren Seiten eine sekundäre Synkope beobachtet. So sind im Südlappischen beispielsweise solche Stämme häufig wie *arᵉnie* (Tän.) 'Feuerstätte' (~ N **ārrân** id.), *wi̯nntsę* (Wfs.) 'Boot' (~ N **fânâs** id.). Aus dem Inarilappischen können u. a. *rähl̀ìð* 'machen' (< **raˈhą̆dɪð*, vgl. N **rākkâdit** id.), *rĭă̄ū̯s̀kȧ* 'Schneehuhn' (~ N **rievsâk** id.) herbeigezogen werden. Norwegisch-lappische Fälle von Synkope zählt NIELSEN, Lærebok i lappisk I 27, 443, auf.

In kausativen Verben, die von dreisilbigen Nomina mit *e*-Stamm abgeleitet sind, fügt sich das Derivationselement

Digitized by Google

im Finnischen regelmässig an den konsonantischen Stamm an, z. B. **kielasta-** 'schwatzen' von **kielas** 'geschwätzig', **opasta-** 'einem den Weg zeigen; führen' von **opas** 'Wegweiser, Führer', **höyhentä-** 'rupfen' von **höyhen** 'Feder'. Von besonderem Interesse ist, dass im Lappischen bei Verben, die von Nomina gleichen Typs mittels Suffixe mit Einzelkonsonant als erstem Laut gebildet sind, dem Derivationselement gleicherweise der konsonantische Stamm vorausgeht. Z. B. N **oappestit**, I *ǫ̊ą̆p'ɪstiδ*, Sk. *ᵛŭą̆ᵊp̆pᴱṣt̨eᴅ*, Kld. *uɵpse-* (*-s-* < *-st-*) 'einem den Weg zeigen' von N **oappes**, I *ǫ̊ąp'is*, Sk. *ᵛŭą̆ᵊp̀pes* 'Wegweiser; bekannt'; S *supɔtsstɨt* (Wfs.), L *supcaste-*, N **suvcâstit** 'sagen, reden, erzählen' von S *supɔtsᵃs* (Wfs.), L *supcase-*, N **suvcâs** 'Rede, Erzählung, Märchen'; N **âškâstit**, I *oˑšk^Aṣtiδ*, Sk. *ɛ̨šk^Aṣt̨eᴅ* 'in Schichten gefrieren (von strömendem Wasser)' von N **âškâs**, I *ōškąs*, Sk. *ɛ̄šk̄ôs* 'in Schichten gefrorenes Wasser, auf das Eis quellendes Wasser'; S *kiɛ̯ⁱńelᴅɨt* (Tän.), L *kańālte-*, N **gânjâldit** 'tränen' von S *kiɛ̯̀ńɛ̯ɲɛ̯* (Tän.), L *kańāl*, N **gânjâl** 'Träne'; S *čɨ̯·ɛ̀kˑąrᴛɨt* (Mer.), L *čēkarte-*, N **čiegârdit** 'beim Weiden den Schnee weggraben (Renntier); ein Land abweiden' von S *čɨ̯·ɛ̀kˑąrą̈* (Värd.), L *čēkar*, N **čiegâr** 'Schneegrube des weidenden Renntiers; abgeweidetes Gelände im Winter'; N **boarasmit**, I *pǒ̆ărà̀smiδ*, Sk. *pǫ̆ąr^Aṣmɛ̨ᴅ*, Kld. *poarɵsme-*, T *poara¡sme-* 'altern' von N **boares**, I *pǫ̊ąris*, Sk. *pǫ̊ą̆r̨ɛ̨s*, Kld. *puɵ¡res*, T *pi̊ɵ¡res* 'alt'. Die in den Ableitungen durchgängig auftretende schwache Stufe beweist, dass sich der Stamm nicht durch Synkope gebildet hat.

Äusserst spärlich sind die Fälle, in denen von einem dreisilbigen Verbalstamm ein neuer Stamm gebildet worden ist mit Hilfe eines solchen mit Einzelkonsonant beginnenden Derivationselements, vor dem man gemäss dem bei der Bildung denominaler Verben sichtbaren Prinzip konsonantischen Stamm erwarten könnte. Doch scheint sich bei diesen, auch bei den Ableitungen von ursprünglichen *e*-Stämmen, das Derivationselement an den Vokal anzufügen, z. B. lpI *piɦ̄l^Alôtt'ôδ* (< **piktɛ̨lɛ̨-lɛ̨-δēk*) 'sich wärmen', vgl. *piɦ̄l^Aliδ* (< **piktɛ̨lɛ̨-δēk*) id. An sich ist das Auftreten des vokalischen Stammes von dem Stammwort nicht befremdlich, wenn man bedenkt, dass im Paradigma der dreisilbigen

Digitized by Google

Verbalstämme auch sonst ausschliesslich Formen mit vokalischem Stamm zu finden sind.

Allgemein gutgeheissen ist die Auffassung, dass der Endvokal der zweisilbigen urfinnisch-urlappischen *e*-Stämme ein wesentlich zum Stamm gehörendes Element ist. Dagegen sind die Ansichten über den Ursprung des Auslautsvokals der dreisilbigen *e*-Stämme auseinandergegangen. Die Vermutung von BUDENZ, dass alle Wortstämme von Haus aus vokalisch geendet hätten und die konsonantischen Stämme ausnahmslos Ergebnisse einer Art Verstümmelung wären, ist andererseits von THOMSEN (BFB 107—9), SETÄLÄ (YSÄH 209) und WIKLUND (FUF I 95—8) bezweifelt worden, nach deren Auffassung der konsonantische Stamm bei einem Teil der dreisilbigen Stämme als ursprünglich zu betrachten ist. Auf denselben Standpunkt hat sich unlängst ARNO BUSSENIUS gestellt, der jedoch zugleich annimmt, dass zwischen den Formen mit konsonantischem und vokalischem Stamm im Paradigma kein chronologischer Unterschied besteht. Er versteht die Sache so, dass »an sich, also ihrem Ursprung nach, konsonantische Stämme sich in ihrer Flexion an vokalische Stämme angelehnt haben» (Zur ostseefinnischen Morphologie: Stammesalternation im Ostseefinnischen 70). Wie der Ursprung des bei dreisilbigen Stämmen den vokalischen Stamm bildenden urfi.-urlp. *e* auch gedeutet werden mag, jedenfalls gewinnt man leicht den Eindruck, dass dieser Laut am ehesten den Charakter eines B i n d e v o k a l s gehabt hat. Vom Standpunkt des Lappischen aus kann zu dieser Schlussfolgerung besonders die Imperfektbeugung der zweisilbigen Verben führen, bei der *e* in der dritten Silbe nur in den Formen aufgetreten ist, die ohne vermittelndes Vokalelement auf eine Konsonantenverbindung ausgegangen waren. Ganz willkürlich ist es mithin, wie SETÄLÄ in dem Imperfekt des Lappischen eine Stütze für den angenommenen ursprünglich vokalisch endenden Präteritalcharakter *-js-* sehen zu wollen (vgl. TuM 94—7). Da ausserdem im Plural der zweisilbigen Nomina mit ursprünglichem *e*-Stamm auf den Charakter *j* in keinem Kasus ein Vokal folgt, was meines Erachtens gerade davon herrührt, dass

Digitized by Google

alle Kasusendungen nach *ɟ* in bezug auf ihre Qualität silbisch gewesen sind, so bereitet es keine Schwierigkeit, ex analogia auch das *e* in der dritten Silbe des Paradigmas der mit dem Element *ɟ* gebildeten kontrahierenden Nomina und Verben als einen Bindevokal zu deuten. Ferner kann — falls man nicht bisher unbestätigten aprioristischen Theorien beistimmen will — dieselbe Erklärung auch auf einen bedeutenden Teil der anderen dreisilbigen *e*-Stämme ausgedehnt werden.

Die im vorstehenden Absatz besprochene konsonantische Funktion des die zweite Silbe abschliessenden *ɟ* sowie die recht wahrscheinlich anmutende Möglichkeit, dass das **e* in der dritten Silbe des Paradigmas der nominalen und verbalen *ɟ*-Stämme ein nicht eigentlich zum Stamm gehörender Bindevokal sei, gibt zur Betrachtung von Fällen Anlass, in denen dem mittels eines *i*-Diphthongs gebildeten einsilbigen Stamm des Finnischen im Lappischen ein zweisilbiger *ă*-Stamm entspricht.

Für dieses Verhalten seien als Beispiele angeführt: fi. **voi** ~ lp. **vuoggjâ** 'Butter', fi. **soi-** ~ lp. **čuoggjâ-t** 'klingen, läuten', fi. **ui-** ~ lp. **vuoggjâ-t** 'schwimmen'. Wendet man auch auf diese die Theorie von dem ursprünglichen vokalischen Ausgang der fi.-ugr. Stämme an, wie es z. B. GENETZ (Ensi tavuun vokaalit 16) und WIKLUND (UL 317—9) getan haben, so ist der durch das Lappische vertretene Typus anscheinend ursprünglich. Die Entsprechungen der Belegwörter in den anderen fi.-ugr. Sprachen finden ihre Deckung ziemlich ausnahmslos im Finnischen, woraus man jedoch kaum Schlüsse zu ziehen wagt, da in den entfernter verwandten Sprachen des Finnischen Apokope und überhaupt Abnutzung der Wörter eine sehr allgemeine Erscheinung sind. In der vorliegenden Frage kann man aber meines Erachtens auch im Bereich des Finnisch-Lappischen zu einer gewissen Wahrscheinlichkeitslösung gelangen. Was zunächst die Verbalstämme betrifft, dürfen wir annehmen, dass wie bei dem urlp. Verbaltypus **rāmōj-ę-* (vgl. fi. **meloɟ-*) der Stamm im ganzen Paradigma mit Hilfe eines Bindevokals (urfi.-urlp. *e*) sich gebildet hat, ebenso konnte im Lappischen

Digitized by Google

auch der einsilbige ursprünglich auf *ɟ* ausgehende Stamm behandelt werden. Ein solcher Analogieschluss ist durchaus nicht unbegründet, sondern im Hinblick auf den systematisierenden Charakter der lappischen Sprache bietet er sich sozusagen von selbst an. Sehr wohl annehmbar ist z. B. die Entwicklung: urfi.-urlp. **śoɟ-* > frühurlp. **śõ̮ɟę-* > **čuoggjâ-**.

Da in dem Nominaltypus **suolo** : G. **sul'lu** der Bindevokal nur in den obliquen Kasus, aber nicht im Nominativ Sg. auftritt, liegt bezüglich des Typus **vuoggjâ** die Annahme nahe, dass urfi.-urlp. **voɟ* im Frühurlappischen **võɟ* : G. **võ̮ɟę-n* flektiert worden sein könnte; der vokalisch endende Nominativ **võ̮ɟę* > **vuoggjâ** würde auf Verallgemeinerung des Stammes der obliquen Kasus beruhen. Es ist nämlich verständlich, dass der als ursprünglich anzunehmende dreifache paradigmatische Stammwechsel (konsonantischer Stamm, starkstufiger vokalischer Stamm und schwachstufiger vokalischer Stamm, also **võɟ* : **võ̮ɟę-* : **võ̮ɟę-*) zu verwickelt gewesen wäre, um sich, durch einen solchen seltenen Einzelfall gestützt, zu halten, während bei allen anderen Typen im Paradigma nur ein zweifacher Wechsel auftrat (in gleichsilbigen Stämmen stark- und schwachstufiger vokalischer Stamm, z. B. **kēl̮ę-* : **kēδę-*, in ungleichsilbigen schwachstufiger konsonantischer und starkstufiger vokalischer Stamm, z. B. **sōlw̃ɟ* : **sōl̮w̃ɟę-*). Der Stamm **võɟ*, bei dem mit anderen Worten sowohl der den gleichsilbigen als den ungleichsilbigen Stämmen eigentümliche Wechsel vorhanden gewesen wäre, hätte sich dem ersteren Wechseltypus angepasst, und zwar natürlicherweise darum, weil in allen Kasus ausser dem Nominativ Sg. nach den im Urlappischen wirksamen Lautgesetzen der vokalische Stamm vorlag. Insbesondere ist das lappische Verb L *vuəi^{e}ta-*, N **vuoi'dât**, T *vi̯jtĭ-* 'salben, schmieren' zu beachten, das etymologisch zu **vuoggjâ** gehört. Es lässt sich unter keinen Umständen als eine Entlehnung aus dem Finnischen erklären. (Man bemerke, dass hier auch ein anderes Derivationselement als in dem der Bedeutung nach identischen finnischen Zeitwort **voita-** anzutreffen ist; im Finnischen haben wir das Suffix **-ta-*, im Lappischen dagegen **-te-*. Dasselbe Formans mit engem Vokal findet sich z. B. in I *tam̀àdiδ* < **tę̀mā-ɒę-δēk* 'leimen',

Digitized by Google

vgl. *tam̀è* 'Leim'.) Es ist klar, dass das Wort vuoi'dâ-t eine frühurlp. Urform **vōl̓-pę̄-dēk* voraussetzt; das Ableitungssuffix hat sich dem ursprünglichen diphthongischen Stamm angefügt, der dann im Paradigma des Stammworts spurlos verschwunden ist.

Der vokalische Ausgang des Stammes von lp. **vuoggjâ, čuoggjât** usw. darf also nicht als ein Argument von grösserer Tragweite aufgefasst werden, da diese vokalischen Stämme im Licht der eigenen Stammbildungsprinzipien des Lappischen mühelos als sekundär erklärt werden können.

Ungezwungen bietet sich die Annahme dar, dass die ursprünlichen einsilbigen mit *u*-, *ü*-Diphthong gebildeten Stämme im Lappischen dieselbe Entwicklung durchlaufen haben wie die Stämme mit *i*-Diphthong. Es ist mir allerdings kein einziges sicheres Beispiel bekannt, welches unmittelbar beweisen würde, dass dieser Vorgang im Frühurlappischen stattgefunden hat. Das Lehnwort L *kǣvа-*, N **gǣvvât**, I *ǩɛ̆ŭ̯vạð* 'geschehen, gelingen, gehen' < fi. **käy-** 'gehen, geschehen' zeigt jedoch, dass eine solche Tendenz geherrscht und bis in späte Zeiten fortgedauert hat.

Mit Rücksicht auf die konsonantische Funktion der diphthongbildenden Halbvokale des Lappischen scheint es auf Grund der obigen Ausführungen klar, dass, wenn in der urfinnisch-urlappischen Sprachform einsilbige konsonantisch auslautende Wörter existiert hätten, ihre lappischen Vertreter zweisilbige *ă*-Stämme sein würden. Einen erläuternden Vergleichspunkt bieten die jetzt zweisilbigen skand. Lehnwörter mit sekundärem vokalischem Auslaut wie z. B. **gussâ** 'Kuh' < urn. **kūz* (vgl. WIKLUND, MO V 250—1). Die Konsequenz des lappischen Lautsystems berechtigt ferner zu dem Schluss, dass die Wörter, in deren Paradigma neben vokalischem Stamm auch ein ursprünglich dreisilbiger konsonantischer Stamm aufgetreten ist, sich im Lappischen zu nicht mit dem konsonantischen Stamm wechselnden viersilbigen *ă*-Stämmen entwickelt haben. So verhält es sich in der Tat. Z. B. fi. NSg. **kannate** (< **kandaltęk*), Part. **kannatetta** (< **kandaltęk-ta*); GSg. **kannatteen** (< **kandattęγęn*) 'Mittel zum Tragen od. Stützen;

Digitized by Google

Tragbalken' ~ lpS *kɛ̯ëä·ɬtàʜtɻ^{H}kɛ̯* (Tän.), L *kuəɬātaɔka-*, N **guoddâtâk**, GASg. **-tâgâ** 'Tragvorrichtung (z. B. ein Messingring für Schlüssel, Nähzeuge u. dgl.)'. Bei diesem Typus findet man auf finnischer Seite ursprünglich konsonantischen Stamm im Nominativ Sg. und gewissen anderen Kasus, aber im Lappischen durch das ganze Paradigma hindurch vokalischen Stamm. Vom Süd- und Lulelappischen abgesehen, lautet der Nominativ Sg. in den lappischen Dialekten zwar konsonantisch aus, aber dabei handelt es sich um eine verhältnismässig späte Apokope, wie aus verschiedenen Umständen (den Quantitäts- und Druckverhältnissen usw.) leicht zu ersehen ist. Für einen ähnlichen sekundären vokalischen Stammauslaut sei als Beispiel noch NSg. Arj. *pė·ɛpmɥókės*, N **biebmokâs** 'Pflegekind' angeführt. Auch bei diesem Derivationstypus trat im Urlappischen der *ă*-Stamm in allen Kasus einschliesslich des Nominativs auf, während in den entsprechenden Ableitungen auf finnischer Seite der konsonantische Stamm in bestimmten Fällen erhalten ist, z. B. NSg. **asukas** (< **asuk̆kas*), Part. **asukasta** 'Einwohner'. Ein ausserordentlich anschauliches Bild davon, wie ein bestimmtes Derivationselement im Lappischen eine zweifache Behandlung erfahren hat jenachdem, ob es sich an einen gleich- oder ungleichsilbigen Stamm angefügt hat, gibt die Geschichte des Superlativcharakters. Im Superlativ zweisilbiger Adjektive, z. B. NSg. **nuorâmus**, GASg. **-musâ** 'jüngst' von **nuorrâ** 'jung', zeigte der Charakter nicht wechselnd den vokalischen Stamm: **-musɛ̯̀ɛ̯-* : **-musɛ̯-*. In den von dreisilbigen Adjektiven abgeleiteten Superlativen, z. B. **jottelǣmos**, GASg. **jottelǣbmus(â)** 'schnellst' von **jottel** 'schnell', wechselt dagegen konsonantischer Stamm des Nominativs Sg. mit vokalischem Stamm der obliquen Kasus. Der letztere Typus, im Urlappischen **-mɔ̄s* : **-mɔ̄s̀ɛ̯-*, ist ohne Zweifel der ursprünglichere. Der Nominativ hat sich mit konsonantischem Stamm behauptet wie in dem ungleichsilbigen Stammtypus, der u. a. durch die früher besprochenen Nomina **oappes**, **gânjâl** und **suolo** vertreten wird.

Die einsilbigen Verben, nämlich **læ-** 'sein' (~ fi. **lie-**) und das Verneinungszeitwort **i-**, **æ-**, (z. B. l. Sg. **im**, l. Du. **æm** ~ fi.

Digitized by Google

e-: l. Sg. **en** usw.), und Pronomina, wie z. B. **dā-t**, GASg. **dā-m** 'dieser', können als Beweis dafür dienen, dass sich das Streben, mit Hilfe eines sekundären Vokals zweisilbige Stämme zu bilden, ursprünglich nicht auf reine vokalische Stämme bezogen hat. Dagegen ist in gewissen Lehnwörtern der einsilbige vokalische Stamm dadurch zu einem zweisilbigen gemacht worden, dass ein sekundäres *ă* mittels eines Übergangslauts, *v* oder *j*, an den ursprünglichen Stamm angefügt wurde. Z. B. lpN **luovvât** 'schaffen (relig.); (Erde) schaufeln, losgraben, losmachen' < fi. **luo-** id. (als ursprüngliche lp. Entsprechung des Wortes ist S *лшḳ̆ŋ̆ɛt* (Wfs.), L *loḡŋije-*, T *loŋŋi-* 'heben' aufgestellt worden); L *sūəvă-*, N **suovvât** 'erlauben, gönnen' < fi. **suo-** id.; L *sivă-*, N **sivvâ** 'Ursache, Schuld' ~ N **suggjâ**, I *suj̆ʲ̆ᵃ̯* id. < fi. **syy** id.; S *hi̯ɐ̯ɔ̯ɛ̯* (Wfs.), L *hæd̄ă-*, N **hǣggjâ-**, Pl. **hǣjâk**, I *hɛ̄i̯j̆ą-*, Pl. *hɛ̄j̆ąh* 'Hochzeit' < fi. **hää-**, Pl. **häǟt** id. Ja, diesem Typus ist ein so später Eindringling wie N **tǣggjâ**, I *tɛ̄i̯j̆ą* 'Tee' angepasst worden.

Für das sekundäre Vorkommen eines *ă*-Stammes in mehrsilbigen Stämmen kann als Beispiel die Entwicklung eines ursprünglichen *u*-Elements in gewissen verbalen Ableitungen angeführt werden. Dieses *u*, mit dem translative Verben gebildet werden, dürfte auf lappischer Seite finnisches Lehngut darstellen. In der zweiten Silbe wurde **u* gewöhnlich zu lp. *ω*, z. B. lpS. *jɐ̯·ă̄ŋ·ɑ̯t* (Wfs.), L *jēkŋu-*, N **jiegŋot**, I *jiäŋ̆ŋ̆ɯ̯ð* 'zu Eis frieren' von S *jɨi̯ɐ̯·ŋ·ɛ̯* (Wfs.), L *jēkŋa-*, N **jiegŋâ**, I *jieŋ̆ą* 'Eis'; Arj. *ą̄lᵉᴘᴘɯ̯ót*, L *halᵉpu-*, N **halᵊbot**, Sk. *hą̄l̆ɛ̄ðᴅ* (Pa.) 'billig werden' von Arj. *alᵉᴘᴘi̯é*, L *halᵉpe-*, N **halᵊbe**, Sk. *hą̄l̆ɛ̄ᴱ* 'billig', vgl. fi. **mustu-** 'schwarz werden' von **musta** 'schwarz', **näky-** 'sichtbar sein od. werden' von **näke-** 'sehen'. Wenn aber **u*, das dann den zweiten Teil gewisser zusammengesetzter Suffixe bildet, zur dritten Silbe gehört, hat es durch Vermittlung des Übergangslauts *v* und eines daran gefügten sekundären *ă* die Form **-uv̆ɐ̯-* : **-uvɐ̯-* > **-uvvâ-** : **-uvâ-** angenommen. Z. B. lpN **čuolᵊbmâduvvât** 'einen Knoten bekommen' von **čuolᵊbmâ** 'Knoten' (vgl. fi. **solmeu-** < **solmɐ̯ðu-** bzw. **-βu-** von **solme-**); N **hættaduvvât**, I *ɛ̆ät'ădu̯ð* (*-u-* statt **-uu̯vą-* in der dritten Silbe beruht auf Analogie von den passiven Verben her), 3. Sg. Prs. *-duu̯và* 'in Not od. Verlegenheit geraten'

Digitized by Google

von N **hætte**, I *ēt'ɪ* 'Not' (vgl. fi. **hätäy-** < **hätäδü-* bzw. **-βü-* von **hätä**); L *mīelustuwa-*, N **mielâstuvvât**, I *mĭĕlạstuδ* 'Lust haben, an etw. Gefallen finden' von L *mīela-*, N **miellâ**, I *mielạ* 'Sinn, Verstand; Absicht, Meinung' (vgl. fi. **mielisty-** von **miele-**). Es ist schwer festzustellen, warum sich in der dritten Silbe **u* nicht zu *ω* entwickelt hat wie z. B. in der zweiten Silbe. Tatsache ist nur, dass im Lappischen überhaupt keine dreisilbigen Verben mit *ω*-Stamm vorkommen, und das beruht gerade darauf, dass sich die ursprünglich dreisilbigen auf Labialvokal endenden Stämme sekundär einem anderen Typus, den viersilbigen *ă*-Stämmen, angepasst haben.

Der Gesamteindruck dürfte der sein, dass das häufigere Vorkommen des vokalischen Stammes bei den *ă*-Stämmen im Lappischen gegenüber den *e*-Stämmen im Finnischen nicht von solcher Art ist, dass es unbedingt als Vertretung eines ursprünglichen Standes angesehen werden müsste. In den Fällen, in denen der vokalische Stamm des Lappischen im Gegensatz zu dem konsonantischen Stamm des Finnischen am wesentlichsten hervortritt, nämlich in gewissen Kasus des Singulars von Nomina, in Weiterbildungen von gleichsilbigen Nomina sowie ferner in gewissen Formen des Verbalparadigmas und deverbalen Ableitungen, wäre es recht leicht, den vokalischen Stamm als die Folge von Systemzwang zu erklären. Es sei z. B. bemerkt, dass es im Verbalparadigma keine einzige mit dem Nominativ Sg. der Nomina vergleichbare Form gibt, in der der ursprüngliche Stamm des Wortes als solcher ohne suffixales Zusatzelement aufträte, was bei den Verben mit ursprünglich konsonantischem Stamm die Verallgemeinerung des vokalischen Stammes selbstverständlich sehr erleichtert hat. Objektiv beurteilt, sind wohl von grösserem Gewicht die im Vergleich zu der ersteren Gruppe ziemlich zahlreichen Fälle, in denen im Lappischen der konsonantische Stamm demselben Prinzip gemäss erscheint wie im Finnischen, d. h. der Nominativ Sg. ungleichsilbiger Nomina und die diesem Stammtypus sich anschliessenden denominalen Verbalstämme sowie die Pluralflexion der Nomina und die Imperfektbeugung der Verben. Diese lassen sich nicht so deuten,

Digitized by Google

dass man seine Zuflucht zur Analogie oder anderen sekundären Entwicklungen nimmt. Hinzu kommen die allerdings nicht zahlreichen Flexionsformen und Stämme, in denen der konsonantische Stamm, von der allgemeinen Regel abweichend, rudimentär erhalten erscheint. Für die Auffassung, dass die nicht wechselnd vokalischen Stamm zeigenden *ă*-Stämme in erheblicher Menge auf Sonderentwicklung im Lappischen beruhen, sprechen ihresteils auch solche Wörter mit *ă*-Stamm, in denen nicht nur der Auslautsvokal, sondern die ganze letzte Silbe, aus der geschichtlichen Perspektive gesehen, unursprünglich ist.

Den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen hat fortwährend die urfinnisch-urlappische Sprachform, d. h. das Frühurfinnische während einer bestimmten Phase seiner Entwicklung, gebildet. Es war meine Absicht, die Möglichkeit darzutun, dass in dieser Sprache der Wechsel zwischen vokalischem und konsonantischem Stamm in gewissen Punkten einen grösseren Formenreichtum als im Lappischen gehabt und damit der Vertretung im Ostseefinnischen näher gestanden hat, die sich allerdings ihrem ganzen Umfang nach nicht ohne Begründungen als eine unmittelbare Fortsetzung alter Verhältnisse erklären lässt. Die Frage, auf was für Prämissen die Vertretung im Frühurfinnischen ihrerseits zurückgeht, mag diesmal offen bleiben.[1]

ERKKI ITKONEN.

---

[1] Ich bemerke, dass die chronologischen Schlüsse, die BUSSENIUS (a. a. O.) in bezug auf den Ursprung des in Rede stehenden Stammwechsels zieht, sich für die weitläufiger mit dem Finnischen verwandten Sprachen nicht auf systematische Untersuchungen gründen, sondern nur auf allgemeine Beobachtungen und Annahmen, die, wie ich in Vir. 1939 S. 503—8 auseinandergesetzt habe, kaum zu Schlussfolgerungen ausreichen.

Digitized by Google

Die Diphthonge *uo̯*, *üö̯*, *ie̯* in der hauptbetonten Silbe im Finnischen und in den nächstverwandten Sprachen.

Nach der herrschenden Anschauung vertreten im Wotischen *ō*, *ȫ*, *ē* in hauptbetonter Silbe, verglichen mit den in entsprechender Stellung z. B. im Finnischen begegnenden Diphthongen *uo̯*, *üö̯*, *ie̯*, den ursprünglicheren Stand. Doch scheint die Erwägung am Platze zu sein, ob die entgegengesetzte Auffassung, die von der früheren Forschung gehegt wurde, zu begründen ist und zu welchen Folgen sie führen könnte.

Es ist bemerkenswert, dass im Westwotischen Formen vorkommen wie *tuvva*, *vuvve̯n*, *süvvä*, *vidjässä*, *eb lidjä* (wotO *võeD*, *лõaG*, *lēäG*, Joenperä *vējje*) (KETTUNEN, Vatjan kielen äännehistoria 62, 63, KETTUNEN und POSTI, Näytteitä vatjan kielestä 63). Nach Kettunens Ansicht sind diese Formen so zu verstehen, dass sich der Anfangsteil des mittelhohen Labialvokals (*ō*, *ȫ*) unter dem Einfluss von *v* zu *u*, *ü* assimiliert hat. Auch nach langem *e* tritt eine entsprechende Entwicklung vor *j* auf: *vidjässä* < *vijjässä* < **vē*ţäksen*. Wenn man jedoch an dem Prinzip festhält, dass die Sprachwissenschaft die Erscheinungen auf die einfachste Weise erklären soll, ist auf diese Fälle am ehesten dieselbe Erklärungsweise anzuwenden wie auf die entsprechenden Formen des Finnischen und Karelisch-Olonetzischen. So findet sich im savoschen Dialekt **tiijjon** 'der Kenntnis', **tiijjän** 'ich weiss', **viijjessä** 'beim Wegtragen', **tuuvvessa** 'beim Bringen', **lyyvvä** 'schlagen', **myyvvessä** 'beim Verkaufen', **ruuvvan** 'der Speise', **kiijjun** 'ich krähe' (BRAX, Pohjois-Savon kielimurteesta 231, 233). Im Karelisch-Olonetzischen begegnen Formen wie *lūveh*

Digitized by Google

'Nordwesten', *mūvä* 'verkaufen', im Olonetzischen *luvveh* 'Nordwesten', *juvva* 'trinken', *luvva* 'schaffen', *tuvva* 'bringen', *süvvä* 'essen' (OJANSUU, Karjala-aunuksen äännehistoria 98). Für die Erklärung der finnischen und karelisch-olonetzischen Formen bedarf es nicht der Annahme eines Stufenwechsels der Vokale und auch keiner anderen künstlichen Erklärungen. Fassen wir ein Beispiel wie **ruo̯γan* > *ruo̯an* > *rūan* ins Auge, so genügt die Lautumgebung vollauf zur Erklärung des Wandels *uo̯* > *ū*. Dasselbe gilt von allen Fällen. Aufschlussreich ist der Dialekt von Luhanka, in dem nebeneinander Formen wie *tūvva*, *lūvva*, *sūvvä*, *tījjä* und *tuo̯ja*, *lüö̯jä*, *süö̯jä*, *tiẹvot* anzutreffen sind. Wenn wir in der Form *tūvva* etc. einen in schwacher Stufe aufgetretenen höheren Labialvokal vor uns hätten, müsste er ebensowohl in der Form *tuo̯ja* etc. wiederzufinden sein (also: **tūja*).

Unwahrscheinlich und gezwungen ist der obenerwähnte Erklärungsversuch von Kettunen; ist doch z. B. bei der Annahme von **vēδäksen* > *vidjässä* der Wandel von *ē* zu *i* gar nicht wahrscheinlich. Im Wotischen konstatiert man ferner solche Formen wie *vühē* 'in den Gürtel', *mius* 'Leib, Taille', *tšihub* 'es siedet' (in den krewinischen Denkmälern kommt die Form **kihub** 'es siedet' vor). Diese Formen kann man noch weniger durch die Annahme früherer Vokale *ē*, *ō̆*, erklären, aber sie sind verständlich, wenn wir als ursprünglich die Diphthonge *iẹ*, *uo̯*, *üö̯* annehmen, die vielleicht in diesen Stellungen zuerst zu langen *ī*, *ū*, *ǖ* geworden sind und sich dann gekürzt haben, wie im Wotischen überhaupt langer Vokal vor *h* gekürzt worden ist (*suhẹ̄* 'in den Mund', *pähäsē* 'in den Kopf'). In den angeführten Fällen hat nicht mehr die Möglichkeit einer regressiven Assimilation, d. h. einer Verwandlung in lange Vokale bestanden, nachdem die zweite Komponente des Diphthongs geschwunden war.

Da jedoch die beiden eben vorgeführten — ziemlich spärlich vertretenen — Beleggruppen trotz ihrer Überzeugungskraft eine ziemlich schmale Grundlage für die Theorie bilden, dass die langen *ē*, *ō*, *ō̆* des Wotischen auf die früheren Diphthonge *iẹ*, *uo̯*, *üö̯* zurückgehen, ist es angebracht, soweit möglich, nach weiteren Stützen für diese Annahme zu suchen.

Digitized by Google

Was also das Wotische betrifft, ist zu bedenken, dass man auch heutzutage in gewissen wotischen Dorfschaften anstatt der allgemeinen langen Vokale Diphthonge findet. Diese Dorfschaften sind Kattila, Pontilova, Pummala, also Gegenden im Zentrum des wotischen Gebietes. Die Diphthongierung erstreckt sich, nach den Sprachproben zu schliessen, auch auf spätentstandene lange Vokale, — die Diphthongierung kann übrigens vollständiger oder unvollständiger sein, — z. B. *ie̯stä* 'zuerst', *vee̯ttī* 'es wurde genommen', *nĕe̯n* 'ich schreite dazu', *tie̯tä* 'den Weg' (Part.), *tuo̯rehta* 'frisch' (Part. Sg.), *müö̯* 'wir' (Kettunen-Posti, a. a. O. 40, 48); auch ausserhalb der ersten Silbe konnten spätentstandene lange Vokale eine Diphthongierung erfahren, z. B. *pojŭo̯* 'des Knaben', *armŭo̯* 'der Gnade', *tälliĕ̯* 'ihm', *mei̯liĕ̯* 'uns', *mehelĭe̯sĭe̯* 'dem Manne'.

Über die Diphthongierung äussert A. J. SJÖGREN: »Gleich den Tschuden und den Kareliern sprechen die Woten **peä**, nicht **pää**, Kopf; dagegen ist ihnen der finnische Doppellauter **uo** nicht immer mehr so geläufig, und obzwar sie ihn in einigen Wörtern (wie **nuori** jung, **suo** Moor) beibehalten, so wird in andern, z. B. **ruho** Gras, **huono** (wotisch **uno**) schlecht, das **u** kaum mehr gehört; aus **vuohi** Ziege ist bereits **voho** geworden. — Die Fürwörter lauten bei den Woten **miä** ich **siä** du (finnisch **mie, sie**) **tämä** er sie es, im Plural **myö, työ, nämä.**» (Gesammelte Schriften I 565.)

Beachtenswert sind auch die krewinischen Denkmäler. Die Redaktion Wiedemanns erschwert zwar die Gewinnung eines klaren Bildes, aber man kann doch feststellen, dass A. J. Sjögren, der einzige, der etwas von dem Krewinischen aufgezeichnet hat und alle Voraussetzungen dazu besass, die von ihm gehörten Laute richtig wiederzugeben, abgesehen von dem Worte **roh, rou** 'Gras', das einen Typus für sich darstellt, im Jahre 1846 einen Diphthong schrieb. Belege sind mehr als zehn vorhanden: **nuor, nuorikā, uoman, kuolen, juo, suoja, šüön, lüön, mie, sie, kiel, peremies,** (erste Komponente des Diphthongs:) **süjä, šüjä.** — Sjögrens Vorgänger, der Pastor Karl Lutzau, der seine Aufzeichnungen im Jahre 1810 machte, bietet im allgemeinen **o, ö, e,** aber ziemlich

Digitized by Google

häufig auch Bezeichnungen, die Diphthonge wiedergeben sollen. Z. B. **kuolt** 'gestorben' (2 mal), **puol** 'Seite' (mehrfach), **ruoska** 'Peitsche', **uoman** 'Morgen', **uomest, uomenik** 'Morgen', **schüeme** 'wir essen', **schümi** 'wir essen', **uete** 'die Nacht' (Part.), **ueśśe** 'yössä', **lüen** 'ich schlage', **lüetäh** 'es wird geschlagen', **lüetüh** 'geschlagen', **lüemen** 'das Schlagen', müet 'wir', **mies, miespohl** 'Mannsperson', **tieh** 'Strasse', **kiäle** 'Zunge, Sprache'. — Auch bei dem ältesten Aufzeichner Appelbaum — Mitteilung aus dem Jahre 1774 — finden sich zum mindesten 2 auf einen Diphthong oder die erste Komponente eines Diphthongs hinweisende Formen: **kühel** 'Zunge, Sprache', **Üsele** 'nachts', (**mie** 'ich'). — Vergleicht man hiermit die ältesten Aufzeichnungen des Finnischen, so ist zu konstatieren, dass die Aufzeichnungen Appelbaums sogar besser für diphthongische Artikulation sprechen als manche Denkmäler der finnischen Sprache. So wird der Diphthong *uo̯* in dem Fragment eines finnischen Evangelienbuchs in Upsala mit **o** oder **oo**, der Diphthong *üö̯* mit **ö, öö** oder manchmal **öe** wiedergegeben. Nichtsdestoweniger hat man angenommen, dass dieser wie auch die anderen alten Schreiber die Diphthonge *uo̯, üö̯* gemeint haben.

Die Hinweise der krewinischen Denkmäler auf Diphthonge sind insofern von Interesse, als sie auf ihre Weise eine Kontraktion der wotischen Diphthonge bezeugen. Nehmen wir nämlich die Schlussfolgerung von Mag. Lauri Posti (Kalevalaseuran vuosikirja XIV 139) als wahrscheinlich an, nach der die Krewinen, weil sie keine Belege für den im Wotischen nachweisbar mindestens schon um 1500 eingetretenen Wandel *k* > *tš* bieten, aus einem Gebiet eingewandert sein müssen, in dem dieser Wandel im allgemeinen nicht bekannt ist, d. h. aus der Gegend von Kukkosi. Was folgt hieraus? Offenbar, da die fraglichen Diphthonge heute in Kukkosi nicht vorkommen, dass sie nach der Abspaltung der Krewinen (1450) in Kukkosi kontrahiert, d. h. in lange Vokale verwandelt worden sind. Dass in der verkümmernden Sprache der Krewinen nach deren Trennung eine Diphthongierung stattgefunden hätte, ist nicht wahrscheinlich. Dadurch würde sich die Diphthongierung nämlich in eine sehr späte Zeit

Digitized by Google

verlegen, in eine spätere, als für ihre Durchführung überhaupt in den mit dem Finnischen verwandten Sprachen angesetzt worden ist. Wenn diese Schlussfolgerung gutgeheissen wird, ist erwiesenermassen in einem wotischen Gebiet, in Kukkosi, eine Kontraktion der Diphthonge eingetreten.

Es gibt jedoch noch andere Umstände, die die Kontraktion des Diphthongs im Wotischen wahrscheinlich machen, Umstände, deren Beweiskraft nicht leicht zu verneinen ist. Im Wotischen begegnen mundartlich Formen wie *kōn* < **kuδon*, *pēttī* < **piδettihen*, *sēllä*, *sēll* < *sie̯llä* < **siγällä*. Aus der besonderen Art dieser Belege folgt, dass sie nicht zahlreich sein können, aber trotz ihrer geringen Menge kommt ihnen ein bedeutender Beweiswert zu.

Weiter hinten im Wort liegen ebenfalls Fälle vor, in denen dieselbe Kontraktion der genannten Diphthonge stattgefunden zu haben scheint. In einem begrenzten Gebiet, in Koslova und teilweise in Kerstova, kommen Formen vor wie *kurkkōsē̯ɢ* 'in die Kehle', *pīppōsē̯ɢ* 'in die Pfeife', *püssösēɢ* 'in die Flinte', *pillēsēɢ* 'in die Flöte', deren lange *ō*, *ö*, *ē* Kettunen als Senkungen der hohen Kontraktionsvokale *ū*, *ü*, *ī* erklärt, wobei er ferner chronologische Schlüsse aus der Tatsache zieht, dass eine solche Senkung nicht in den Formen *pīpū* 'der Pfeife', *püssü* 'der Flinte', *pillī* 'der Flöte' usw. erfolgt sei (Kettunen, a. a. O. 149). »Senkung» ist jedoch nur ein Name, durch den die Ursache der Erscheinung nicht erklärt wird. Beachten wir die partielle Assimilation, die im Illativ nach hauptbetonter Silbe stattgefunden hat, z. B. *puhē̯*, *suhē̯*, *kuhē̯*, stellenweise im Wotischen *kuhō* 'in wen', *suhō* 'in den Mund' so dürften wir die Entwicklung **kurkkuhen* > **kurkku(h)on* > *kurkkō(sē̯)* annehmen. Im Hinblick hierauf wäre in den genannten Gegenden später im Wort eine ähnliche Kontraktion des Diphthongs eingetreten wie in der ersten Silbe. Eine Labialisierung von *e* ist — obgleich keine totale Assimilation erfolgt ist — auch in den karelischen Dialekten von Ingermanland bekannt: **pûhon, šûhon** (Porkka, Ueber den ingrischen Dialekt 64). Ebenso sprechen für Kontraktion des Diphthongs die Fälle von *ie̯* > *ē* wie *pillēsēɢ* 'in die Flöte',

Digitized by Google

kaunēd 'die schönen', bei Ahlqvist **rüc'ê** 'des Roggens' (S. 103). In den wotischen Liederproben findet man, allerdings vereinzelt, solche Formen wie *valmèd* 'die fertigen', *valmèssi* 'fertig' (Transl.), *rūmè* 'des Körpers', *kaunèлла* 'bei dem schönen', einen Typus, dessen nächste Vorgänger man in dem wirklich existierenden Typus (bei Lönnrot) **nagrieni** 'meine Rüben', **rytsiet** 'Roggen' (Plur.), (bei Alava) *rattiesse* 'in den Speicher' antrifft. *ię* ist hier ohne Zweifel der unmittelbare Vorgänger von *ē*. Weiter seien die Imperfektformen des Passivs hervorgehoben, die nach Ahlqvist in der Volkspoesie ausnahmslos mit dem Ausgang *-ie* auftreten, z. B. **annettie** 'es wurde gegeben', **kannettie** 'es wurde getragen', **tôtie** 'es wurde gebracht', aber bei Kettunen *sātē* 'es wurde bekommen', *tehtē* 'es wurde gemacht' (a. a. O. 149). Eine ähnliche regressive Assimilation begegnet in den karelisch-olonetzischen *kauńis* ~ *kaunehen*, *nagris* ~ *nagrehen*, *orih* ~ *orehen* (GENETZ Karelische Lautlehre 60, OJANSUU, Karjala-aunuksen äännehistoria 125) und wahrscheinlich im Wepsischen (KETTUNEN, Lõunavepsa häälikajalugu II 38). Doch lassen sich aus dem Karelisch-Olonetzischen wegen dessen Sonderstellung keine Imperfektformen des Passivs beibringen, die die in Rede stehende Lauterscheinung beleuchten (*sādih*, *tehtih*).

Die besprochene Vertretung des Diphthongs durch die zweite Komponente beleuchten Formen wie die finnischen mundartlichen *tossa* 'dort', *tohon* 'dorthin', *tolta* 'von dem' etc. sowie die von Lauri Hakulinen aus den südwestlichen Dialekten angeführten *sēvoks* 'deswegen', *eįmos* 'auch nicht'. Symptomatisch sind auch die neuen finnischen Lehnwörter in den ostschwedischen Dialekten. Den in Rede stehenden Diphthongen entspricht in diesen Dialekten in nur wenigen Kirchspielen, in denen jene Doppellaute heimisch geworden sind, ein Diphthong als solcher, sonst ein (langer) Vokal, der entweder derselbe wie die erste oder (häufiger) derselbe wie die zweite Komponente des Diphthongs ist. Hieraus schliesst allerdings SAXÉN (Finska länord i östsvenska dialekter 42), dass im Finnischen zu der Zeit, als die ältesten Lehnwörter in die ostschwedischen Dialekte aufgenommen wurden, lange *ē*, *ō* und *ȫ* anstelle der heutigen Diphthonge standen, sicher

Digitized by Google

verhielt es sich seiner Ansicht nach so mit *ō*. Indessen ist festzustellen, dass, abgesehen von den genannten Kirchspielen, in deren Dialekt der Diphthong eingebürgert ist, sogar die meisten Wörter im Schwedischen keinen Diphthong aufweisen. Die Vermutung Saxéns, es habe noch im 15. Jahrhundert im Finnischen ein langes *ō* und nicht den Diphthong *uo̯* gegeben, wofür er die Schreibung von Ortsnamen als Stütze anführt, dürfte nicht die Zustimmung der Sprachforscher finden. (Nach der Auffassung OJANSUUS war die Reduktion dieser Diphthonge in den südwestlichen Dialekten schon um 1500 durchgeführt.) — Auf das Wotische angewandt, würde dies bedeuten, dass das Russische, dem jene Diphthonge ebenso unbekannt sind wie dem Schwedischen, zu dem Verschwinden derselben aus dem Wotischen, zunächst aus der Rede Zweisprachiger beigetragen habe. Wo im Wotischen noch Diphthonge geläufig sind, handelt es sich um einen Rest des älteren, gemeinwotischen Lautbestands.

Doch könnte man erwarten, dass bei der Kontraktion des Diphthongs im Wotischen, wie bei den in das Schwedische übergegangenen finnischen Lehnwörtern, bisweilen die erste Komponente den Sieg davongetragen habe. Solche Formen begegnen wirklich in gewissen Gebieten des Wotischen, namentlich im Ostwotischen. Z. B. *jūmā, jūttā, sūmā̆, lūn, tū̆, vīlä, vīmā̆, sīni, pīnaD.* Es ist recht wahrscheinlich, wie KETTUNEN annimmt (Vatjan kielen äännehistoria 131, 132), dass sie auf Einfluss des karelischen Dialekts von Ingermanland beruhen. PORKKA erwähnt nämlich, dass statt der diphthongischen Formen lange Vokale vorkommen, z. B. **sô** od. **sû**, **sôn** od. **sûn**, **tê** od. **tî**, wobei zu bemerken ist, dass **ô** zwischen *o* und *u*, **ô** zwischen *ö* und *ü*, **ê** zwischen *e* und *i* liegt (PORKKA, Ueber den ingrischen Dialekt 3, 27—30). Die gleichen Formen treten im Westwotischen im Dialekt von Kukkosi und Joenperä auf, aus dem die Formen *sūttā* 'füttern', *mūhā* 'spät', *mūä* 'verkaufen', *ūtĕ* 'die Nacht' (Part.) aufgezeichnet sind.

Vom Gesichtspunkt der obigen Hypothese aus besagt es nicht viel, ob *ū, ū̆, ī* im Wotischen oder Karelischen entstan-

Digitized by Google

den sind, — jedenfalls ist in den genannten Beispielen bei der Kontraktion der Diphthonge die erste Komponente zur Herrschaft gelangt. Auch im Karelischen von Ingermanland haben sich also die Diphthonge nicht erhalten, sondern sind entweder zugunsten der ersten oder der zweiten Komponente kontrahiert worden. Wenn OJANSUU seine Schlüsse über die Chronologie der genannten Diphthongierung darauf gründet, dass im Ingermanländisch-Karelischen keine Diphthongierung erfolgt ist — diese würde also erst nach der Zeit der Abwanderung der Karelier nach Ingermanland, d. h. aus der Zeit nach 1100 stammen —, so können wir dieser Motivierung keine Geltung zugestehen.

Was jetzt über das Wotische und das Ingermanländisch-Karelische geäussert worden ist, findet mutatis mutandis auch auf das Estnische Anwendung. Obgleich einige Beweise fehlen, kann andererseits eine weitere Stütze für den von uns angenommenen Lautwandel herbeigeschafft werden. Wir betrachten zuerst die Verbreitungsgebiete der langen *ō*, *ȫ*, *ē* und ihrer Entsprechungen innerhalb des Estnischen.

Es ist zunächst zu bemerken, dass etwa ein Drittel von dem estnischen Sprachgebiet zu dem Dipthonggebiet gehört.[1] In dieses Gebiet fällt erstens das Nordestnische, von dem KETTUNEN sagt: Die mittelhohen langen Vokale (*ō*, *ȫ*, *ē*) sind wiederum im grössten Teil des Nordestnischen in der Art des Finnischen zu *uo̯*, *üö̯*, *ie̯* diphthongiert, obwohl die erste Komponente des Diphthongs meistens sehr kurz ist und an manchen Orten nur an *u*, *ü*, *i* anklingt (Eestin kielen äännehistoria 138). Ferner seien besonders die kleinen Inseln Muhu und Kihnu erwähnt; man fragt sich nämlich, ob in dieser Hinsicht nicht die allgemeine Feststellung Gültigkeit besitzt, dass sich der Dialekt auf isolierten Inseln am konservativsten behauptet. Primitivität der ethnographischen Verhältnisse und ursprünglicher Stand der Sprache gehen hier, wie überhaupt, Hand in Hand. Die Insel Kihnu ist wie ein lebendiges

[1] Nach Dr. Paul Ariste, der mir freundlicherweise eine auf den Karten von Prof. Saareste beruhende Kartenskizze zugestellt hat.

Digitized by Google

estnisches Freiluftmuseum; archaische Züge des Dialektes haben wir auch in dem Erhaltensein der Vokalharmonie vor uns. Es scheint plausibel, dass auch die Diphthonge einen ursprünglichen Standpunkt vertreten.

Von anderen Teilen des estnischen Sprachgebiets, in denen die Vertretung langen Vokal zeigt, sei besonders Kodavere genannt. Hier findet man das Wechselverhältnis *û* (*ū*) ~ *ua̯*, *ûi* (*ūi*) ~ *üä̯*, *î* (*ī*) ~ *iä̯*, z. B. *lûme* 'Tiere' ~ *lua̯mùs* 'Fischzug', *vûlăʙ* 'es strömt' ~ *vua̯lanuᴅ*, *sûmä* 'essen' ~ *süä̯ᴅà*, *tîi* 'Arbeit' *tüä̯lè*, *mîl* 'Sinn' ~ *miä̯lìl*, *sîni* 'Pilz' ~ *siä̯nèᴅ*. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass *ū*, *ūi*, *ī* wie im Ingermanländisch-Karelischen auf die Diphthonge *uo̯*, *üö̯*, *ie̯* zurückgehen, deren erste Komponente in diesen vertreten ist, in der schwachen Stufe dagegen sind die ursprünglichen Diphthonge reduziert worden (KETTUNEN, Über den Kodaferschen Dialekt II 40 f.). — Im Südestnischen hinwieder stehen in der starken Stufe *û*, *ûi*, *î*, in der schwachen *ō*, *ōi*, *ē*, z. B. *tûma* 'bringen' ~ *tōnù*, *lûm* 'Tier' ~ *lōmà*, *sû* 'iss' ~ *sōnû*, *kîl* 'Zunge, Sprache' ~ *kēlè*, *sîmne* 'der Same' ~ *sēmè* (KETTUNEN, Eestin kielen äännehistoria 138).

Diese Tatsache ist so zu deuten, — auch Kettunen hat in seiner Lautgeschichtlichen Untersuchung über den Kodaferschen Dialekt 62, 67 darauf hingewiesen, — dass in der starken Stufe die erste und in der schwachen die zweite Komponente des Diphthongs durchgedrungen ist. Nach dem allgemeinen Standpunkt, den wir vertreten haben, und unter der Voraussetzung, dass die Wechselverhältnisse im Estnischen in diesem Punkt nicht uralte Verhältnisse widerspiegeln, nehmen wir an, dass die *ō*, *ōi*, *ē* der schwachen Stufe sich, anders als in Kodafer, aber der allgemeinen Vertretung gemäss, aus Diphthongen entwickelt haben. Die eigentümlichen Wechselverhältnisse im Südestnischen haben in die starke Stufe die erste und in die schwache Stufe die zweite Komponente des Diphthongs hineingebracht. In Tudulinn andererseits findet man Wechsel wie *lua̯m* ~ *luo̯màᴅ*, *sua̯ń* ~ *suo̯nèᴅ*, *ua̯ně* ~ *uo̯nè*, *süe̯mä* ~ *süö̯nᴅ*. Der Dialekt von Kodafer und das Südestnische vertreten zwei verschiedene Entwicklungsformen des Diphthongs der

Digitized by Google

schwachen Stufe: in Kodavere heisst es *kîl* ~ *kiäle* (*ię* > *iä*), im Südestnischen *kîl* ~ *kēlè* (*ię* > *ē*).

Weiter ist zu beachten, dass im Estnischen ebenfalls allgemein jene wichtigen Formen **juua** 'trinken', **süüa** 'essen', **lüüa** 'schlagen', **viia** 'wegtragen' anzutreffen sind (Kettunen, Eestin kielen äännehistoria 135), die sicher auf frühere diphthongische Formen hinweisen. Wie man annehmen muss, dass zu dem Verschwinden der Diphthonge im Wotischen das Russische beigetragen hat, so hat auf das Estnische das Deutsche eingewirkt.

Die oben dargelegte Theorie kann vielleicht solche estnischen Wechselverhältnisse wie **sugu** 'Geschlecht' ~ **soo, lugu** 'Zahl' ~ **loo, pugu** 'Vogelkropf' ~ **poo** verständlich machen. Der Wechsel *u* ~ *o* ist nämlich im Estnischen recht verbreitet, z. B. **jagu** 'Teilung' ~ **jao, kägu** 'Kuckuck' ~ **käo, kogu** 'Grösse' ~ **koo, madu** 'Wurm' ~ **mao, magu** 'Magen' ~ **mao, nägu** 'Aussehen' ~ **näo, pidu** 'Gelage' ~ **peo, sadu** 'Ernte' ~ **sao, tegu** 'Tat' ~ **teo, vagu** 'Furche' ~ **vao, vedu** 'Zug' ~ **veo, taguma** 'schmieden' ~ **taon.** Nehmen wir an, dass sich diesem Typus analogischerweise auch die Paradigmen von **sugu, lugu, pugu** angeschlossen haben, so dass sich die Typen *sugu* ~ **suo*, *lugu* ~ **luo*, *pugu* ~ **puo* ergeben hätten, so wäre man von diesen aus durch »Kontraktion» des Diphthongs zu den Formen **soo, loo, poo** gelangt. Eine derartige Kontraktion des Diphthongs hat tatsächlich in den Formen **koon** < **kuδon*, **peeti** < **piδettihen* stattgefunden. Auch auf andere Weise hat die Analogie auf diese Paradigmen eingewirkt, da bei Wiedemann auch die Stichwortform **pugo** vorkommt.

Das Wepsische ist seiner Lautstruktur nach derart, dass sich Kriterien über ein früheres Vorkommen des Diphthongs schwer auffinden lassen. Die Kürzung der langen Vokale sowie der Wandel von *γ*, *δ*, *β* zu *g*, *d*, *b* verhindern das Auftreten solcher Kriterien wie im Wotischen und im Estnischen. Um so mehr Veranlassung hat man, die wenigen Umstände zu verzeichnen, welche das Wepsische darbietet.

Kettunen erwähnt aus dem Südwepsischen solche Beispiele wie *piń* 'klein', *pińikäńe* 'der Kleine', *lib* 'es wird sein', *linīž*

Digitized by Google

'es würde sein'. Man beachte ausserdem den eigentümlichen Diphthong *ei̯* in *kei̯hū* 'Sieder', *kei̯hi̯ad* 'siedend' (KETTUNEN, Lõunavepsa häälikajalugu I 109, II 8, 44), *kei̯huba* 'sie sieden'.

A. J. SJÖGREN (Gesammelte Schriften I 566) teilt mit, dass die nördlichen Tschuden **lyödä** 'schlagen', **tiedän** 'ich weiss' sagen. Ferner findet man neben den karelischen Personalpronomina **myö, työ, hyö mei, tei, hei** (S. 472) sowie **syödä** 'speisen', **juoda** 'trinken' (S. 473).

Bei AHLQVIST (Anteckningar i Nordtschudiskan 52, 63, Reise i. J. 1855) sind **üol** (zweimal) 'in der Nacht', **linob, ei line, linoba** (mehrmals), **Piteris** 'in Petersburg' anzutreffen.

LÖNNROT (Om det nordtschudiska språket 26—50, Reisen i. d. J. 1842, 1845) schreibt: »— — die Diphthonge **ie, uo, yö**, die — — gewöhnlich in **ee, oo, öö** übergegangen sind». Er bietet auf einen Diphthong oder dessen erste Komponente hinweisende Beispiele wie **line, linen, linob, liinta**, — also verschiedenartige Formen von dem Worte **lienee** 'es mag sein'. In der Handschrift im Besitz der Finnischen Literaturgesellschaft gibt Lönnrot weitere Belege: **kiil** 'Zunge, Sprache', **mis, mees** 'Mann', **suoril** 'auf den geraden', **nuorin** 'der jüngste', **vyöskendan, pielaine** 'Rahmen'.

Am zahlreichsten sind die dieses Verhalten beleuchtenden Beispiele bei HJ. BASILIER (JSFOu. VIII: Vepsäläiset Isaijevan voolostissa 1890). Von Beispielen mit *uo̯*, die auf einen Diphthong oder dessen erste Komponente deuten, findet sich nur eines: **gjuo** 'trink', aber Belege für *üö̯* mehrere: **süö** 'er speist', **süön** 'ich speise', **süötan** 'ich gebe zu essen', **süösketa** 'essen' usw., **üöks, müö, tüö, hüö, hüöd** 'sie'. Den Diphthong *ie̯* vertreten **i, ī**, seltener **ie : mīl** 'Sinn', **pitiṅe** 'klein', **śimendan** 'ich besäe', **mis** 'Mann', **mihed** 'die Männer', **linnob** 'es wird', **kihensettab** 'er kocht auf', **hiero** 'Mist', **viäl** 'noch'.

Die auf Diphthong hinweisenden Belege aus dem Wepsischen sind also recht wenig zahlreich, aber sie sind um so interessanter. Im Gebiet der wepsischen Dialekte könnte man vielleicht weitere Belege für das Vorkommen der Diphthongvertretung ausfindig machen. Der Ehrenname das Sanskrit der finnischen Sprachen kann berechtigt sein, sofern man an den

Digitized by Google

Konsonantismus des Wepsischen denkt; der Vokalismus hat so gewaltsame Veränderungen erlitten, dass auch die Tatsache, dass die finnischen Diphthonge *uo̯*, *üö̯*, *ie̯* am häufigsten durch *o*, *ö*, *e* vertreten sind, in recht bescheidenem Masse von Ursprünglichkeit zeugt. Von den früheren Forschern hat OJANSUU an die Möglichkeit gedacht, dass sich die wepsischen *o*, *ö*, *e* entweder aus *ō*, *ȫ*, *ē* oder aus den Diphthongen *uo̯*, *üö̯*, *ie̯* entwickelt haben. Wir finden eine diesbezügliche Äusserung von ein paar Zeilen Umfang in Itämeren-suomalaisten kielten pronominioppi 144, ohne dass der Verfasser aber erwähnt, was ihm den Gedanken an diese Möglichkeit eingegeben hat. Auch RAPOLA ist geneigt, für die urfinnische Zeit die Wechselpaare $^{o}\bar{o} \sim \bar{o}$, $^{e}\bar{e} \sim \bar{e}$ usw. anzunehmen, bei denen der erste Vokal auf verschiedenen Seiten Anlass zu einer immer vollständigeren Diphthongierung geboten habe. Ebenso ist er der Ansicht, dass jene diphthongische Abtönung, die heute aus einigen Gebieten des Wotischen bekannt ist, früher wenigstens um so viel ausgeprägter war, dass sie der Entwicklung der in Frage stehenden Formen die entscheidende Richtung geben konnte (*tuvva* < **tūva* < **tūa* < **tuo̯a* > **t^{o}ōδak*) (Suomi V: 2 S. 286, Vir. 1925 S. 8). Schon SETÄLÄ hat von den urfinnischen Prädispositionen der Diphthongierung gesprochen (Tietosanakirja IX 348). Von den wiedergegebenen Auffassungen weicht jedoch die oben angeführte in wichtigen Beziehungen ab: sie baut überhaupt nicht auf der Annahme früherer Wechselverhältnisse; nach ihr gehen die in den nächstverwandten Sprachen auftretenden langen (im Wepsischen kurzen) *ō*, *ȫ*, *ē* der hauptbetonten Silbe durchgängig auf die früheren Diphthonge *uo̯*, *üö̯*, *ie̯* zurück; in den genannten Stellungen hat das Späturfinnische Diphthonge, nicht lange Vokale gehabt. Die früheren Verhältnisse des Urfinnischen bleiben hier unentschieden. Das Finnische, Karelisch-Olonetzische und Livische vertreten mithin in der fraglichen Hinsicht einen ursprünglicheren Stand als das Estnische, Wotische und Wepsische.

Gegen die obigen Ausführungen können indessen Einwürfe erhoben werden, die vielleicht geeignet scheinen, die gezogenen Schlüsse zu erschüttern. Es lassen sich nämlich von

Digitized by Google

verschiedenen Seiten Beweise dafür vorbringen, dass die nachurfinnischen *ō*, *ȫ*, *ē* diphthongiert worden sind und somit die Diphthongierung eine späte Lauterscheinung, auf keinen Fall eine dem Urfinnischen angehörige sein müsse. Jenachdem welche Bedeutung diesen negativen Instanzen beigemessen wird, steht oder fällt die oben dargelegte Theorie.

Unter den älteren sowohl als unter den jüngeren Lehnwörtern gibt es eine grosse Menge solcher, in denen der lange Vokal der darleihenden Sprache durch einen Diphthong vertreten ist. Derartige sind unter den skandinavischen Entlehnungen u. a. **huora, kuori, kyökki, luostari, luoti, muori, nyöri, puola, puomi, puosu, puoti, pyöveli, tuoli, vuorata.** H. J. STRENG sieht hier zwei Alternativen: entweder haben die in Rede stehenden Lehnwörter aus der Zeit nach dem 14. Jahrhundert ihre Diphthonge durch Substitution erhalten oder die Diphthongierung ist in den südwestlichen Dialekten erst nach dem 14. Jahrhundert eingetreten. Nach der Ansicht des Verfassers führt die erstere Alternative näher an die Wahrheit heran (Nuoremmat ruotsalaiset lainasanat vanhemmassa suomen kirjakielessä 293).

Diese Schlussfolgerung gewinnt dadurch eine weitere Stütze, dass es recht junge Entlehnungen gibt, in denen dennoch eine Diphthongierung stattgefunden hat. Obwohl keine absoluten Regeln aufgestellt werden können, ist es auffällig, dass sich in dem Dialekt von Savo lange *ō*, *ȫ*, *ē* der betonten Silbe kaum auch in neuen Lehnwörtern behaupten. Sie werden durch die Diphthonge *uo̯, üö̯, ie̯*, aber auch durch *ou̯, öü̯, ei̯*, ersetzt, z. B. *rüökkinä, vüörätä, lüökki, Ierikka.* Aus Juva führt TARKIAINEN (Äänneopillinen tutkimus Juvan murteesta 62) die Beispiele *ruovi, Muoses, tieveś, Ieva, Liena, Ierik* an. Den anderen Typus zeigen die Belege *louta* < schw. **låda**, *kouli* < schw. **skål**, *nöüri* < schw. **snöre**, *söüri, reissu* < schw. **resa.** Andererseits findet sich auch der Typus *kōli* < schw. **skål**, *sōssi* < schw. **sås.** In nebenbetonter Silbe ist gleichfalls eine Diphthongierung erfolgt: *insinüöri, senatüöri, inspehtüöri, rohvessüöri, tirehtüöri, herassüötiŋki*; ebenso: *tohtuori* < schw. **doktor**, *tampuori* < schw. **tambur.**

Digitized by Google

Ganz entsprechende Beobachtungen kann man im Bereich des bodenständigen Wortschatzes machen. In Savo und Südostfinnland sind *uo̯ttō* 'warten', *tie̯n* 'ich mache', *rie̯ssä* 'in dem Schlitten', *vie̯t* 'die Wasser', *ie̯ssä* 'davor' bekannt; *tie̯n* und *ie̯s* 'auch nur' sind weit verbreitet. Trotz der anscheinenden Beweiskraft dieser Formen versucht RAPOLA in seinem Aufsatz »Pääpainottomiin tavuihin kehittyneiden pitkien vokaalien käsittely suomen itämurteissa» (Suomi V: 2) mit verschiedenen Argumenten zu zeigen, dass die Formen nichts für den späten Ursprung der Diphthongierung beweisen. Dasselbe gilt von den langen Vokalen der nichthauptbetonten Silben. So begegnen westlich vom Ladoga und südlich vom Saimaa sowie in der Umgebung des Südendes des Päijänne Diphthongierungen nach Schwund des *h*, z. B. *ühtie̯* 'zusammen', *kuppie̯l* 'auf der Seite', *isällie̯* 'seinem Vater'. Noch hat sich der Kontraktionsvokal, der aus zwei verschiedenartigen Vokalen nach Schwund von *δ* oder *β* entstanden ist, diphthongiert, z. B. *kivvie̯* 'den Stein' (Part.), *kippie̯* 'weh', *savvie̯n* 'ich bedecke mit Ton', *poikkie̯n* 'ich weiche ab', (*e̯i*) *repie̯* 'es zerreisst nicht', *tulie̯* 'er kommt', *menie̯* 'er geht' (über die Verbreitungsgebiete u. a. s. genauer RAPOLA, a. a. O. 296, 297). Entsprechend finden sich Belege für späte Diphthongierung von *ō* und *ē*. Westlich vom Ladoga und in der Umgebung des Südendes des Päijänne sind Formen anzutreffen wie *punnŭo̯* 'flechten', *külvüo̯* 'säen', *pīluo̯* 'ins Versteck', *süo̯küo̯* 'er esse', *sanuo̯* 'er sagt', ja ferner *sannū* (Kuhmoinen, Jämsä), *makk^{u}òs* < *makōs* < *makaos*; in der Volkspoesie **jauhuos** 'mahle', **lypsyön** 'sie melke', **kasvuvon** 'er wachse'. Man kann also feststellen, dass die in Rede stehende Diphthongierung jedenfalls jünger als die in der hauptbetonten Silbe ist.

Es besteht also Schwanken, wenn es sich um die nach der alten Diphthongierung entstandenen langen Vokale handelt. In verschiedenen Gebieten und in verschiedenen Fällen konnte der lange Vokal erhalten bleiben, oder er ist zum Diphthong geworden. Wie die Beispiele zeigen, konnte die Diphthongierung zwei verschiedene Richtungen einschlagen: es ist zu den Diphthongen *uo̯*, *üo̯*, *ie̯* gekommen oder in den

Digitized by Google

jüngeren Entlehnungen auch zu *ou̯*, *öü̯*, *ei̯*, die nicht in den älteren Fällen auftreten.

Im Olonetzischen ist spät entstandenes *ē* > *ie̯* allgemein, z. B. *rie̯d* 'die Schlitten', *vie̯n* 'des Wassers', *ie̯s* 'vorn', ebenso oft im Karelischen: *šie̯š* 'klar, heiter', *ie̯ššä* 'vorn', *vie̯ttih* 'es wurde gezogen', aber doch in Poadene *rēššä*, *vēššä*, *mēllä*, in Šuigarve *rei̯ššä* 'in dem Schlitten', *vei̯ššä* 'im Wasser' usw. (alles nach KAÄH 97—99). Im Dialekt von Salmi erscheint *rei̯n* 'des Schlittens', *vei̯n* 'des Wassers', *ei̯s* 'vorn', *ie̯l* 'vor', *ie̯lleh* 'vor sich', auch *ō* > *uo̯* in *ruo̯ttua* 'warten' (JOH. KUJOLA, Äänneopillinen tutkimus Salmin murteesta 22). — Der Gesamteindruck ist, dass diese Lautentwicklung, in der man vielleicht mehr Regelmässigkeit beobachten könnte, als man beim ersten Blick glauben möchte, zu wenig aufgeklärt ist.

Ebenso schwierig ist es, auf Grund des Estnischen chronologische Schlüsse zu ziehen. Im Dialekt von Kodafer begegnet *kôn* (< **koγon*), *kôš* 'zusammen', *kômaľle* 'fester zusammen', — die Diphthongierung wäre also älter als der Schwund des palatalen Spiranten, aber es gibt auch südestnische Formen wie *kûn*, *kûh* 'zusammen', nordestnische Formen wie *kuo̯ś* 'Deckel', *muo̯śiľkas* 'Erdbeere', — der Diphthong würde also ziemlich jung sein (KETTUNEN, Über den Kodaferschen Dialekt II 115, EKÄH 138).

Ebenso hat AHLQVIST im Wotischen Formen **wiê** 'des Wassers' < *vēn* < **veδen*, **kuô** 'des Heimes', **tên, tien** 'ich mache'; aus Kattila: *ie̯lä*, *ie̯l* 'vorn', *ie̯zä*, *ie̯z* 'vor', *tie̯p* 'er macht' (KETTUNEN-POSTI, Näytteitä vatjan kielestä 28 u. a.).

Offensichtliche spät entstandene Diphthongierungsfälle haben RAPOLA bei der Behandlung zunächst des Wandels *ē* > *ie̯* zur Annahme zweier Diphthongierungsschichten in einigen Gegenden geführt (a. a. O. 297). Die Häufigkeit der sprachlichen Erscheinung, dass spät entstandene Laute der gleichen Lautentwicklung unterworfen werden, wie es bei den entsprechenden früheren Lauten der Fall gewesen ist, mahnt zur Vorsicht beim Ziehen chronologischer Schlüsse. Hat doch der Niederländer J. v. GINNEKEN in seinem Aufsatz »Die Erblichkeit der Lautgesetze» (Indogermanische Forschungen 45) zu zeigen versucht, dass die Lautgesetze

Digitized by Google

»mendeln». Er sagt: »Jedes spontane (und also unbedingte) Lautgesetz ist, wenn wir nicht mit einer Völkermischung zu tun haben, immer etwa zehn Geschlechter oder dreihundert Jahre vorher in die Wege geleitet durch ein streng bedingtes Lautgesetz — meistens eine Assimilation — in derselben Richtung» (S. 24). »— — die Lautgesetze sind ein Vererbungsprodukt» (S. 28). v. Ginneken versucht durch Beispiele nachzuweisen, wie eine in der Sprache festgestellte Lautveränderung sogar nach langen Zeiträumen neu hervorbricht, sei es unverändert oder wenigstens ihrem Grundcharakter nach gleich. Oder man kann die Sache in diesem Fall auch so ausdrücken, dass das Lautgesetz immerfort »lebendig» ist, d. h. die Diphthongierungstendenz hat sich in verschiedenen verwandten Sprachen verschieden lange erhalten. Dass jene Diphthongierung wirklich lebendig ist, erhellt unter anderem daraus, dass auch die jüngsten Lehnwörter, deren Beweiskraft unbestreitbar ist, auf gewissen Gebieten diphthongiert auftreten. Oder, wenn man auch die Frage offen lassen will, ob es sogar in früherer urfinnischer Zeit wirklich lange *ō, ȫ, ē* gegeben hat, die diphthongiert worden sind, genügt es zu konstatieren, dass sich gebietsweise im Finnischen und in den verwandten Sprachen die späten langen *ō, ȫ, ē* nicht behauptet haben, weil sie der Lautstruktur der Sprache fremd sind.

Schwierigkeiten legen der vorgeführten Theorie kaum auch solche Lautverhältnisse in den Weg wie **suo ~ soita, syö ~ söin, tie ~ teitä.** Entweder muss man sagen, die auf *i* ausgehenden Diphthonge gehen in so alte Zeit zurück, dass für das Urfinnische das damalige Vorhandensein langer *ō, ȫ, ē* angenommen werden kann. Oder — wenn diese Frage offen bleibt — würden wir zu der Annahme früherer Triphthonge im Urfinnischen kommen, wie heutzutage an manchen Orten im Bereich des Dialekts von Tornio: *su̯oi̯ta, sü̯öi̯n, ti̯ei̯tä.* Sind *o, ö, e* in diesen Triphthongen Lautgipfel gewesen, so wäre ihre Erhaltung und der Schwund der ersten Komponente des Triphthongs bei der Wandlung zum Diphthong wohl verständlich.

M. Airila.

Digitized by Google

Spuren primitiver Seelenvorstellungen in der Sprache.

Die allbekannte Tatsache, dass nach den uralten Vorstellungen zahlreicher Völker gewisse wichtige Körperteile, wie Blut, Herz, Leber, Nieren u. a., Sitze des Lebens, des Geistes, der Seele, der sog. Körper- oder Organseele sowie geistiger Fähigkeiten und Eigenschaften, Wohnorte und Organe der Gefühle und Leidenschaften, der Liebe, des Mitleids, des Mutes, des Hasses sind, spiegelt und äussert sich auf mehrere Weise auch in den Sprachen dieser Völker. MUNKÁCSI[1] und PAASONEN[2] haben mehrere Beweise dafür vorgelegt, dass verschiedene finnisch-ugrische Völker besonders das Herz als den Sitz der Seele betrachtet haben, aber diese Forscher haben nur einige sprachliche Belege dafür angeführt.[3]

Munkácsi gibt als ein Beispiel dafür, dass H a s s und M u t in das H e r z lokalisiert worden sind, das wogulische Adjektiv *šimiŋ*, *simiŋ* 'wütend, zornig, tapfer', dessen Stammwort *šim*, *sim* 'Herz' und dessen eigentliche Bedeutung »mit einem Herz versehen, ein Herz besitzend» ist. Ein genau entsprechender Fall begegnet im Kolalappischen: (Gen.) *kī̯tkeš*, *kūtkeš* 'zornig' ist abgeleitet von *kī̯tke*, *kūtk* 'Herz'; oder im Finnischen: *sydämikkö* 'boshafte, jähzornige, unbändige, eigensinnige Person' und *sydäntyä*

[1] B. MUNKÁCSI Seelenglaube und Totenkult der Wogulen, Keleti Szemle VI 72—73.

[2] H. PAASONEN Über die ursprünglichen seelenvorstellungen bei den finnisch-ugrischen völkern, JSFOu. XXVI 4, 1—2.

[3] Unterzeichneter hat diese Dinge in finnischer Sprache in verschiedenem Zusammenhang, u. a. in Virittäjä 1932, S. 371—374 und 1939, S. 88—98 behandelt, und es wird hiermit auf diese Aufsätze und die in ihnen zitierte Quellenliteratur hingewiesen.

Digitized by Google

'sich etwas zu Herzen nehmen, sich aufregen, sich ärgern, böse werden; beherzt, mutig werden, Mut fassen' sind Ableitungen von *sydän* 'Herz'; ebenso im Karelischen: *šeämikäš* 'boshaft, jähzornig', *šeändü-* 'aufbrausen, sich entrüsten, zornig werden' sind auf *šeämi*, *šeän* 'Herz, Inneres' zurückzuführen, oder im Russischen: сердитый 'böse, zornig, ärgerlich, aufgebracht' usw., сердить 'böse machen, ärgern' usw. ~ сердце 'Herz; Unwille, Zorn' usw. Die Zahl derartiger Beispiele könnte leicht vermehrt werden. — Solche Beispiele andererseits wie fi. *sydämellinen* 'herzlich, innig, vertraulich', *helläsydäminen* 'weichherzig', *hyväsydäminen* 'gutherzig', *kovasydäminen* 'hartherzig' usw., die in den verschiedensten Sprachen Gegenstücke haben, beruhen auf der äusserst verbreiteten und alten Vorstellung, dass gerade die Liebe im Herzen wohnt. Wenn z. B. der Wogule (nach Munkácsi) mit der Zusammensetzung *sim-tārsėm* »Wurzel meines Herzens» 'mein Herzallerliebster' meint, verlegt er seine tiefsten Gefühle in denselben Körperteil wie der Finne, wenn er sagt, dass etwas ihn *voi liikuttaa sydänjuuria myöten* 'bis ins innerste Herz, in »die Herzwurzeln», treffen kann', ähnlich der Tscheremisse bei dem Ausdruck *šüm-bel* 'Bruder; Freund, Herzensfreund, guter Freund'[1], der Este bei *südame sõber* 'Herzensfreund' oder z. B. der Deutsche bei dem Worte *Herzbruder*.

Ein ausgezeichnetes und sehr deutliches Beispiel von einer solchen Vorstellung bietet schliesslich die folgende Wortgruppe. Genaue etymologische Entsprechungen von lpS (Lind.-Öhrl.) *vaimo* 'cor', L (Wikl.) *vai^{e}mu-* '(Menschen)herz; Mark', N (Niels.) *vai^{l}bmo* 'heart' sind mord. (Paas.) E *ojḿe*, M *vajḿĕ* 'Atem, Atemzug; Geist, Seele; lebendes Wesen', est. *vaim* 'Geist, Seele, Gefühl, Empfindung, Kraft; Person, Arbeiter' und fi. *vaimo* 'Eheweib, Weib'. Im Lappischen ist augenscheinlich die ursprünglichste Bedeutung 'cor' des Wortes erhalten, aber, wie Nielsen in seinem Wörterbuch sagt: »the heart is also regarded as the seat of sensations of nausea (controling hunger and digestion), and as man's central

[1] Vgl. Mark FUF XVIII 167.

Digitized by Google

spiritual and psychical organ: religious faith, courage, moods, emotions and other mental states are expressed by phrases containing the word *vai'bmo*». Das Wort, das zur Bezeichnung des Sitzes des Geistes und der Seele diente[1], hat im Mordwinischen und Estnischen weiter die Bedeutung des Geistes, der Seele selbst, im Estnischen auch die der Person, der Frau, welche (zur Zeit der Leibeigenschaft) Frondienste für den Gutshof verrichtete, und im Finnischen der Geliebten des Mannes, der Gattin angenommen. Die Bedeutung 'Atem, Atemzug' im Mordwinischen weist auf eine Vermischung der primitiven Vorstellungen von Körperseele und »Hauchseele» hin, wie sie bei vielen Völkern stattgefunden hat. Eine Entsprechung des norwegischlappischen Adjektivs *vai'bmel* 'desirous, covetous, fond, of something' ist lpT *vajmo̊il* 'begierig, lüstern' und Kld. *vajmel* 'streitsüchtig, Ränkemacher': also ähnliche Bedeutungen bei Ableitungen des Wortes für Herz wie oben.

Aber nicht allein im Herzen, dem unermüdlich im lebenden Körper pochenden Organ, sondern auch anderwärts im Körper, wo ein dauerndes oder auch nur momentanes Zucken und Vibrieren zu bemerken ist, z. B. im Puls, in dem zufällig zitternden Augenlid oder einem anderen Teil der Haut, erscheint und bewegt sich nach der Annahme des Volkes die Seele. So haben die Karaiben geglaubt, dass der Mensch soviele Seelen besitze, als er Adern in sich schlagen fühlt, dass aber die vornehmste Seele im Herzen ihren Sitz habe.[2] Und aus Finnland lassen sich zahlreiche Belege für solche Anschauungen anführen.

Dieses vom Willen unabhängige Zucken und Zittern, das bisweilen im Augenlid und auch anderswo im menschlichen Körper oder an der Oberfläche des getöteten und abzuhäutenden Tieres auftritt, wird in Nordfinnland und in den finnischen Dialekten von Nordschweden mit *vaimas* bezeichnet. Entsprechungen dieses Ausdrucks findet man in Satakunta, Süd- und Südwesthäme sowie in einem Teil des Eigentlichen

[1] Gerade im Herzen des Bären wohnen, wie die Lappen glauben, viele Geister (T. I. Itkonen Kalevalaseuran vuosikirja *15* 80).

[2] Vgl. Wilhelm Mannhardt Wald- und Feldkulte[2] I 25—26, Fussn.

Digitized by Google

Finnlands in den Formen *vaimanen, väimräine, vaippanen, vaipurainen, vaikkunen, vaipurainen, vaivunen, vainonen, vainolainen, vaino, vainos.* Das zuletzt angeführte übersetzt das Wörterbuch von Renvall mit 'spasmus in cute, tremor cutis; Hautkrampf, Zuckung'. In Karelien, Savo, Nordhäme und stellenweise in Südpohjanmaa ist der Name derselben Erscheinung *elohiiri* »Lebensmaus», in Nordkarelien, Nordsavo und Mittelpohjanmaa u. a. *ihohiiri* »Hautmaus», stellenweise *elo* »Leben», *elokas* »lebhaft», in einigen Kirchspielen von Grenzkarelien *hibjuhiiri* »Hautmaus» und in einem ausgedehnten Gebiet in Pohjanmaa auch *värviäinen, väryväinen, värvätys* »Zuckung», *närpyttäjä* »Vibrierer» usw. — Auch anderes Klopfen im Körper ist manchmal auf diese Weise benannt worden. In der Gegend von Savonlinna hat man gesagt, im Puls, in der klopfenden Ader klopfe die Lebensmaus (»tykkäväisessä suonessa *elohiiri* tykyttää»), und in Pielavesi ist das Herz des Fisches, das sich auch nach dem Ausnehmen bewegt, als *elo*, bisweilen auch als *elohiiri* bezeichnet worden.

An dieses eigenartige Zittern knüpfen sich mancherlei Vorstellungen an, von denen einige deutlich auf primitiven Auffassungen von der Seele beruhen. In verschiedenen Gegenden Finnlands ist das Zucken der Lebensmaus im Augenlid als ein Zeichen dafür angesehen worden, dass der Tod des Betreffenden noch fern sei, dass er wenigstens noch nicht im gerade laufenden Jahr oder noch zwei Jahre lang nicht sterben werde. Anderswo hat man geglaubt, der Mensch werde sterben, wenn sich die Lebensmaus drei Jahre lang nicht im Menschen bewegte. In Westfinnland hat man sich an manchen Orten vorgestellt, *vainonen* sage den Tod eines nahen Angehörigen vorher: sei es im rechten Auge zu spüren, so sterbe ein Mann, trete es im linken auf, so sterbe eine Frau. — Im allgemeinen ist das Zucken der Lebensmaus im Gesicht, in der Gegend der Augen oder in den Lippen als ein für den Betreffenden selbst gutes Omen, das weiteres Leben verheisst, betrachtet worden, sein Auftreten in den Füssen aber und namentlich in der grossen Zehe, also in der äussersten Spitze des Fusses, als Vorzeichen eines baldigen Todes. Stellenweise in Ostfinnland hat die Auffassung geherrscht, dass die Lebensmaus überall im Körper

Digitized by Google

herumwandere und jede Stelle vom Kopfe an aufsuche. Wenn sie in die Füsse komme, sei der Tod allmählich nahe. Zuletzt gehe sie in die grosse Zehe, und dann habe die Sterbestunde des Menschen geschlagen. — An die vorstehenden Auffassungen schliesst sich, wie später ersichtlich werden wird, eng die weitverbreitete Vorstellung an, dass der Mensch aufhört, sich vor einem Toten zu fürchten, wenn er den Verstorbenen, besonders seine Füsse und Zehen, mit den Händen berührt oder geradezu in die grosse Zehe der Leiche beisst. Ebenso sind sicher die folgenden, beim ersten Blick unbegreiflich erscheinenden Manipulationen und Vorstellungen konsequente Ausflüsse davon. In einer Gegend hat man gemeint, dass das Entsetzen vor einem Toten auch dann aufhöre, wenn man in die Stelle des Körpers eines Tieres beisse, an der »*vainonen* zuckt». Häufiger ist jedoch der Glaube gewesen, dass der Mensch mutig und unerschrocken werde, wenn er in die Lebensmaus beisse. An einigen Orten sind die Berufsabdecker beim Abhäuten eines Pferdes regelmässig so verfahren.

Schon solche Bezeichnungen wie *elo*, *elokas* und *elohiiri* sowie die oben besprochenen Auffassungen und Vorstellungen weisen darauf hin, dass man geglaubt hat, in der zuckenden und zitternden Stelle bewege sich und weile ein geheimnisvolles Leben, der Unterhalter des Lebens und die Lebenskraft. Nach einer in Jaakkima aufgezeichneten Angabe glaubten die alten Leute in früherer Zeit, das Zucken z. B. im Augenlid werde durch ein kleines mäuseähnliches Wesen, *elohiiri*, verursacht, das in den Muskeln wohne. Manche haben behauptet, z. B. beim Schlachten von Kühen seien solche Lebensmäuse öfters an irgendeiner Stelle des Tieres gefunden worden. Solche Vorstellungen sowie die Bezeichnungen *elohiiri*, *ihohiiri*, *hibjuhiiri* deuten auf gewisse auch anderwärts wenigstens in Nord- und Westeuropa vorkommende Anschauungen hin.

In dem Wörterbuch von GANANDER (1786, 1787) wird *ihowärwiäinen* übersetzt mit 'lijfmus en daldring i musclerne, oscillatio musculorum', *Wainos*, *-noxen* mit 'idem ac Wärwiäinen (Lihahijri) köttmus som rörs emellan kött och hud — små ryckningar', *Wärwiäinen* bedeutet 'rörelse i köttet som et

Digitized by Google

möss, musculus oscillans, aliis — Wainos' und *Wärwäinen* 'idem — ljfmus — — it. gigt, arthritis'[1]. Die hier gebrauchten *lijfmus*, *ljfmus* und *köttmus* dürften zum Wortschatz eines wenigstens im 18. Jahrhundert in Finnland gesprochenen schwedischen Dialekts gehört haben. Auch A. Sahlstedts Wörterbuch aus demselben Jahrhundert enthält »*Lifmus*, M. Volatilis vasorum dolor migrans».[2] In den Dialekten Schwedens kommt eine solche Entsprechung vor: (Rietz) *le-mus* f. 'kramp; krampaktiga ryckningar', »Dä ä *lemus* han har i ögona»[3], in norwegischen Mundarten *lemus*, *lidmus*, *livmus*: (Aasen) »*Lidmus* (?), f. krampeagtige Trækninger i Musklerne paa et enkelt Punkt, f. Ex. ved Øinene. Østl[andet] i formen *Lemus*, opfattet som Ledmuus, fordi det er noget som 'leder sig' (lidar seg). Imidlertid hedder det ogsaa *Livmus*, især om synlige Trækninger i Kjødet paa Dyr, som ere nylig dræbte. Nordre Berg[ens Stift]».[4] Das etymologische Wörterbuch von Torp kennt ausserdem die Form *leamus* (Nordre Gudbrandsdal) und erklärt *lidmus*, *lemus*, *leamus* und schwed. *lemus* wie folgt: »Til *mus* i betydningen muskel och *lida* l [= bøie el. bevæge lemmerne]. I no. ogsaa omtydd til *livmus* (NBh) især om rykninger i kjøttet paa dyr, som netop er dræpt.»[5] Hieran schliesst sich ferner, obwohl die etymologischen Wörterbücher es nicht erwähnen, aschw. (Söderw.) *lenmws* 'i en led förekommande rörlig, broskartad kropp som framkallar krampaktiga muskelryckningar' (»for icth, tz är en soth som är i mellan hulleth och skynneth och röres som en lenmws»), lautlich auch dän. *ledemus* 'eine Gelenkkrankheit, bei der kleine freie Knorpelkörper im Gelenk auftreten, mus articuli'.[6] Wie sich die

[1] Christfrid Ganander Nytt Finskt Lexicon I 227 a, III 242 a, 290b.

[2] Svensk ordbok med latinsk uttolkning — — af Abraham Sahlstedt. Stockholm 1773. — Auf diesen Beleg hat mich mein Kollege Prof. Arnold Nordling aufmerksam gemacht.

[3] Johan Ernst Rietz Svenskt dialekt-lexikon I 397.

[4] Ivar Aasen Norsk Ordbog 439, 444, 451.

[5] Alf Torp Nynorsk etymologisk ordbok 378.

[6] K. F. Söderwall Ordbok öfver svenska medeltidsspråket I 754, H.S. Falk—Alf Torp Norwegisch-dänisches etymologisches wörterbuch I 628.— Dän. *ledemus*, vielleicht wenigstens teilweise auch aschw. *lenmws*, ist möglicherweise jedoch eine Übersetzung aus dem deutschen *Gelenk-*

Digitized by Google

verschiedenen Formen dieser skandinavischen Wörter auch zueinander verhalten mögen, sind wenigstens schwed. *lifmus*, und norw. *livmus* äquivalente Entsprechungen von fi. *elohiiri*. Und alle diese Benennungen mit »M a u s» sowie die Anschauungen, die sich an die mit ihnen bezeichneten Erscheinungen anschliessen, zeigen, dass man es mit einer verhältnismässig weithin bekannten Vorstellung zu tun hat, nach der die Seele in Gestalt einer Maus auftreten kann. Ohne die Verbreitung dieser Anschauungen hier ausführlich besprechen zu wollen, seien nur einige Beispiele gegeben.[2] In Deutschland hat man sich vorgestellt, die Seele unschuldiger Kinder und frommer Menschen erscheine in Gestalt einer weissen Maus, die der Gottlosen aber als eine rötlich gefärbte Maus. Die Seele kann in Form einer Maus während des Schlafs den Körper verlassen. Wenn ihre Rückkehr irgendwie unmöglich gemacht wird, so bedeutet dies den Tod des Menschen. Mitunter wird davor gewarnt, dass das schlafende Kind den Mund offen hält, sonst schleicht seine Seele als weisse Maus davon. Besonders von der Seele der Hexe hat man geglaubt, dass sie den Körper oft in Gestalt einer Maus verlasse und wieder zurückkehre. Bei Hexenverbrennungen glaubte man Mäuse aus dem Feuer laufen zu sehen. — Melanchthons Schwiegersohn Caspar Peucer erzählt, er habe selbst gesehen, wie der Teufel in Gestalt einer Maus unter der Haut einer besessenen Weibsperson hin und her lief. Dies gehört eigentlich nicht mehr zu den Vorstellungen, nach denen die eigene Seele des Menschen in Form einer Maus auftritt, sondern hier hat ein anderes Geisterwesen, der Böse, die Gestalt einer Maus angenommen, ist in den Menschen eingedrungen und hat bei ihm einen Tobsuchtsanfall hervorgerufen. Eine ähnliche Auffassung findet man u. a. bei den Syrjänen. A. S. Sidorov berich-

maus, nach Adelung (Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart II, Leipzig 1796, Sp. 535) »bey den Wundärzten, ein locker gewordenes Stückchen Knorpel, welches sich in dem Gelenke hin und her schieben lässt». Nach dem deutschen Muster gebildet ist wohl auch der finnische gleichbedeutende Fachausdruck der Ärzte *niveliiri*.

[2] Siehe darüber Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VI 40—41, Wilhelm Mannhardt a. a. O. I 23—24.

Digitized by Google

tet, dass ein Mensch, der eine von einem bösen Zauberer hervorgerufene Nervenerschütterung namens *ševa* bekommen hat, bisweilen eine kleine Maus unter seiner Haut fühlt.[1] Dozent T. E. Uotila hat mir freundlicherweise mitgeteilt, dass auch in Prof. Yrjö Wichmanns syrjänischen Sammlungen eine entsprechende Angabe zu finden ist. Der Zauberer kann dem Menschen dadurch eine schwere Nervenkrankheit verursachen, dass er die *ševa* in ihn schickt. Dem Kranken kommt es vor, als hätte er eine Maus in der Kehle. Der Zauberer hat einen besonderen Rindenkorb, in dem er diese *ševa*-Mäuse aufbewahrt. — Auf derartigen Vorstellungen dürfte auch eine Redensart beruhen, die in dem beleidigenden Satz in Urkunden (vom Jahre 1577) des dänischen Klosters Maribo enthalten ist: »Jakob Rammeløv haver Mus i Hovedet» (= 'in seinem Kopf ist eine Schraube los').[2] Man hat sich wahrscheinlich vorgestellt, dass eine in den Kopf gehende Maus den Menschen dämlig, verrückt mache. Die niederländische Redensart *muizennesten in den Kopp hebben* »Mäusenester im Kopf haben» bedeutet: 'von Sorgen geplagt werden'. Zum Schluss mag erwähnt werden, dass der katalanische Bauer sich Übelkeit oder Hungergefühl durch das Umherlaufen einer Maus im Magen erklärt.[3]

Die bekannte Tatsache, dass es in mehreren Sprachen ein Wort für den Muskel gibt, dessen ursprüngliche Bedeutung 'Maus, kleine Maus' ist — gr. *μῦς*, lat. *musculus* (> nhd. *Muskel*, nd., nschw. *muskel*), ahd., ags., an. *mûs*, nhd. *Maus*, ält. dän *mus*, aschw. *mus*, russ. мышца, arm. *mukn*, apr. *peles* (~ lit. *pelẽ* 'Maus'), franz. *souris* usw. — ist allgemein daraus erklärt worden, dass der Muskel, z. B. der vorgewölbte Armmuskel, seiner Form nach an eine Maus erinnert und bei Bewegungen der Glieder sich wirklich unter der Haut zu bewegen scheint. Mannhardt vermutet jedoch, man habe sich vorgestellt, dass in dem besonders geschätzten Teil des Rindfleisches, das in Augsburg *Herrenmaus* genannt wird, ein geisterhaftes Wesen in Form einer Maus wohne. Und z. B.

[1] *А. С. Сидоров* Знахарство, колдовство и порча у народа коми 77.
[2] Troels-Lund Dagligt Liv i Norden XII 208.
[3] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VI 43.

Digitized by Google

im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (VI 40) wird ausserdem hervorgehoben, die Animalisierung des Muskels gehe deutlich hervor aus der Redensart »Das Mäuslein läuft hervor», die gebraucht wird, wenn man sich an die Sehne des Musculus triceps des Oberarmes stösst. Für die Auffassung, dass es sich hier wirklich nur um eine uralte Metapher handelt, scheint jedoch zu sprechen, dass auch gewisse andere an eine Maus erinnernde Körperteile in einigen Sprachen eine ursprünglich 'Maus' bedeutende Bezeichnung erhalten haben. So bedeutet z. B. der Plur. von lit. *pelẽ* 'Maus' : *pẽlės* auch 'eine Pferdekrankheit', der Plur. von lett. *pele* 'Maus' : *peles* desgleichen 'Fiebelkrankheit bei Pferden; eine Viehkrankheit; fleischige graue Klumpen im Fette des Viehs'. Ebenso verhält es sich im Livischen und Estnischen, vielleicht unter dem Einfluss des Lettischen: liv. (Kett.) *īr* 'Maus' ~ Pl. *īrə̂d* 'Drüsenkrankheit, Mumps' (*lam̃bə̂n a̱l̀tə̂ īrə̂d* 'das Schaf hat die Drüsenkrankheit'), est. (Wied.) *hiir* 'Maus' ~ 'geschwollene Drüsen, Fibelkrankheit' (*hiired on ülevel* 'die Drüsen sind geschwollen', *lehm on hiiril* 'die Kuh hat die Fibelkrankheit', *sälul käisid alati hiired* 'das Füllen hatte immer die Fibelkrankheit'). Im Finnischen bedeutet in einigen Dialekten (z. B. in Pudasjärvi) *hiiret* 'Nieren', wie kar. (Gen.) *hiirońe* und lett. *pelīte* »kleine Maus». Ung. *egér* 'Maus' hat mundartlich auch die Bedeutung (Szinnyei, Csűry) 'Knoten im Nacken oder in der Kehle der Tiere'. Und bekannt ist, dass sanskr. *muṣkás* »Mäuschen» 'Hode' bedeutet. Auch dürfte es nicht ganz ausgeschlossen sein, dass die Vorstellungen von dem Auftreten der Seele in Gestalt einer Maus auf dieser Grundlage entstanden sind.

Auch das Synonym von fi. *elohiiri* : *vaimas, vaimanen, vainonen* usw. scheint eine Reminiszenz an alte Seelenvorstellungen zu enthalten. Nehmen wir an, dass die Formen *vaimas* und *vaimanen* die ursprüngliche Form vertreten, in der das Stammwort am besten erhalten ist, und dass die anderen Formen, *vainonen, vaippanen, vaikkunen* usw., spätere volksetymologische u. a. Umbildungen sind, so können wir diese Bezeichnung mit den oben erwähnten lp. *vai'bmo*, mord. *ojḿe, vajḿĕ*, est. *vaim* und also auch mit fi. *vaimo* zusammenstellen;

Digitized by Google

es sei bemerkt, dass z. B. est. *käe vaim* »der Geist der Hand» und die Ableitung *vaimus* nach Wiedemann sowie *vaimoke* nach Hupel das Klopfen des Pulses, 'Puls' bedeuten (z. B. *tohter katsus käe vaimust* 'der Arzt fühlte den Puls') und lp. *vai'bmŏ-suodnâ* »Herzader» der Puls ist. Die Urbedeutung des Wortes wäre dann 'Leben, Geist' od. dgl. gewesen, also annähernd dieselbe wie die von *elo*, *elokas* oder z. B. russ. (Pawl.) *живчикъ* 'schneller Puls; krampfhaftes Augenblinzeln; das örtliche Aderzucken überh.' (~ 'ein lebhafter junger Mensch, flinker Bursch'). Da die kürzere Ableitung desselben Stammes, fi. *vaimo*, schon in alten Zeiten die spezielle Bedeutung 'Frauensperson, Ehegattin' angenommen hat, haben sich *vaimanen*, *vaimas* und *vaimo* im Sprachbewusstsein längst nicht mehr miteinander assoziiert, sondern das erstere ist allein und isoliert geblieben und volksetymologischen Veränderungen sowie in letzter Zeit wohl teilweise auch Gedächtnisfehlern ausgesetzt worden.[1]

Die obigen magischen Bräuche, die Füsse und Zehen einer Leiche zu berühren oder in sie zu beissen, damit das Grausen vor dem Toten weiche und der Betreffende auch sonst mehr Mut bekomme, und in eine zitternde Stelle in der Oberfläche eines abzuhäutenden Schlachttiers zu beissen, um Mut und Unerschrockenheit zu gewinnen, werden jetzt auch verständlich. Da man nämlich glaubte, der Tod werde folgen, wenn *elohiiri*, d. h. die als Maus vorgestellte Seele, in die Füsse und Zehen hinabgehe, versuchte der diese Stellen mit Händen oder Zähnen Ergreifende die Seele auf diese Weise für sich zu bekommen und damit auch ihre Kräfte. Ebenso bildete man sich ein, dass derjenige, der in die im Tierkörper zuckende *elohiiri*, *vainonen* usw. biss, die Seele des Tieres sowie ihre Kräfte in den Mund und mithin für sich bekam. Der in diesen Vorstellungen liegende Gedanke ist im Grunde derselbe wie der, welcher sich in dem aus mehreren Quellen bekannten Brauch der alten Esten, der Wogulen, Ostjaken,

[1] Anders haben diese Wörter Vilh. Thomsen BFB 239, Samlede Afhandlinger IV 414—415 und Lauri Hakulinen Virittäjä 1936 126—127 zu erklären versucht.

Digitized by Google

Ungarn und Samojeden verbirgt, durch Verzehren des Herzens des Gegners oder auch nur eines Teils davon dessen Lebenskraft und Seele gewinnen und auf diese Weise mutiger und stärker werden zu wollen.[1]

Obgleich es in den Büchern Mose heisst: »Nur sollt ihr Fleisch nicht essen, solange seine Seele, sein Blut, darin ist» (Gen. 9: 4), »das Leben des Leibes [wörtlich: »die Seele des Fleisches»] ist im Blute» (Lev. 17: 11, 14)[2], findet man bekanntlich in der Bibel zahlreiche Stellen, welche beweisen, dass den Israeliten auch andere Vorstellungen bekannt gewesen sind. Von der Verlegung der Funktionen oder der geheimnisvollen Kräfte des Geistes und der Seele nicht nur in dass Herz, das Zentralorgan der Blutzirkulation, sondern auch in die L e b e r zeugen gewisse Stellen des Alten Testamentes, so u. a. die Worte in den Sprüchen Salomos (7: 22—23): »Er [der verführte Jüngling] folgt ihr [der Hure] nach, – – – bis ihm ein Pfeil die Leber spaltet, – – – ohne zu merken, dass es sein Leben gilt»[3], und der Vers der Klaglieder Jeremias (2: 11): »ausgegossen auf die Erde ist mein Herz [wörtlich: meine Leber] ob des Zusammenbruchs der Tochter meines Volkes»[4].

Dasselbe ergibt sich auch aus der Erzählung des apokryphischen Buches Tobias von der Wirkungskraft des Herzens und der Leber des grossen Fisches: »Was Herz und Leber betrifft, so muss man sie, wenn jemand von einem Dämon oder bösen Geiste geplagt wird, vor diesem, sei's Mann oder Weib, räuchern. Dann wird er nicht mehr geplagt» (6: 8), »Und wenn du in das Brautgemach hineingehst, so nimm eine Kohle vom Rauchwerk und lege darauf etwas von dem Herzen und der Leber des Fisches und räuchere. Wenn der Dämon das riecht, wird er fliehen und in Ewigkeit nicht wiederkommen» (6: 17—18), »Er aber ging und gedachte

[1] Vgl. Munkácsi a. a. O. 72, Paasonen a. a. O. 1, 27, Karjalainen Jugralaisten uskonto 30, Die Religion der Jugra-Völker 41, Toivonen Virittäjä 1932 372—373.

[2] E. Kautzsch — A. Bertholet Die Heilige Schrift des Alten Testaments I 23, 187.

[3—4] Kautzsch—Bertholet O. c. II 288, 416.

Digitized by Google

der Worte Rafaels, nahm eine Kohle vom Räucherwerke, legte darauf das Herz und die Leber des Fisches und räucherte. Als aber der Dämon den Geruch roch, da floh er bis in das obere Ägypten, und der Engel band ihn daselbst» (8: 2—3).[1]

Bekanntlich kommen hiermit vergleichbare Vorstellungen auch bei manchen anderen Völkern vor.[2] Es seien nur einige Beispiele angeführt — darunter vielleicht das eine oder andere, das dem Leser neu oder in neuer Weise gedeutet ist.

Nach der bekannten griechischen Sage bestrafte Zeus Prometheus, der sich gegen ihn vergangen hatte, so, dass er ihn pfählen und von einem Adler jeden Tag seine Leber zerfleischen liess. Sollte die Zerfleischung gerade der Leber nicht aus einem anderen Grunde erfolgt sein als aus dem Wunsch, das Zentralorgan der Lebens- und Geisteskraft des Titanen wirksam zu schädigen, zumal dasselbe so stark war, dass es in der Nacht stets nachwuchs? Aus demselben Grunde möchte Hekabe, die Gattin des Königs Priamos von Troja, Achilles, dem Mörder ihres Sohnes Hektor und dem Schänder seiner Leiche, »einbeissend» die Leber aus dem Busen verschlingen: »da wär' ihm gerechte Vergeltung meines Sohns».[3]

Hiernach wird auch der Glaube der Eskimos verständlich, dass der Mörder, wenn er ein Stückchen von der Leber des von ihm Erschlagenen isst, sich nicht vor dessen Geist zu fürchten braucht.[4]

Dasselbe gilt von dem Brauch der wogulischen Helden früherer Zeit, das Herz und die Leber des besiegten Feindes zu verzehren, damit deren Kraft auf sie übergehe und der Gegner nicht zu neuem Leben erwachen könne.[5]

---

[1] Kautzsch Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments I 141—142. — Von dieser Vorstellung hat nach der Ansicht gewisser Forscher das Wahrsagen aus der Leber seinen Ursprung genommen, eine Art der Voraussage, die auch in der Bibel (Hos. 21: 21) der König zu Babel anwendet.

[2] Vgl. z. B. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens V 976—984.

[3] Ilias 24: 212—214.

[4] Mitt. d. Anthr. Ges. Wien *26* 56.

[5] N. Gondatti Слѣды язычества у инородцевъ сѣверо-западной Сибири 36 (Изв. Имп. Общ. любит. естеств., антр. и этногр. Т. XLVIII, вып. 2-й 64).

Digitized by Google

Und auch mehr in der Nähe finden wir ein Beispiel. Im Kalevala wird berichtet, dass »der Viehhirt mit nassem Hut» Lemminkäinen sowohl ins Herz als in die Leber schiesst.[1] Offenbar will auch er mit dem Körper zugleich die Seele seines Opfers töten.

Besonders Gefühle, Liebe und Leidenschaften sind, wie man weiss, in die Leber lokalisiert worden. — Mein Kollege Prof. O. J. Tuulio hat mir freundlicherweise folgendes arabische Beispiel zur Verfügung gestellt, das eine solche Anschauung zum Ausdruck bringt: *ḍaraba ilaihim akbādu al-ibl* »es schlugen nach ihnen hin die Lebern der Kamele», d. h. 'die Kamele begannen eiligst nach ihnen hin zu laufen', das in den Kamelen wohnende Gefühl der Zuneigung, der Anhänglichkeit begann sich auf sie zu richten.

Diese Vorstellung spiegelt sich auch z. B. in den Horazischen Versen

---

[1] Kalevala (1849) XIV 407—410:

Vesi-kyyn ve'estä nosti,	Wasserviper hob er aus dem Wasser,
Umpi-putken lainehista,	Geschlossnen Stengel aus den Wellen,
Syöksi miehen syämmen kautta,	Schoss dem Manne durch das Herze,
Läpi maksan Lemminkäisen.	Durch die Leber Lemminkäinens.

Der berühmte Arhippa aus Latvajärvi gab die entsprechende Stelle Lönnrot in folgender Form wieder (SKVR I 758: 226—231):

Ulappalan ukko vanha,	Der alte Greis von Ulappala,
Ukko vanha, umpisilmä	Der alte Greis, mit blinden Augen
Pian suuttu ja vihastu,	Bald ergrimmt' er und erzürnt' er,
Vesi kyyt veestä nosti,	Wasservipern hob er aus dem Wasser,
Lapo käärmeen lainehesta,	Zog die Schlange aus der Welle,
Läpi syämen, maksan kautti.	Durch das Herze, durch die Leber.

Vgl. noch (ibid. 758 b: 20—22):

Vesikyyn veestä nosti,	Wasserviper hob er aus dem Wasser,
Lapo käärmeen lainehesta,	Zog die Schlange aus der Welle,
Läpi maksan Lemminpoian.	Durch die Leber Lemminpoikas.

Digitized by Google

»Cum tibi flagrans amor et libido — —
Saeviet circa iecur ulcerosum»[1]

und

»Non ancilla tuum iecur ulceret ulla puerve».[2]

Der im 17. Jahrhundert lebende deutsche Dichter Paul Fleming gibt denselben Gedanken mit folgenden ergötzlichen Worten wieder:

»vergebens ist uns nicht die leber einverleibet.
sie, sie ist unser gott, der uns zum lieben treibet.
wer gar nicht lieben kan, der wisse, dass an stat
der leber er faul holz und einen bofist hat.[3]

Auch Goethe verwendet einen darauf beruhenden Ausdruck, den er entweder aus der älteren Literatur geschöpft oder ihm bekannten volkstümlichen Vorstellungen entnommen hat. In der ersten Fassung der Claudine von Villa Bella findet sich folgende Stelle: »Zur Camilla, die auf'm letzten Jahrmark ihm mit ihren schwarzen Augen stracks durch die Leber geschossen hat», und in der zweiten Fassung der Satz: »Am frischen Morgen Hat Amor mir die Leber angezündet.»[4]

Auch in der älteren englischen Literatur begegnet man Beispielen dafür. Aus 1390 stammt folgender Satz: »The livere makth him forto love»[5], und z. B. Shakespeare kennt das Wort *livervein* 'die Liebesader, der Ton, die Stimmung eines Verliebten', eigtl. »Leberader». Das englische *lilyliver* »Lilien[weisse]leber» bedeutet 'Feigling', *lilylivered* »lilien[weiss]leberig» 'feig' und *whitelivered* »weissleberig» 'verzagt, feig und neidisch', *hotlivered* »heissleberig» 'hitzköpfig, leidenschaftlich'. Diesen kann man Ausdrücke entsprechenden Typs aus anderen Sprachen an die Seite stellen: franz. avoir les foies blancs, avoir les foies 'avoir peur', schwed. *hetlevrad* 'heftig, heissblütig, hitzig', ndl. *een*

[1] Carmina I 25, 15.

[2] Epistulae I 18, 72.

[3] Zitiert nach Jacob und Wilhelm Grimm Deutsches Wörterbuch VI (Spalte 460).

[4] Karl Heinemann Goethes Werke Bd. 21, S. 311—312, Bd. 19, S. 210.

[5] The Oxford English Dictionary VI 1134.

Digitized by Google

heete lever hebben 'lüstern, geil sein (bes. von Frauen)', russ. *говорить печёнкою* 'zürnen, böse, aufgebracht sein' (eigtl. »mit der Leber sprechen») und fi. (Lönnr.) *käydä maksalle* 'ins Herz schneiden'. Auch der Ungar kann sagen »Haragját nem tartja s máját nem győzheti» 'er meistert seinen Zorn nicht und kann seine Leber nicht überwinden' oder »Ugy is meg-tetzik, mi forrallya máját» 'doch sieht man, was seine Leber zum Kochen bringt'.[1]

Die Verlegung der Gedanken und Empfindungen in die Leber und der vermeintliche Ausgang ihrer Manifestationen von diesem Organ spiegelt sich auch in dem deutschen Ausdruck *frisch* od. *frei* usw. *von der Leber weg reden* und in der entsprechenden dänischen Wendung *tale, snakke* (*frisk, frit, lige, rent*) *fra leveren* »aus der Leber sprechen», 'gerade heraus, frei, ohne Umschweife sprechen; sagen, was man auf dem Herzen hat'.[2] Vgl. auch die folgenden Worte, mit denen die Eltern auf die Bitte eines Freiers und seines Fürsprechers in Finnland (Kuhmoniemi) geantwortet haben: »Was die Tochter selbst tun mag, *auf der eigenen Leber liegt der Sinn* (fi. *mieli*)».[3]

Im Lichte dieser Vorstellungen werden auch die in der altnordischen Dichtung vorkommenden Wörter *lifra* f. 'Schwester' und *lifri* m. 'Bruder' verständlich, die deutlich Ableitungen von *lifr* f. 'Leber' sind. In Egilssons Lexicon poëticum antiquæ linguæ septentrionalis wird hervorgehoben, dass *lifri* 'Bruder' eine ähnliche Ableitung von *lifr* 'Leber' ist wie das gleichfalls in der Dichtung begegnende an. *blóði* 'Bruder' von *blóð* 'Blut'[4]. Kluge-Götze Etym. Wörterb. d. deutsch. Spr.[11] erklärt, dass an. *lifri* 'Bruder' eigentlich »der von derselben Leber Stammende» bedeute. Kranze[5] und Duchesne-Guillemin[6] haben zu diesem Wort

[1] Szarvas-Simonyi Magyar Nyelvtörténeti Szótár II 666.

[2] Vgl. Ordbog over det Danske Sprog, udgivet af Det Danske Sprog- og Literaturselskab, *12* 719.

[3] Samuli Paulaharju Kainuun Mailta 201.

[4] Man vergleiche hiermit fi. *verellinen* (Gan.) 'verwandt', (Renv.) 'consanguineus, ex eodem sanguine, blutsverwandt', *verelliseni* 'cognati mei', und z. B. lat. *consanguineus* 'Verwandter, Bruder', *-ea* 'Schwester'.

[5] Zeitschr. für vergl. Sprachforsch. *56* 305 f.

[6] Les composés de l'Avesta 187.

Digitized by Google

eine völlig entsprechende semantische Parallele aus dem Avesta beigebracht: (Barth.) *huyāγna-* 'das Lager teilend, Lager-, Stubengenosse' ist nach Kranze *ha-yākan-a* 'Bruder', eigtl. 'der von derselben Leber Stammende', eine Bahuvrīhibildung < *ha-* 'con-' + av. *yākan-* 'Leber'. — Angesichts solcher Belege möchte man annehmen, dass auch das ostjaksamojedische (Castr.) *myda* 'jüngerer Bruder' mit dem Worte *myd* 'Leber' zusammenhängt.

Radloff[1] bemerkt: »die Leber ist nach Ansicht der Türkvölker der Sitz der Liebe, des Mitleids.» Im Kirgisischen und Kasantatarischen hat das die Leber bezeichnende Wort *baur* nach ihm tatsächlich auch die Bedeutungen 'die Verwandten, die Geschwister, die Verwandtschaft, die Freundschaft', und auch Munkácsi führt aus dem Kirgisischen *baurum* 'meine Leber' ~ 'mein Teurer, mein Lieber' an.[2] — Auch aus dem Mongolischen kann folgender entsprechender Gebrauch angeführt werden: Ramstedts Kalmückisches Wörterbuch (S. 119) enthält u. a. den Wortartikel *elgn̥* 1) 'die Verwandten'; 2) (selt.) 'Magen, Bauch' = *elkn̥* 'Leber; Magen, Bauch'.

In den finnisch-ugrischen Sprachen lassen sich ebenfalls gewisse recht interessante Fälle nachweisen. Wotj. *muso* 'lieb' und syrj. *musa* id. sind Ableitungen von wotj.-syrj. *mus* 'Leber', wie Munkácsi (a. a. O. 73) bemerkt (vgl. z. B. wotj. *burdo*, syrj. *borda* 'geflügelt' ~ wotj. *burd*, syrj. *bord* 'Flügel', wotj. *duno*, syrj. *dona* 'teuer' ~ wotj. *dun*, syrj. *don* 'Wert, Preis', wotj. *gono*, syrj. *gẹna* 'behaart' ~ wotj. *gon*, syrj. *gẹn* 'Haare (am Körper), Gefieder' usw.) und bedeuten also ursprünglich 'mit einer Leber versehen'. Die entsprechende Karitivbildung *mustöm*, also »ohne Leber», bezeichnet im Syrjänischen (Wied.) den Gegensatz von 'lieb', 'unlieb, unangenehm, unliebenswürdig, unbeliebt; Hass' usw. Ausserdem findet sich im Syrjänischen (Wichm.) *musuk* 'Geliebter, Geliebte', das ein deutliches Deminutivum von *mus* 'Leber', also eigtl. »kleine Leber» ist. Hiermit ist ver-

[1] Versuch eines Wörterbuches der Türk-Dialecte IV 1134.
[2] Keleti Szemle VI 73.

Digitized by Google

glichen worden[1] und lässt sich auch in gewisser Weise vergleichen weps. *maks*, Dem. *maksaj́ńe* 'Freund', das natürlich mit *maks* 'Leber' identisch ist. Syrj. *musuk* und weps. *maks(aj́ńe)* dürften jedoch in dieser Bedeutung Nachahmungen des russischen Sprachgebrauchs, eine Art Lehnübersetzungen aus dem russischen Doppeldeminutivum (Dal') *печóночка* 'милый, милая', also 'lieb, traut, Freund, Freundin' sein. Das nächste Stammwort hiervon ist *печóнка* (*печёнка*) 'kleine Leber', das von *печень* 'Leber' abgeleitet ist und mithin eigentlich »kleines Leberchen» bedeutet.

Vielleicht noch häufiger als die Leber kommen in der Bibel — das ist gewiss den meisten Lesern dieses Buches aufgefallen — die Nieren (oft neben dem Herzen) mit dem sie umgebenden Fett als Zentralorgan der geistigen Lebenstätigkeit des Menschen (und auch des Tieres), als Sitz des Lebens und der Seele sowie gewisser ihrer Funktionen, besonders der Gefühle vor. Diesem Boden sind beispielsweise entsprungen die Worte der Psalmen: »du hast meine Nieren geschaffen, mich in meiner Mutter Leib gewoben»[2] (Ps. 139: 13) und »Ich preise Jahwe, welcher mich berät, Auch in den Nächten mahnt mich mein Gewissen [wörtlich: meine Nieren]»[3] (Ps. 16: 7) sowie der Satz Hiobs (19: 27): »meine Nieren schwanden (vor Sehnsucht) dahin in meinem Innern».[4] Wie auf die Leber kann auch auf die Nieren der den Menschen schwer verletzende Pfeil gerichtet werden. Jeremia klagt: »Gespannt hat er [der Herr] seinen Bogen und mich hingestellt als Ziel für den Pfeil, Gesandt in meine Nieren seines Köchers Söhne»[5] (Klagel. 3: 12—13), und Hiob seufzt: »Er [Gott] stellte mich als Zielscheibe für sich auf; es umschwirren mich seine Pfeile. Erbarmungslos spaltet er meine Nieren, giesst auf die Erde meine Galle.»[6] (Hiob 16: 12—13). Mitunter wird von den Nieren in demselben Sinn wie ein andermal vom Herzen gesprochen; z. B. Jeremia 12: 2 enthält den Satz: »nahe bist du (ihnen) in ihrem Munde, aber fern von ihrem Innern [wörtlich: von

[1] S. z. B. Kettunen Eesti Keel 1934 174—175, 417, 349.
[2]—[6] Kautzsch—Bertholet O. c. II 267, 136, 353, 417, 349.

Digitized by Google

ihren Nieren]»[1], womit Jesaja 29: 13 zu vergleichen ist: »Weil sich dieses Volk mit seinem Munde naht und mit seinen Lippen mich ehrt, sein Herz aber fern von mir hält»[2]. — Oft werden andererseits Herz und Nieren zusammen genannt, z. B. (Sprüche 23: 15—16): »Mein Sohn, wenn dein Herz weise ist, so freuet sich auch mein Herz; und meine Nieren sind froh, wenn deine Lippen reden, was recht ist», oder (Ps. 73: 21): »in bittere Stimmung kam meine Herz, es schnitt in die Nieren».[3] Und das allbekannte Prüfen oder Sehen des Herzens und der Nieren kehrt sowohl im Alten als im Neuen Testament viele Male wieder, wenn es sich um die Ergründung und Enthüllung der tiefsten Geheimnisse des Menschen handelt (s. z. B. Ps. 7: 10; 26: 2; Jer. 11: 20; 17: 10; 20: 12; Offenb. Joh. 2: 23). Schliesslich sei hervorgehoben, dass von dem Opfertier die Nieren mit dem Fett und die Leber oder der Lappen an der Leber abgerissen und auf dem Altar »als Feueropfer» für den Herrn verbrannt werden sollten (vgl. Exod. 29: 13, 22, Levit. 3: 4, 10, 15), obwohl dies, wie man vermutet hat, wenigstens zum Teil darauf beruhte, dass diese Organe wohlschmeckend sind.

Entsprechende Vorstellungen von der Bedeutung der Nieren findet man auch bei gewissen anderen Völkern oder sie spiegeln sich auf die eine oder andere Weise in ihrer Sprache. So ist z. B. die dänische (allerdings wahrscheinlich seltene) Wendung *tale rent ud fra Nyren* (gewöhnl. *fra leveren*, s. o.) 'geradeheraus sprechen, sagen' (eigtl. »aus den Nieren heraus») offenbar auf dieser Grundlage entstanden. Ebenso hat das tschuwaschische (Paas.) *al-val'li* 'Niere' die Bedeutung 'Opferbissen (welche der Gottheit zugeeignet werden)' sicher dadurch erhalten, dass die Nieren, die wichtigsten Organzentren des geopferten Tieres, der Gottheit geweiht waren. Von Interesse ist auch, dass die kalmückischen (Ramst.) Wörter *bōr*^{ö} 'Niere; die Nieren' und *elgən* 'Leber'

[1]—[2] Kautzsch—Bertholet O. c. I 759, 638.
[3] Kautzsch—Bertholet O. c. II 199.

Digitized by Google

in der Verbindung *elgən bõr*^{δ} 'Leber und Nieren' 'die eigenen Leute, die Familie, die Kinder' bezeichnen.

Auch das Finnische bietet in gewissem Sinn wenigstens einen hierher gehörenden Fall. In einigen Dialekten von Satakunta und des Reg.-Bez. Oulu findet man das Wort *luntio* 'Natur, natürlich. Instinkt; Sitte, Gewohnheit; Wunsch; sich wiederholender Zufall, Schicksal; Erfolg, Glück (gutes od. schlechtes); eigentümliches Gefühl, Ahnung, Vorzeichen; Zauber, Zauberkraft, Bezauberung'. Daneben bedeutet *luntio* in gewissen, teilweise anderen Dialekten von Satakunta und Südpohjanmaa 'die Lendengegend', also den Teil des Körpers, in dem die Nieren liegen. Diese unterschiedliche Bedeutung scheint sich jedoch nicht im Finnischen entwickelt zu haben, sondern die beiden Wörter sind getrennt von germanischer Seite her bezogen worden. Das Original von *luntio* 'Lendengegend' wird u. a. vertreten durch norw. dial. *lund* 'Hüfte, Lende', dän. (in der ält. Spr.) *lynd* 'Lende', an. *lund* f. 'das schiere Fleisch unterm Rückgrat bei den Nieren', ahd. *lunda* 'Talg', ags. *lynd* 'Fett, Fettigkeit', *gelyndu* n. pl. 'Lenden', *lund-laga* 'Niere' usw. Fi. *luntio* 'Natur; Sitte; Gewohnheit' usw. andererseits stammt aus der Wortsippe von schwed. dial. *lund* f. 'Sinnesstimmung', aschwed. *lund* f. 'Sinn, Sinnesart, Gemütsbeschaffenheit, Charakter; Art und Weise', norw. *lund* f. 'Art, Sitte', dän. (in der ält. Spr.) *lund* 'Weise', an. *lund* f. 'Charakter, Gemütsart; Art und Weise' usw. (deren Ableitungen schwed. *lynne* 'Charakter; Sinn', dän. *lynd*, norw. *lynde*, *lynne* 'Gemüt', an. *lyndi* 'Charakter, Gemütsart, Gemüt' u. a. sind). Diese germanischen Wörter werden aber von mehreren Forschern als identisch angesehen[1], wobei die Bedeutung 'Lendengegend, Nieren' natürlich die ursprünglichere und die Bedeutung 'Sinn, Art und Weise, Charakter' usw. durch die besprochenen Glaubensvorstellungen hervorgerufen wäre. Etwas ganz Entsprechendes findet man im Englischen, wo das Wort *kidney* 'Niere' auch die

[1] Vgl. z. B. Falk—Torp Norw.-dän. etym. wörterb. 663, Torp Nynorsk etym. ordb. 395, Hellquist Svensk etym. ordb. 428.

Digitized by Google

Bedeutungen 'temperament, nature, constitution, disposition; hence, kind, sort, class, stamp' hat.

Die angeführten gleichartigen Fälle aus dem Kreise verschiedener Sprachen werden also nur in der Beleuchtung der erörterten alten Vorstellungen verständlich, während sie gleichzeitig ihrerseits die letzteren aufhellen und von ihrer weiten Verbreitung und ihrem in ferne Vergangenheit zurückreichenden Ursprung zeugen.

Y. H. Toivonen.

Digitized by Google

Etymologische Beobachtungen.

1. Liv. *kùoź́.*[1]

Liv. *kùoź* (auch *kùoiž*): Part. Sg. *kùoźź̂*: Nom. Pl. *kùoźź̂ᴅ* 'Stelle, Ort; Dienststelle' ist zurzeit noch ohne befriedigende Etymologie. KETTUNEN bemerkt über seinen Ursprung in seinem grossen, inhaltsreichen Livischen wörterbuch (S. 166): »<* *kōsi*;? viell. irgendwie zu *kᵘoᵓᴅ* 'haus' (? **kosi*), wo der stamm mit *ź́* verallgemeinert wurde». Das Fragezeichen, dass Prof. Kettunen vor seine Erklärung gesetzt hat, zeigt, dass er auch die Benutzer des Wörterbuchs auf die Schwierigkeiten aufmerksam machen will, die die Erklärung bietet. Die lautlichen Schwierigkeiten sind bei dieser Zusammenstellung so gross, dass sie dazu auffordern, nach einer anderen Erklärung zu suchen.

Die von Kettunen angesetzte Ausgangsform **kōsi* ist zweifellos richtig. [Auch **konsi* wäre theoretisch als Ausgangsform denkbar, und es könnte vielleicht verlockend sein, anzunehmen, dass von *kontu*, das nach Lönnrots Wörterbuch u. a. 'hemman, jordlägenhet, bondgård', Pl. *konnut* 'ägor' bedeutet, eine Parallelform mit *i*-Stamm **konsi* (< **konti*): **kondẹn* vorgekommen wäre. Im Livischen müsste dann angenommen werden, dass das *s* vom Nominativ aus im ganzen Paradigma verallgemeinert worden wäre. Da in anderen Fällen von *-ns-*: *-nt-* keine solche Verallgemeinerung stattgefunden hat, ist es jedoch schwer, im vorliegenden Fall mit einer solchen zu rechnen. Aus diesem und auch aus anderen Gründen halte ich diese Erklärungsmöglichkeit gar nicht für wahrscheinlich.]

Geht man aber von der Urform **kōsi* aus, so kann man an

[1] Aus typographischen Gründen wird hier die steigende Intonation sowie auch die Stossintonation weiter im Worte unbezeichnet gelassen.

Digitized by Google

eine andere Erklärung denken. So weit die Bedeutungen auch beim ersten Blick zu divergieren scheinen, kann liv. *kùoź* mit est. *koos*, Gen. *koosi* verglichen werden, das nach Wiedemanns Wörterbuch 'Cours, Fahrwasser für Schiffe' bedeutet. Der Lisasõnastik gibt als Bedeutung dieses Wortes 'kurs, siht' an und verzeichnet, dass es auf den Inseln sowie an der Küste von Pärnu- und Läänemaa vorkommt. Wie passen aber die Bedeutungen 'Richtung' und 'Stelle' zusammen? Die Bedeutung 'Richtung' ist natürlich bei diesem Wort, das aus dem Niederdeutschen (urspr. aus lat. *cursus*, von dem mittelbar auch fi. *kurssi* usw. stammt) entlehnt ist, ursprünglicher. An der Küste des Meeres, wo die Liven jahrhundertelang gewohnt haben, ist die Kenntnis der Richtungen und die Vertrautheit mit ihnen immer eine Notwendigkeit gewesen. In einem Satz wie *sǫ̑rmǫ̑ ŭm să̮l kùoźôs̀*, der ursprünglich augenscheinlich bedeutet hat 'Ösel liegt in jener Richtung', kann *kùoź* allmählich die Bedeutung 'Ort' angenommen haben: 'Ösel liegt an jenem Ort, in jener Gegend'. 'Ort, Stelle' ist dann zur eigentlichen Bedeutung des Wortes geworden. Dass die hier angesetzte Bedeutungsentwicklung möglich ist, zeigt z. B. das Wort *taho*, das im Finnischen u. a. die 'Richtung', aber im Wepsischen den 'Ort' bezeichnet. Verhältnismässig nahe liegt die Bedeutung 'Ort' auch in dem vom Lisasõnastik angeführten Beleg *kõik on veel vana koosi peal*, was laut Angabe 'endist viisi' bedeutet.

In dem eben erwähnten Beispiel kann *koos* andererseits leicht auch die Bedeutung 'Art, Weise' erhalten, wie auch aus seiner Übersetzung hervorgeht. Verfolgen wir die Wanderungen dieses ursprünglich lateinischen Wortes weiter, so finden wir es auf ostseefinnischer Seite auch in der Bedeutung 'Art, Weise'. Nach CVETKOVS Wörterverzeichnis aus Joenperä bedeutet wot. *kõsi* auf Russisch 'manera, privyčka, sposob, obraz, obyčaj, nrav'. Cvetkov gibt u. a. folgende Beispiele: *jękaлл⌣inimezeлл⌣ęma kõsi* 'jeder Mensch hat seine eigene Art'; *vęta enellez mokom kõsi, jot kui rihè — nï rissiä ettè* 'nimm dir eine solche Gewohnheit an, dass du, wenn du in die Stube [kommst], ein Kreuz schlägst'.

Auch fi. *kuosi*, das noch nicht in Renvalls Wörterbuch vor-

Digitized by Google

kommt, gehört offenbar zu den nordischen Abkömmlingen des lat. *cursus*[1]. Lönnrot führt als Bedeutungen dieses Wortes an: 'form, mönster, fason, snitt (på kläder); mod'. Dieses Wort ist wahrscheinlich durch Vermittlung des Schwedischen, schw. *kos, kosa*, das aus dem Mittelniederdeutschen entlehnt ist, in unsere Sprache eingedrungen. Lönnrot kennt es auch in der Form *koosi, kousi* 'ordning, riktning' (*sen kukan lehti on samaa koosia kuin humalanki*); *koosi* repräsentiert augenscheinlich eine jüngere Entlehnung als *kuosi*; *kousi* hinwieder beruht auf dem Lautstand gewisser schwedischer Dialekte Finnlands. *koosi* ist aus den heutigen Mundarten zum mindestens in der Gegend von Uusikaupunki bekannt. Amanda Laaksonen hat zu der Redensartenkonkurrenz der Eigentlichfinnischen Landsmannschaft aus Uusikaupunki die Wendung »*Oti omast päästän koossi, sno muinane äm ko äijälles laki ost*» eingesandt. Die Form *kousi* begegnet nach den Sammlungen (I. Tuovinen) der Wörterbuchstiftung z. in Täräntö in Westerbotten: *hollihirret oŋ̯keskelä rīhtä poikki, kaksi hirttä pālekkäi̯n, että ne hollāvat seiniä kou̯sila, ette i̯ ne pullistu.*

Gleicher Herkunft sind im Finnischen ferner *kousa* (Renv. 'directio itineris maritimi'), *kousu* (Renv. id.), *kuosu*, deren Lautgestalt sich aus den schwedischen Originalen erklärt.

2. LivO *e̯và*, livW *ivà* (ält. *üvà*).

Die Bedeutung von livO *e̯và* (Part. Sg. *e̯ŭvâ*), livW *ivà* (ält. *üvà*), livSal. *üva* ist 'Strom, Strömung', und es bezeichnet speziell die im Meere an der Küste entlang auftretenden Strömungen von oft wechselnder Richtung. Derselben Wurzel entspringt offenbar, wie es auch Kettunen für möglich hält, livO *e̯ŭvâ*, Pr. *e̯vùв*, livW *i̯uŭvâ* (ält. *üuŭvâ*), Pr. *ivùв* 'durchsickern, durchrinnen, fliessen', sowie ferner livO *e̯vàl̂ô* 'strömen lassen' und *e̯vàl̂ôks*, livW *ivàl̂ôks, piĭkìz-ivàl̂ôks* 'Regenbogen'.

Vir. 1934 S. 226—227 hat Kettunen für *e̯và* eine Etymologie aufgestellt, die er jedoch später aufgegeben zu haben scheint,

[1] Zu derselben Auffassung ist bezüglich des Ursprungs von fi. *kuosi* auch Dr. Lauri Hakulinen gekommen, mit dem ich das Wort besprechen konnte.

Digitized by Google

da sie in seinem Livischen Wörterbuch nicht wiederzufinden ist. In diesem Werke verbindet er eva mit »est. *uha*, *uhing* wogen, strom (? dazu dial. *uhada* sich eilen), *uhe* das hervorquellen, fi. *uhota* z. b. durchrinnen (fiLn. *uheavanto* 'vindvak')». In lautlicher Hinsicht vergleicht er *ę̆'pkôz* und *pivà*. Unter dem Verb *ę̆'uv̆vô* gibt Kettunen folgenden etymologischen Hinweis: »? Zu fi. *hirua* 'langsam gleiten'; s. auch *ję̆'uv̆vô* und livW *i'uv̆vô*; vgl. jedoch *ęvà*.» Besser als mit den von Kettunen genannten Wörtern lässt sich liv. *ę̆và* mit dem Stammwort *ura-* verbinden, das, wie TUNKELO (Virittäjä 1914 S. 187—195) nachgewiesen hat, in den Wörtern *Uvanto*, *Uvantolainen* und *uve-avanto*[1] (Renvall: *uwet* l. *uuwet* 'apertura glaciei maritimae ex fluxu aquae l. vento orta') vorliegt und mit dem er lpSchw. *uvve*[2] 'flumen placide manans, fluxus' verbunden hat. Die Urbedeutung von *uva* ist wahrscheinlich gerade 'Strom, Strömung' gewesen. Auch lautlich bereitet die Zusammenstellung des livischen Wortes damit keine Schwierigkeiten.

3. Fi. *muona*, *moona*.

Über fi. *muona*, *moona* teilen unsere wichtigsten Wörterbücher folgendes mit:

GANANDER: *Moona -nan* (vel *muona*) proviant, månadskåst / ewäs | *Muona -nan* s. mat, kåst, spisning. Ostrob. sept: & Sav. Lifsförråd, arbetskåst — fere idem quod *Rijsta*. Kyll' nyt on *muonaa*, nog är här nu åtliga varor. Muonan haltia, proviantmästare. Muori sen *muonaxi* panowi — til mat.

RENVALL: *Moona, an* Ns. id. ac *muona* | *Muona, an* Ns. (Sv. månadskost) victus l. res cibariae operariorum, inde alimentum, cibus, G. Nahrungsmittel, Kost.

LÖNNROT: *Moona, moona* ... (dial.) = *muona, muona* ...) | *Muona*, s. kost, föda, näringsmedel, stat i viktualier; månads-

[1] Anders über *uve-avanto* LAURI HAKULINEN Studia Fennica I S. 54 Fussn.

[2] T. I. ITKONEN JSFOu. XXXII, 3 S. 57 und Y. H. TOIVONEN Virittäjä 1928 S. 184—5 verbinden dieses Wort mit fi. *vuo*.

Digitized by Google

kost; sytning; traktamente, förplägning, proviant, provision, ration; *vanhan m.* sytning (elake); *olla muonalla* ha sytning; *eläinten m.* kreatursfoder. | *Muonamies, -miehen* s. cps. spannmålstorpare, stattorpare.

In den verwandten Sprachen hat dieses Wort Entsprechungen im Estnischen und Livischen. Im Estnischen (HUPEL): *moon, a,* Proviant, Deputat, monatliche Portion; Naturallieferung, lf. Station | (WIEDEMANN) *moon,* G. *moona* Deputat, Portion, Naturallieferung (Proviant, Fourage) | *moona-mees* (= *moonakas, moonak, moonaline, kes mõisa moona peal*) der Lebensmittel empfängt, Deputatist, aufs Hofsland angesiedelter Knecht. || Im Livischen (SJÖGREN-WIEDEMANN): *Muon* pl. *muonəd* monatliche Portion, Proviant (zunächst das was ein Frohnarbeiter für die Woche an Proviant bei sich hat); *rek m.* Wegkost | (KETTUNEN) *mùo̯n* (auch *mõna*) proviant; *rie̯k-m.* reisekost; *nädìl mùo̯n vo̯'l i̯ńiz‿āndamâst näńi̯tân ku ne ti'ezâ le̯kštà* proviant (kost) für eine woche musste man denen mitgeben, als sie zur arbeit gingen; *mùo̯nâ kāndist vārzak"o̯ttiš* (Kl.) der proviant wurde in quersäcken getragen.

Das Wort kommt auch im Lettischen (MÜHLENBACH-ENDZELIN) vor: *muõns,* nach U. auch *muona* 'Deputat, Proviant als Lohn': *Duobeles draudzē kalpi saņem savu algu muonā un bez tam dabū arī zemi* | *muõnenieks* 'ein Knecht, der für eine bestimmte Arbeit Deputat, Lohnung in Naturalien erhält'. THOMSEN (Beröringer S. 271) hat, ohne auf die Etymologie des ostseefinnischen Wortes einzugehen, das lettische Wort als ein ostseefinnisches Lehnwort angesprochen, und dieser Auffassung hat sich Endzelin in seinem Wörterbuch angeschlossen.

SETÄLÄ hat in dem unveröffentlicht gebliebenen Teil seiner Yhteissuomalainen Äännehistoria S. 488 auch *muona, moona* behandelt und das befremdende Verhalten angemerkt, dass das Wort in finnischen Dialekten *õ* statt des erwartungsmässigen *uo* aufweist. Er betrachtet die Herkunft des Wortes als unaufgeklärt. OJANSUU hebt (Suomen kielen tutkimuksen työmaalta S. 164) hervor, dass das Wort nicht als eine Entlehnung aus dem Schwedischen angesehen werden könne, wie

Digitized by Google

es RENVALL getan hat, wenn er es mit schwed. *månadskost* vergleicht. Ojansuu erblickt in der finnischen Form *moona*, die nach ihm von Südpohjanmaa und Südwestfinnland bis in die Gegenden von Hämeenlinna und Porvoo vorkommt, eine Entlehnung aus dem Estnischen.

Es ist indes schwer, die so weit verbreitete Form *moona* als ein estnisches Lehnwort zu betrachten. Renvalls beiläufiger Hinweis auf schwed. *månadskost* verdient immer noch Beachtung. Einen ähnlichen Vergleich hat, möglicherweise nach Renvalls Vorgang, auch EDUARD AHRENS gezogen, der zu der neuen Ausgabe (1853) seiner Grammatik der Ehstnischen Sprache Revalschen Dialektes auch ein Etymologisches Wörterbüchlein hinzugefügt hat. In diesem sagt er S. 158: *moon* (F. *muona*) M o n a t skost, S. månadskost.

Es dünkt recht wahrscheinlich, dass das ostseefinnische Wort *muona* aus germanischerseits gebrauchten Zusammensetzungen stammt, als deren erstes Glied das den Monat bezeichnende Wort, *månad*, *Monat* gestanden hat. Es sei bemerkt, dass Ganander als schwedische Bedeutung von *muona* u. a. 'månadskost' gibt und Hupel das Wort mit 'monatliche Portion' übersetzt, wie ferner Sjögren-Wiedemann in ihrem livischen Wörterbuch. Derartige Zusammensetzungen sind auf germanischer Seite früher oft gerade von dem in Naturalien gezahlten Lohn u. dgl. üblich gewesen, der offenbar wenigstens früher monatweise entrichtet oder zugeteilt worden ist. SÖDERWALL Ordbok öfver svenska medeltidsspråket kennt *manadha koster* 'kost för en månad, proviant som beräknas räcka en månad': thz i nw wele ware rede . . . . mz harnisk oc wärie . . . . oc mz manede kost (1469). Das Ordbog over det danske sprog gibt die Wörter *maanedskorn* (foræld.) 'korn som del af (maanedlig) løn': en foget . . . . har kun en maadelig løn (som var 50 Rdr. foruden kostpenge og maanedskorn); *maanedskost* (nu næppe br.) 'levnedsmidler for en maaned (der gives som del af maanedshyre ell. -løn)': Matroserne hente i dag deres Maanedskost; *maanedsmaal* 'kvantum varer ell. levnedsmidler, der gives maanedlig (som del af løn)': Maanedsmaal for Matroser. OTTO KALKAR Ordbog til det aeldre danske sprog kennt u.a. *Månedsfetalje* 'lev-

Digitized by Google

nedsmidler for en måned': thise effterskreffne personer fanger monnetz fetallie aff slottet (1580). Schliesslich sei erwähnt, dass HERMAN VENDELL Ordbok över de östsvenska dialekterna aus dem Dialekt von Pyhtää das Wort *månad-karl: muona-kar* Pl. *-karar* 'statkarl' anführt, das vollkommen dem finnischen *muonamies* entspricht.

Wenn die obige Auffassung vom Ursprung des Wortes *muona* richtig ist, dürfte fi. *muona* nicht vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entlehnt sein, da es im Schwedischen den Übergang $\bar{a} > \bar{\bar{a}}$ voraussetzt (s. AXEL KOCK Svensk ljudhistoria I S. 352; H. J. STRENG Nuoremmat ruotsalaiset lainasanat vanhemmassa suomen kirjakielessä S. 273). Die Lautgestalt von fi. *moona* erklärt sich mühelos, wenn das Wort als eine Entlehnung aus dem Schwedischen betrachtet wird. Im Estnischen und Livischen hat augenscheinlich eine parallellaufende Entlehnung aus dem Niederdeutschen stattgefunden. Auch das lettische Wort kann unmittelbar, ohne livische oder estnische Vermittlung, aus dem Niederdeutschen entlehnt worden sein.

4. Liv. *gùogə̂z*, Sal. *kuaš*.

Von liv. *gùogə̂z*: Pl. *gùogə̂d*, Sal. *kuaš*, *kuāšĺš* 'Gans' vermutet Kettunen in seinem Wörterbuch, dass es vielleicht onomatopoetisch sei, und vergleicht es auch mit lett. *gāgans* 'Gänserich', lettDn. *kāgans*. THOMSEN Beröringer S. 247 führt ebenfalls diese Wörter an, konstatiert aber nur, dass sie nichts mit fi. *hanhi* 'Gans' oder dessen baltischem Original zu tun haben.

Das livische Wort ist offenbar aus dem Niederdeutschen entlehnt: < ndd. *gôs*, *gôs* 'Gans' (LÜBBEN Mndd. Handwörterbuch). LivSal. *kuaš* entspricht direkt dem anzunehmenden niederdeutschen Original, der Form *kuāšĺš* hat sich augenscheinlich das urspr. lettische Suffix *-lis* angehängt. Die kurländisch-livische Form *gùogə̂z* ist etwas schwerer zu deuten. Wahrscheinlich ist sie so entstanden, dass dem Worte sekundär das Suffix *-gə̂z* angefügt worden ist, wie z. B. in den Wörtern *tŭoigə̂z* 'Birkenrinde' (fi. *tuohi*, est. *tohi*; < balt., vgl.

Digitized by Google

lit. *tóšis* id.), *siemgəz* 'Same' (fi. *siemen*, est. *seeme*; < balt., vgl. apr. *semen* id.). Das anlautende stimmhafte *g* kann unmittelbar aus dem Original stammen, in welchem Fall die Entlehnung verhältnismässig jung wäre. *g* kann jedoch auch im Livischen sekundär entstanden sein.

5. Wot. *ürvüllā*.

OJANSUU (Virittäjä 1909 S. 27) und PAASONEN (Beiträge zur finnischugrisch-samojedischen Lautgeschichte S. 6) haben wot. Must. *ürvüllää* 'muurullaan, alakuloisena', Kett. *ürvüllā* 'kyyryssä' mit fi. *yrmeä*, *yrmiä*, *yrmy* 'morosus, iracundus, asper in verbis; mürrisch, störrisch (Renv.)' verbunden und darin einen Beleg für den von ihnen angenommenen Stufenwechsel *m* ~ *v* gesehen. Das wotische Wort ist jedoch von dem finnischen zu trennen. Das Stammwort von wot. *ürvüllā* ist nämlich wotPumm. *ürvü* 'задница, жопа': *nęizin ürvüll^{œ}å* 'стал раком'. Mein Gewährsmann erklärte die Anwendung des Wortes so: *perze bęлли nī ілоza juолла, siz̨juолtī ürvü*. Zu dem wotischen Wort gehört offenbar est. (Wied.) *uŕv*, g. *uŕvi* 'Steiss, Hintere'. Im Estnischen begegnet auch eine Entsprechung von wot. *ürvüllā* : *uŕvil*, *uŕvile*, *uŕvili* 'in tief gebückter Stellung mit dem Hintern nach oben gekehrt (wie beim Jäten)'.

6. WotKreew. *kappalüsch*.

In seiner Arbeit »Über die Nationalität und die Sprache der jetzt ausgestorbenen Kreewinen in Kurland» erwähnt WIEDEMANN aus der Sprache der Kreewinen das Wort *kappalüsch* 'Hut', das er aus KRUSES Ur-Geschichte des Estnischen Volksstammes geschöpft hat. Wiedemann führt das Wort S. 105 unter denen an, die er als wenig zuverlässig betrachtet. Es besteht jedoch augenscheinlich keine Veranlassung, diese Aufzeichnung anzuzweifeln. Das Wort ist entlehnt, und sein Original ist poln. *kapelusz* 'Hut' gewesen. In das Kreewinische ist es offenbar durch Vermittlung des Lettischen gekommen. Heute kommt das Wort nicht mehr im Lettischen vor, aber

Digitized by Google

auf sein früheres Vorhandensein weist hin, dass es noch in den Volksliedern auftritt, allerdings in der etwas verstümmelten Form *kabilauska* 'eine Mütze' (s. MÜHLENBACH-ENDZELIN Wb.; SEHWERS Sprachlich-kulturhistorische Untersuchungen S. 242). Auf Grund der kreewinischen Form darf es als weiter gesichert gelten, dass das Wort auch einmal im Lettischen vorhanden gewesen ist.

7. WotKreew. *külme.*

In seiner vorerwähnten Arbeit hat Wiedemann auch das Wort *külme* 'Insel', das aus der Sammlung von Lutzau entnommen ist. Wiedemann vergleicht es zweifelnd mit lett. *kaļva* 'eine kleine Insel'. Lautlich lassen sich diese Wörter jedoch auf keine Weise vereinigen. *külme* 'Insel' gehört wahrscheinlich zu den in der Sprachwissenechaft ab und zu auftretenden Wörtern, die niemals anderswo als auf dem Papier existiert haben, aber nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade darum den Forschern viel Kopfzerbrechen verursachen können. Beim Niederschreiben der Wörter in der Sammlung von Lutzau hat der Aufzeichner seine Erkundigungen in lettischer Sprache vorgenommen, wie das in dem Register vorkommende Wort *pitke* 'Krieg' zeigt, das, wie schon Wiedemann hervorgehoben hat, auf einer Verwechslung der lettischen Wörter *gaŗš* 'lang' und *kaŗš* 'Krieg' beruht. Auf dieselbe Weise ist offenbar *külme* 'Insel' entstanden. Der Fragende hat das lettische Wort *sala* 'Insel' gebraucht, aber der Gewährsmann hat die Sache so aufgefasst, als ob es sich um *sals* 'Frost' handelte, und hat eine dementsprechende Antwort gegeben.

8. WotKreew. *mukolled.*

Bei Wiedemann findet sich ferner aus dem Werke Kruses das Wort *mukolled* 'Wolke', das ebenfalls zu denen gehört, deren Zuverlässigkeit Wiedemann verdächtigt. Bei diesem Wort sind tatsächlich Bedenken am Platze. Es erhebt sich der Verdacht, dass in dem Wort ein Schreib- oder Druck-

Digitized by Google

fehler steckt. Eine befriedigende Erklärung finden wir vielleicht, wenn wir annehmen, dass anstelle des *u* der ersten Silbe *a* stehen müsste. Dann wäre das Wort aus lett. *mākulis* 'Wolke' entlehnt.

9. Weps. *лӣл, лил.*

SETÄLÄ führt (ÄH S. 425) aus dem Wepsischen ein Wort *лӣл, лил* 'unreif (von Früchten)' : Part. Pl. *лӣl̮d, лил̮d* an. KALIMA, der MSFOu. XLIV S. 157 russ. *лу́лаки* 'unreife beeren' als ein wepsisches Lehnwort deutet, sagt, dass ihm die Etymologie des wepsischen Wortes unklar sei. Das wepsische Wort ist augenscheinlich nur der Adessiv von *лӣ, ли* 'Knochen', fi. *luu* 'ben; sten (i frukter); stenkärna; hårdt skal (Lönnr.)', auf dessen Basis dann eine neue Flexion gebildet worden ist. Für diese Auффassung sprechen die wotKukk. Formen *лӣD* (Pl.) ~ *лӣппv* (Ess. Sg.) : *mantsikkȁd˳vel олlvz˳ лӣD* ~ *лӣппv* 'die Erdbeeren sind noch unreif' und das von mir im Inkerois-Dialekt von Soikkola aufgezeichnete *lūkka* 'unreif (von Beeren)' : *marjad˳on lūGAD.*

LAURI POSTI.

Digitized by Google

Über die steigende und sog. Stossintonation im Livischen.

Einige experimentelle Beiträge.

1. Nach unserer bisherigen Kenntnis haben die verschiedenen Intonationen in den ostseefinnischen Sprachen nur im Livischen eine glottische (über diesen Terminus s. O. JESPERSEN, Linguistica, S. 214—) Funktion (und auch hier nur in einer langen sonoren Silbe). Im Estnischen gibt es jedoch Anfänge zu etwas Ähnlichem, aber bei weitem nicht so entwickelt wie im Livischen. Es ist nämlich beobachtet worden, dass sich der estnische sog. überlange Vokal nicht immer von dem langen Vokal hauptsächlich durch seine Quantität, sondern durch seine Tonhöhe unterscheidet. (ELIN PÕLDRE, Intonatsiooni, kvantiteedi ja dünaamilise rõhu suhteist eesti keeles, Tartu 1937, S. 164, P. ARISTE, Eesti keele hääldamine, Tartu 1939, S. 88.)

Über die im Livischen vorkommenden verschiedenen Intonationstypen hat L. POSTI in zwei finnisch geschriebenen Artikeln in der Zeitschrift Virittäjä 1936 (»Liivin kielen intonaatioista») und 1937 (»Lisää liivin intonaatioista») berichtet. Seine Beschreibung basiert teils auf Hörbeobachtung und einigen kymographischen in Riga gemachten Aufnahmen, teils auf dem experimentalphonetischen Material, das wir im Januar 1937 zusammen im Finnischen Institut an der Pädagogischen Hochschule in Jyväskylä gesammelt haben. Damals lag aber dieses Material noch beinahe vollständig unbearbeitet vor. Im folgenden ist es nun unsere Absicht, das Wichtigste aus unserem neuen Material vorzulegen.

2. Mit freundlicher Unterstützung von Seiten der Finnisch-ugrischen Gesellschaft hatten wir Gelegenheit, einen geborenen Liven nach Jyväskylä einzuladen und dort mit ihm vom

Digitized by Google

12. I.—19. I. 1937 eine beträchtliche Menge Oszillogramme von seiner Rede anzufertigen. Die Versuchswörter oder Wortgefüge, die wir oszillographisch registriert haben, sind zum grossen Teil von L. POSTI vorgeschlagen worden, teils sind sie dieselben, die er in seinen obengenannten Artikeln als Beispiele angeführt hat. Die Kurven hat A. PENTTILÄ berechnet und gezeichnet.

3. Unsere Versuchsperson war der livische Fischer PETER FOLMAN. Er ist 1877 in Sīkrags (Kurland, Lettland) geboren, stammt also aus dem Gebiete des Ostlivischen und wohnt fortgesetzt in seinem Heimatdorfe. Er hat in seiner Kindheit zuerst die livische Sprache erlernt (dies ist heutzutage schon verhältnismässig selten), und Livisch hat er gesprochen, soviel es in einem Dorfe, in dem auch viel Letten leben, möglich gewesen ist. Die lettische Sprache beherrscht er ebenso gut wie seine Muttersprache, er kann auch Russisch und Estnisch, die beiden letztgenannten Sprachen allerdings nur schlecht. Nach unserer Auffassung war P. Folman eine ausgezeichnete Versuchsperson, mit dem Livischen völlig vertraut, intelligent, in der Versuchssituation sich ganz natürlich ohne Nervosität benehmend.

Obgleich sich unsere Untersuchung auf die Aussprache einer einzigen Person gründet, haben wir allen Anlass zu glauben, dass das hier gewonnene Intonationsbild für das Livische typisch ist.

4. Das Photographieren der Versuchswörter und -phrasen ist — wie erwähnt — in Jyväskylä im Institut für finnische Sprache an der Pädagogischen Hochschule mit Hilfe eines Kathodenstrahloszillographen erfolgt. Von den technischen Einzelheiten sei hier nur erwähnt, dass als Mikrophon ein Kondensatormikrophon angewendet wurde. Über den Kathodenstrahloszillographen s. näher z. B. FERDINAND TRENDELENBURG, Einführung in die Akustik, Berlin 1939, S. 234 ff.

5. Die Versuchswörter wurden in einer kleinen camera silenta ausgesprochen. Zusammen mit der Versuchsperson P. F. befand sich darin L. Posti, der P. F. auf Lettisch fragte, wie man das und das auf Livisch sage. Die Antwort P. F.s wurde oszillographisch registriert. Da die registrierten Äusserungen

Digitized by Google

P. F.s immer Übersetzungen waren und sinnvolle Antworten auf eine ganz ruhige, sachliche Frage darstellten, war zu erwarten, dass die Erwiderungen nicht lebhafter oder gefühlshaltiger Art waren. Die Wegeliminierung der Rolle des Gefühls entsprach auch unserer diesmaligen Absicht. Wie die Intonationen in einer lebhaften, gefühlsbetonten, Fragen enthaltenden usw. Rede sich gestalten, hoffen wir später erforschen zu können. Die Versuchswörter und Wortgefüge wurden bei den Aufnahmen also stets im Tonfall ruhiger Behauptung ausgesprochen.

Es sei noch erwähnt, dass es nicht im Rahmen der hier vorgelegten Untersuchung liegt, den starken Einfluss zu untersuchen, den der Satzzusammenhang auf den Intonationsverlauf ausübt. Auch darauf hoffen wir später zurückkommen zu können. Hier wird nur beispielsweise darauf hingewiesen, wie anders die Verhältnisse in einem Satze liegen können.

6. Unsere Tonalitätskurven sind ursprünglich auf Grund der Oszillogramme auf Millimeterpapier folgendermassen eingezeichnet.

Die Strecke auf dem Film, die unter 0.1 Sek. belichtet wurde (je nach der Schnelligkeit des Films 7—13 cm; wenn der Film nicht gleichmässig lief, wurde eine kürzere Strecke gebraucht), wurde genau gemessen und die Messzahl durch die Länge einer einzelnen Schwingung dividiert. Wenn man die Quote mit 10 multipliziert, ergibt sich die Schwingungszahl (Schwingungen/Sek.), also die Höhe des Lautes auf dem betreffenden Punkte. Diese Höhe ist mit einem Punkte auf dem Millimeterpapier in ein Koordinatensystem eingetragen, wo als Ordinate die Höhe des Lautes (1 Schwingung = 1 mm) und als Abszisse die Zeit (0.02 Sek. = 10 mm) gewählt ist.[1] Die Tonhöhe wurde 50 mal im Laufe einer Sekunde gemessen. Die so gewonnenen Punkte wurden dann vereinigt zu einer zusammenhängenden Linie, die den Tonverlauf einigermassen abbildet.

Das Messen kann natürlich nicht ganz fehlerfrei ausgeführt

[1] Die weiter unten abgedruckten Kurven sind im Massstabe 1 : 4 veröffentlicht.

Digitized by Google

werden, aber die entstandenen Fehler sind doch so unerheblich, dass wir ihnen keine besonders grosse Bedeutung beimessen können. In vielen Fällen haben wir dasselbe Wort oder Wortgefüge zwei- oder dreimal registriert, und das gewonnene Bild ist ausnahmslos in jedem Falle dasselbe (s. z. B. *pĭlə̂ʙ rǭgə̂ᴅ*, *rùogə̂ᴅ*).

7. Der Stimmumfang in den Versuchswörtern beträgt bei unserer Versuchsperson etwa zwei Oktaven. Der niedrigste von uns registrierte Ton hat 71 Schw/Sek (in der Musik D 72,6 Schw/Sek), der höchste 310 Schw/Sek (e^1 hat 325,9 Schw/Sek). In einem einzelnen Worte macht die Stimme keine so grossen Sprünge, in *pŭoi* haben wir einmal einen Sprung von 286 Schw/Sek zu 92 Schw/Sek notiert (etwa von d^1 zu G).

8. Unser Material legen wir in zwei Hauptgruppen vor, zuerst die einzeln ausgesprochenen Wörter, dann die Wortgefüge mit zwei oder drei Wörter.

9. *Die einzeln ausgesprochenen Wörter.*

Als Versuchswörter gebrauchten wir u. a. folgende Einzelwörter:

I: *kǭmal* 'Höhlung der zusammengelegten Handflächen', *lēᴅ'* 'Kugel', *mǭ* 'Erde', *pā̀kə̂ks* 'mit dem Kopfe', *rǭgə̂ᴅ* 'Reisig', *sīńə̂* 'hier, dort', *tùoĭžnapā̆va* 'Dienstag';

II: *jùodə̂* 'trinken', *rùogə̂ᴅ* 'die Schilfrohre', *tᵘoìzə̂n* 'des anderen', *perìmìez* 'Wirt', *tùoĭžnapā̆va* 'Dienstag';

III: *mă̆gᵊdə̂ᴅ* 'süsse', *rǫ̆̄ĭŭ̆l* 'Geldfeuer';

IV: *ē̆də̂ɢ* 'Abend', *kǫ̆̄ĭə̂* 'verlieren', *lĕ̆ᴅ'* 'Blatt', *pĭ̆lə̂ʙ* 'steht', *rǫ̆̄* 'Geld', *rǫ̆̄gə̂ᴅ* 'Stränge', *rǫ̆̄ĭŭ̆l* 'Geldfeuer', *tă̆gĭž* 'zurück', *vĭ̆mə̂* 'Regen (part. sing.)';

V: *jŭ̆odə̂* 'leiten', *nĭ̆emə̂* 'Kuh', *ǫ̆̄i* 'Ofen', *răi* 'Stuhl'.

In der Gruppe I haben wir einige Wörter, die in der ersten (oder einzigen) Silbe einen langen Vokal enthalten. Wie aus den Kurven zu ersehen ist, ist der Tonverlauf in der ersten Silbe steigend-fallend, der steigende Teil aber im allgemeinen deutlich länger als der fallende. Wenn das Wort zweisilbig ist, setzt sich das Fallen der Tonhöhe in der zweiten Silbe

Digitized by Google

fort. Der Intonationsgipfel liegt also in dem zweiten Teil der ersten Silbe. Betrachten wir die Beispiele:

In *kǭmal* läuft die Tonhöhe durch die folgenden Punkte: (*ǭ* beginnt :) 169 Schw/Sek — (nach 0.18 Sek.) 225 — (vor *m*) 225 — (*m* beginnt mit) 220 — (das Wort endet mit) 134 Schw/Sek. In der ersten Silbe ist der Tonverlauf also allmählich steigend. (Abb. 1.)

In *lēv* sind die entsprechenden Zahlen 108 (Beginn des *l*) — (*ē* beginnt:) 187 — (nach 0.12 Sek.) 236 — (nach 0.20 Sek.) 236 — (der fallende Teil, 0.12 Sek., beendet mit) 161 Schw/Sek. Der Tonverlauf ist also im grössten Teil des Wortes steigend. (Abb. 2.)

In *mǭ* 1: 110—149—73, in *mǭ* 2: 108—143—71. Hier ist die Kurve allmählich steigend-sinkend. Der sinkende Teil ist ein wenig länger, aber zu beachten ist, dass die Kurve verhältnismässig flach ist. (Abb. 3.)

In *pā̀kə̀ks* : 187 — (nach 0.16 Sek.) 256 (nach 0.18 Sek. noch) 256 — (während 0.04 Sek. Sinken, vor *k*) 229 — (*ə̂* in der 2. Silbe:) 141—125. Der Tonverlauf ist in der 1. Silbe steigend-fallend mit einem deutlich dominierenden steigenden Teil. (Abb. 4.)

In *rǭgə̂ᴅ* 1: 116 — (Beginn des *ǭ* :) 217 — (dann nach 0.18 Sek.) 270 — (während 0.10 Sek. Sinken bis) 190 (in *g*), die 2. Silbe liegt beträchtlich niedriger und endet mit 120 (vor ᴅ) Schw/Sek. Der Tonverlauf in der 1. Silbe ist wieder steigendfallend, aber der steigende Teil ist dominierend. (Abb. 5.) Ebenso in *rǭgə̂ᴅ* 2: 118 — (Beginn des *ǭ* :) 184 — (nach 0.24 Sek.) 249 — (vor *g*) ca. 180 — (*ə̂* :) 150—125. (Abb. 5.)

In *sīńə̂* 1: (*ī* beginnt:) 210 — (nach 0.14 u. 0.16 Sek.) 261 — (*ń* beginnt :) 230 — (*ə̂* :) 134—97. In der 1. Silbe dauert das Steigen 0.16 Sek., das Sinken 0.04—0.05 Sek., also eine bedeutend kürzere Zeit. (Abb. 6.)

In *sīńə̂* 2 sind die entsprechenden Zahlen: 220—265—216 —132—96, aber hier ist der fallende Teil etwas länger als im vorigen *sīńə̂*. (Abb. 6.)

Das letzte Wort *tùoǐžnapāva* ist ein zusammengesetztes Wort, also den Wortgefügen nahestehend, die im folgenden Paragraphen behandelt werden. Wir betrachten, wie der Ton-

Digitized by Google

verlauf in *pāva* 'der Tag' sich gestaltet. Das Bild ist hier ganz verschieden, der Tonverlauf ist nämlich in den beiden registrierten Fällen fallend. Nach *p* beginnt das *ä* mit 215 Schw/Sek, nach 0.20 Sek. ist die Tonhöhe 127 Schw/Sek (*v* beginnt), und das Wort endet mit 84 Schw/Sek. Einzeln ausgesprochen ist der Tonverlauf in *pāva* wie in *kǭmal*, aber in diesem zusammengesetzten Wort ist es behandelt wie eine Schlusssilbe. Die Intonation in *pāva* hier ist ein gutes Beispiel dafür, wie anders die Intonationen sich in einem längeren Zusammenhang gestalten können. (Abb. 7.)

In der behandelten zweiten Gruppe ist in den einzeln ausgesprochenen Wörtern die Intonation steigend-fallend, der steigende Teil jedoch im allgemeinen sehr deutlich dominierend.

Die *zweite Gruppe* enthält Wörter, die in der 1. Silbe einen Diphthong oder Triphthong haben.

In *jùodə̂* 1: 115—193 (*ù* beginnt) — (nach 0.12 Sek.) 245 — (dann sinkt die Tonhöhe unter 0.02 Sek. bis) 240 — (nach 0.06 Sek. während *o* noch) 240 — (vor *d* sinkt die Tonhöhe schroff, in *d*) 170 — (*ə̂* :) 122—94 (Schluss des Wortes). Der Tonverlauf ist steigend-fallend mit einem dominierenden steigenden Teil. (Abb. 8.)

In *jùodə̂* 2: 127—221 (*u*) — 273 (nach 0.16 Sek.) — (dann während 0.06 Sek. Sinken bis) 220 (in *d*) — (*ə̂* :) 124—92. Die Verhältnisse sind dieselben wie in *jùodə̂* 1. (Abb. 8.)

In *rùogə̂ᴅ* 1: 125—168 (*ù* beginnt) — (nach 0.18 Sek.) 259 — (dann während 0.06 Sek. ein kleines Sinken bis) 246 (vor *g*) — (*ə̂* :) 159—125. Der Tonverlauf steigend-fallend, der fallende Teil ganz anspruchslos. (Abb. 9.)

In *rùogə̂ᴅ* 2 sind die entsprechenden Zahlen: 140—189 — (nach 0.14 Sek.) 276 — (während 0.08 Sek. Stillstand und kleines Sinken bis) 271 (vor *g*) — 169—152. Das Bild ist dasselbe wie in *rùogə̂ᴅ* 1. (Abb. 9.)

In *tᵘoìzə̂n* : 200 — (im allgemeinen allmählich steigend, nach 0.24 Sek. in *i*) 276 — (während 0.08 Sek. Sinken bis) 151 (in *z*) — (*ə̂* :) 157—99. Der Tonverlauf wie vorstehend steigend-fallend, der fallende Teil kurz. (Abb. 10.)

Digitized by Google

In *tùoĭžnapāva* 1, dessen Schlussteil wir oben schon betrachteten, haben wir den bekannten regelmässigen Tonverlauf in der 1. Silbe: 187 — (nach 0.12 Sek.) 258 — (während 0.4 Sek. Sinken, Schluss des *i* :) ca. 210, also steigend-fallend, der fallende Teil kurz. Weil das Wort viersilbig ist, ist die Tonhöhe in der 2. Silbe nicht so niedrig wie in zweisilbigen Wörtern, sondern liegt verhältnismässig hoch (in *n* sogar ein Gipfel mit 250, in *a* mit 234 Schw/Sek). (Abb. 7.)

In *tùoĭžnapāva* 2 sind die entsprechenden Zahlen: 189 — (nach 0.12 Sek.) 281 — (Schluss des *i* :) ca. 200 — (in *n* :) 237 — (in *a* :) 218. (Abb. 7.)

Das Versuchswort *perìmìez* 'Wirt' ist wieder ein zusammengesetztes Wort, und der Schlussteil *mìez* 'Mann' weist einen durchaus fallenden Tonverlauf auf, wie *pāva* in *tùoĭžnapāva*. Dies ist klar zu sehen in den beiden Aufnahmen, die wir gemacht haben. (Abb. 11.)

Die *dritte Gruppe* enthält leider nur ein unzusammengesetztes Wort, *măg^{ə}dəD*, das in der ersten (langen und stimmhaften) Silbe einen kurzen Vokal hat.

In *măg^{ə}dəD* (Abb. 12) beginnt das *m* mit 140, das *a* mit 191 Schw/Sek, nach 0.12 Sek. ist der Gipfel 268 Schw/Sek erreicht; dann folgt unter 0.04 Sek. ein schroffes Sinken bis 190 (in *g*), und die danach zu registrierenden Tonhöhen liegen sehr tief (ca. 130—110). Der Tonverlauf hat also einen deutlichen Wendepunkt in der ersten Silbe, und das Sinken der Tonhöhe geschieht schnell. Verglichen mit den in der ersten oder zweiten Gruppe genannten Versuchswörtern, weist *măg^{ə}dəD* einen neuartigen Tonverlauf auf. Besonders gross ist der Unterschied, wenn wir den Tonverlauf in *măg^{ə}dəD* und den Tonverlauf in solchen kurzvokalischen Wörtern wie *kaìùks* oder *vaìkà* gegeneinanderhalten, die allerdings eigentlich nicht ganz vergleichbar sind, weil ihre erste Silbe anders gebaut, nicht lang ist. Einige Zahlen seien jedoch angeführt:

In *vaìkà* 1 (Abb. 13) 'Korb, Geschirr' haben wir den Gipfel der Tonhöhe der ersten Silbe 235 Schw/Sek ganz vor *k*, aber in der zweiten Silbe liegt die Tonhöhe sogleich nach dem *k* etwas höher (241 Schw/Sek), in *vaìkà* 2 (Abb. 14) erreichen

Digitized by Google

die beiden Silben 233 Schw Sek. also auch die zweite. Auch wenn die zweite Silbe nicht gerade einen höheren Gipfel hat, bedeutet die Silbengrenze also doch keine schroffe Wendung im Tonverlauf, da die Höhe der zweiten Silbe im Anfang der Silbe noch nahe dem Gipfel der ersten Silbe liegt. So sind die entsprechenden Zahlen in *kaùks* (Abb. 15) 238 und 234 Schw Sek.

In *rǫ̑ùl* interessiert uns der letzte Teil *tul* 'Feuer', aber das Wort ist zusammengesetzt, und daher ist die Intonation von Anfang an sinkend (in *rǫ̑ùl* 1: von 190 bis 98, in *rǫ̑ùl* 2: von 181 bis 92). (Abb. 16.)

Die *vierte Gruppe* umfasst langvokalische Wörter, die, verglichen mit den Wörtern der zweiten Gruppe, bedeutende Verschiedenheiten in der Intonation aufweisen.

In *ę̑dɔG* 1 haben wir den durch folgende Punkte markierten Tonverlauf: 177—278—160 (vor *d*) —(ɔ̑:) 122—99; der steigende Teil dauert 0.10 Sek., der fallende etwas länger (0.14 Sek.). (Abb. 17.)

In *ę̑dɔG* 2 sind die entsprechenden Zahlen: 192—286 — ca. 140, zweite Silbe: 140—107 (vor *G*); der steigende Teil dauert 0.12 Sek., der fallende 0.11 Sek., die beiden Teile sind also beinahe gleich lang. (Abb. 17.)

In *kǫ̑t*ɔ: 207—245—142 (vor *t*) — (ɔ̑:) 124—105; der steigende Teil in *o* 0.06 Sek., dann folgt der Gipfel (0.04 Sek.), der fallende Teil 0.10 Sek. (Abb. 18.)

In *lę̑D*: 114—175 (*ę* beginnt) — (nach 0.07 Sek.) 250 — (Stillstand 0.04 Sek., dann beginnt das Sinken bis) 116 (vor *D*). Der fallende Teil dauert 0.18 Sek. und ist also deutlich länger als der steigende Teil. (Abb. 19.)

In *pi̯i̯ɔB* 1: 220—277 — (vor *l*:) 188, die 2. Silbe: 188 — (vor *B*:) 120; steigende Teil in *i* dauert 0.10 Sek., der fallende ebenso 0.10 Sek. (Abb. 20.)

In *pi̯i̯ɔB* 2: 217—269 — (vor *l*:) 169, die 2. Silbe: 169 — (vor *B*:) 127; der steigende Teil des *i* 0.10 Sek., der fallende 0.12, also ein wenig länger als der steigende Teil. (Abb. 20.)

In *rǫ̑* 1: 91—233—80 Schw Sek; der steigende Teil in *ǫ̑* 0.12 Sek., dann 0.02 Sek. dieselbe Tonhöhe, dann der fallende

Digitized by Google

Teil 0.20 Sek., der also beträchtlich länger als der steigende Teil ist. (Abb. 21.)

In *rǫ̆̄* 2: 116—229—96; der steigende Teil dauert 0.12 Sek., der fallende 0.22 Sek. (Abb. 21.)

In *rǫ̆̄gə̂d* : 118—259 — (vor *g* :) 145 — (vor *d* :) 105; der fallende Teil dauert in *ǭ* ca. 0.16 Sek., der steigende ca. 0.08 Sek. (Abb. 22.)

In *rǫ̆̄l̆ŭl* 1: 124 — (*ǭ* beginnt:) ca. 200 — (nach 0.06 Sek.) 248 (dieser Gipfel dauert 0.08 Sek.) — (dann nach 0.06 Sek. vor *t* :) 197; in der 2. Silbe nur Sinken: 190—98. Der steigende und der fallende Teil sind gleich lang. (Abb. 16.)

In *rǫ̆̄l̆ŭl* 2: 134 — (*ǭ* beginnt:) 205 — (nach 0.10 Sek.) 254 — (dann während 0.1 Sek. Sinken, vor *t* messbar) 223; in der 2. Silbe: 181—92. Beide Teile also wieder gleich lang. (Abb. 16.)

In *tăgiž* : 200 — (nach 0.08 Sek.) 238 — (dann während 0.14 Sek. Sinken bis) 159 (in *g*) — (*i* :) 132—125. (Abb. 23.)

In *vĭmə̂* die erste Silbe 114—268—ca. 130, die zweite Silbe ca. 130—97; der fallende Teil wieder dominierend. (Abb. 24.)

In dieser Gruppe ist der fallende Teil in der ersten Silbe überhaupt deutlich länger als der steigende. Wenn das Wort zweisilbig ist, setzt sich das Senken kräftig in der zweiten Silbe fort, und der fallende Teil wird dadurch in der Wortgestalt noch dominierender. Zu beachten ist auch, dass der Tonverlauf überhaupt lebhaft ist, zuerst kräftig steigend, dann sehr schnell fallend.

In der *fünften Gruppe* haben wir Wörter, die in der 1. Silbe einen Diphthong oder Triphthong enthalten. Wenn man die gewonnenen Kurven mit denjenigen aus der Gruppe III vergleicht, bekommt man ein anschauliches Bild von den Intonationsunterschieden. Der Tonverlauf ist prinzipiell derselbe wie in der vierten Gruppe.

In *j̆ŭodə̂* 1: 117—250 — (vor *d* :) 131 — (*ə̂* :) 102—92; steigende Teil nach *j* beträgt 0.04 Sek., der fallende bis *d* 0.16 Sek. (Abb. 25.)

Digitized by Google

In *j̆uodə̂* 2: 117—239 — (vor *d*:) 135 — (*ə̂*:) 113—95, steigende Teil ca. 0.05 Sek., der fallende 0.14 Sek. (Abb. 25.)

In *n̆iemə̂* 1: 148—272—126 (bis *m*) — 96 (Auslaut des Wortes); der steigende Teil 0.12 Sek., dann 0.02 Sek. auf derselben Tonhöhe, der fallende Teil 0.14 Sek. (bis *m*). Der Wendepunkt liegt in *i*. (Abb. 26.)

In *n̆iemə̂* 2: 169—258—143 (bis *m*) — 104 (Auslaut des Wortes); der steigende Teil der ersten Silbe 0.08 Sek., dann 0.02 auf derselben Tonhöhe, der fallende Teil 0.12 Sek. (Abb. 26.)

In *ŏ̯i* 1: 108—244—101, der fallende Teil ist viel länger als der steigende, und der Wendepunkt liegt in *o̯*. (Abb. 27.)

In *ŏ̯i* 2: 122—242—84; der steigende Teil dauert 0.16 Sek., dann 0.02 Sek. auf derselben Tonhöhe, der fallende Teil 0.32 Sek. (Abb. 27.)

In *răi* 1: 106—212—82 (und danach eine kleine Erhöhung zu 95); in *răi* 2: 130—232—90 (und wieder eine kleine Erhöhung zu 91); in *răi* 3: 98—217—83. In allen Fällen ist der fallende Teil stark überwiegend. (Abb. 28.)

Zusammenfassend ist zu sagen, dass der Tonverlauf zwar steigend-fallend ist, aber der f a l l e n d e T e i l i s t d e u t l i c h d o m i n i e r e n d.

10. *Zwei- oder dreigliedrige kurze Wortgefüge.*

Da der Umstand, dass das Wort in einem Wortgefüge steht, eine gewisse Wirkung auf den Tonverlauf ausüben kann, betrachten wir diese Fälle besonders. Die Versuchsserie enthält u. a. die folgenden zwei- oder dreigliedrigen kurzen Wortgefüge:

I: [*kaǩš*] *kaǹlə̂* 'zwei Inseln',
[*kaǩš*] *kᵘoǹnə̂* 'zwei Frösche',
[*äp t̆uoid*] *vaǹnə̂* 'man darf nicht fluchen';
II: [*ta*] *jẹ̄ŋgaʙ* 'er atmet',
[*kaǩš*] *vẹ̄rǹa* 'zwei Netze',
[*t̆ul*] *tānə̂* 'komm hierher',
[*ta*] *kīǹiz* [*m̆innən*] 'er sagte mir',
[*ne*] *ūrgistə̂* [*t̆ŭbži*] 'sie fliehen in die Häuser',

Digitized by Google

jālga [*lĭᵇpštiz*] 'der Fuss glitt',
pǭmi [*pùoĭ*] 'die linke Seite';
III: [*kaĭkš*] *laìjjâ* 'zwei Boote',
[*kaĭkš*] *vǭìjjâ* 'zwei Netznadeln',
[*tămmân äb ùo*] *joùdâ* 'er hat nicht Kraft',
[*äp tŭl*] *mìelâ* 'es fällt nicht ein',
[*kaĭkš vănnâ*] *mìestâ* 'zwei alte Männer',
[*pǭmi*] *pùoĭ* 'die linke Seite'.
[*ne*] *sìebâD* [*tŭᵇpši*] 'sie essen in den Zimmern',
IV: [*ta*] *năgrâB* 'er lacht',
[*kaĭkš*] *kăllâ* 'zwei Fische'
[*ta kīìliz*] *mĭnnân* 'er sagte mir',
[*jālga*] *lĭᵇpštiz* 'der Fuss glitt',
[*ne ūrgistâ*] *tŭbži* 'sie flohen in die Häuser',
[*ne sìebâD*] *tŭᵇpši* 'sie essen in den Zimmern',
[*äp*] *tŭl* [*mìelâ*] 'es fällt nicht ein',
vĕⁱž ŭm tŭlli 'das Wasser ist heiss'.
[*jumal*] *ăᵇpkâks* 'mit Gottes Hilfe',
[*kaĭkš*] *vănnâ* [*mìestâ*] 'zwei alte Männer',
tŭl [*tānâ*] 'komm hierher',
tămmân [*äb ùo joùdâ*] 'er hat nicht Kraft',
V: [*tämà*] *tǭb* [*lĭᵍktâ*] 'er will weichen',
[*tämà*] *pĭlâB* [*aĭgàs*] 'er od. sie steht am Ufer',
VI: [*tămmân äb ùo*] *jŏuđi* 'er hat kein Mehl',
[*minà ŭm*] *kᵘŏnnâ* 'ich bin zu Hause',
[*kaĭkš*] *lăijjâ* 'zwei magere',
[*ta leĭkš*] *mĭelâ* 'sie verheiratete sich',
[*kaĭkš*] *vǭijjâ* 'zwei Teiche',
[*tämà leĭkš*] *ăigâ* 'er ging ans Ufer',
[*äp*] *tŭoiđ* [*vanànâ*] 'man darf nicht fluchen'.

In der *ersten Gruppe* haben wir Wörter, die in der ersten langen und stimmhaften Silbe einen kurzen Vokal haben und in denen — einzeln ausgesprochen — wir die sog. steigende Intonation wahrnehmen können. Es ist zu erwarten, dass die steigende Intonation nicht mehr so prägnant ist, wenn das Wort in einem Wortgefüge als zweites Glied steht und wenn die Schlussstellung ihre senkende Wirkung ausübt.

Digitized by Google

In [*kaǩš*] *kaǹlə̂* bemerken wir zuerst eine kleine Senkung der Tonhöhe, dann ein allmähliches Steigen, das sich in *l* noch fortsetzt, um dann gegen Ende des Wortes (während des Endteils von *l* und *ə̂*) zu sinken. Die diesen Tonverlauf markierenden Zahlen sind 207 — (nach 0.02 Sek.) 198 — (Anfang des *l*:) 214—218 (der Gipfel) — (*ə̂*:) 149—103. Das Sinken der Tonhöhe ist allmählich, was z. B. daraus zu ersehen ist, dass sie noch nach 0.30 Sek. ungefähr gleich hoch liegt wie im Anfang des Wortes (208 und 207 Schw/Sek; die ganze Verbindung *a* + *l* dauert 0.36 Sek.). In der ersten Silbe ist die Intonation beinahe durchaus steigend, aber wenn man *kaǹlə̂* mit den in § 9, Gruppe I und II vorgeführten Beispielen vergleicht, muss man konstatieren, dass das Steigen sehr klein ist. (Abb. 29.)

In [*kaǩš*] *kᵘoǹnə̂* beginnt das Wort *kᵘoǹnə̂* in der Höhe von 212 Schw/Sek, die Tonhöhe steigt dann in 0.04 Sek. bis 239 und beginnt dann ganz allmählich zu fallen (noch nach 0.28 Sek. 212 Schw/Sek). Während *n* und *ə̂* sinkt der Ton bis 99 Schw/Sek. Die Kurve ist steigend-fallend, der fallende Teil viel länger als der steigende, aber das Sinken ist sehr langsam. (Abb. 30.)

In [*äp tŭoiď*] *vaǹnə̂* interessiert uns das letzte Wort *vaǹnə̂*. Der Tonverlauf ist in der ersten Silbe allmählich steigend, von 200 Schw/Sek. zu 238 (vor *n*); mit *n* beginnt das Sinken bis zu 97 Schw/Sek. (Schluss des Wortes). (Abb. 31.)

In den fraglichen Fällen ist die steigende Intonation (in Schlussstellung) also nicht mehr sehr prägnant.

In der *zweiten Gruppe* haben wie einige langvokalische Wörter, die, einzeln ausgesprochen, einen steigenden Tonverlauf — wie die vorigen — aufweisen.

In [*ta*] *jē̯ŋgaв* läuft die Kurve durch die folgenden Tonstufen: *j* beginnt mit 218, *ē̯* mit 216 Schw/Sek, kurz vor *ŋ*: 224 — *ŋ*: 215, *g* beginnt mit 145 Schw/Sek. Bis zum *ŋ* ist die Kurve sehr eben mit einem nur verhältnismässig unbedeutenden Steigen im Schlussteil des *ē̯*. Verglichen mit den entsprechenden Fällen in § 9 ist die Kurve bedeutend flacher und das Steigen der Tonhöhe viel kleiner, was augenschein-

Digitized by Google

lich darauf beruht, dass die normale Stimmlage schon während der Aussprache des ersten Wortes erreicht ist. (Abb. 32.)

Ungefähr dasselbe können wir sagen von [*kaǩš*] *vę̄rŀa*, wo der Tonverlauf jedoch ein etwas grösseres Steigen aufweist. Bis zum *r* ist die Kurve allmählich steigend oder eben (*v* beginnt mit 211 Schw/Sek, dann 258 (in *r*), um danach zu sinken zu beginnen (233 vor *t*, *a* : 145—87). (Abb. 33.)

Von *tānə̂* in [*tŭl*] *tānə̂* haben wir zwei Aufnahmen. In der ersten beginnt *ā* mit 241, steigt ein wenig bis 254, sinkt dann zu 242 Schw/Sek und vor *n* (das mit 217 beginnt) noch einigermassen; in der anderen verläuft die Tonhöhe sehr eben: 241—242 — (*n* beginnt:) 236. (Abb. 34.)

In [*ta*] *kīŀiz* [*mĭnnən*] (Abb. 35) und in [*ne*] *ūrgistə̂* [*tubži*) (Abb. 36) sind die Wörter *kīŀiz* und *ūrgistə̂* in einer Zwischenstellung, aber das voranstehende Wort ist so kurz (kürzer als in *ta jẹ̄ŋgaв*, wo *a* 0.14 Sek. beträgt, in *ta kīŀiz* dagegen nur 0.08 Sek.; *ne* ist lang, aber es beginnt sehr weit unten), dass die Zwischenstellung nicht sozusagen vollständig ist. Das Steigen in den beiden ersten Silben der genannten Wörter ist auch deutlich. In *ūrgistə̂* von 182 zu 239 Schw/Sek (vor *r*), in *kīŀiz* von 192 zu 241 Schw/Sek (vor *t*).

In *jālga* [*lĭᵇštiz*] (Abb. 37) und *pǭmi* [*pùoľ*] (Abb. 38) sind *jālga* und *pǭmi* in klarer Anfangsstellung, und der Tonverlauf ist — wie zu erwarten — kräftig steigend, besonders in *jālga* (von 91 zu 223).

Die *dritte Gruppe* enthält Wörter mit einem Diphthong oder Triphthong. Einzeln ausgesprochen besitzen diese Wörter eine steigende Intonation.

In [*kaǩš*] *laìjjə̂* : (*l* :) 207 — (*a* :) 233 — (nach 0.04 Sek.:) 218 — (nach 0.12 Sek.) 242 — (in *i* :) 250 — (Beginn des *j* :) 244 — (*ə̂* :) 139—93 Schw/Sek. In der ersten Silbe ist der Tonverlauf also gering steigend. (Abb. 39.)

In [*kaǩš*] *vǫìjjə̂* : (*v* :) 205 Schw/Sek — (*ǫ* :) 213 — (nach 0.12 Sek.:) 241 — (dann unter 0.04 Sek. ein Sinken bis) 208 — (in *i* :) 238 — (vor *j* :) 193—106 (Schluss des Wortes). Also wieder nur ein verhältnismässig kleines Steigen. (Abb. 40.)

In [*tămmən äb ùo*] *joùdə̂* : (*j* :) 214 — (*o* :) 214 — (*u* :) 230 —

Digitized by Google

240 (der Gipfel) — (*d* :) 189—101 (Schluss des Wortes). Das Steigen ist allmählich und nicht sehr gross. (Abb. 41.)

In *äp tŭl mìelə̀* beginnt das Wort *mìelə̀* in der Höhe von 205 Schw/Sek, die Tonhöhe steigt dann ein wenig bis 217, sinkt wieder zu 203 und verläuft dann ungefähr in dieser Höhe, um in der Nähe des *e* und während des *e* zu sinken zu beginnen (bis 164 Schw/Sek im Anfang des *l*). Der Tonverlauf ist typisch für die Schlussstellung: das Steigen ist klein, und das Sinken beginnt früher als in den Fällen, wo das Wort einzeln ausgesprochen wird. (Abb. 42.)

In [*kakš vännə̀*] *mìestə̀* ist die Kurve sehr flach: (*m* :) 236 — (*i* :) 240—246 (der Gipfel) — (*e* :) 232 — (*ə* :) 112—96. (Abb. 43.)

In *pō̆mi puol* bildet *puol* gewissermassen die letzte Silbe der Äusserung, und das Steigen der Tonhöhe tritt daher nur in geringem Masse und im Anfang des *u* hervor. *u* beginnt mit 198 Schw/Sek — nach 0.04 Sek. ist der Gipfel 218 Schw/Sek erreicht, *o* beginnt schon mit 193 Schw/Sek. Der fallende Teil ist also bedeutend länger, das Sinken erfolgt jedoch allmählich. (Abb. 38.)

In *ne sìebə̀ᴅ tŭᵇpši* treffen wir das Wort *sìebə̀ᴅ*, das einzeln ausgesprochen eine steigende Intonation hat, in einer Zwischenstellung. Weil das erste Wort ganz kurz ist, ist das Steigen in der ersten Silbe von *sìebə̀ᴅ* noch sehr deutlich (von 193 bis 242 Schw/Sek), das Sinken dagegen, weil noch ein Wort folgt, ganz unbedeutend (der Gipfel der zweiten Silbe liegt noch hoch, bei 236 Schw/Sek). (Abb. 44.)

Die folgenden drei Gruppen enthalten Wörter, die, wenigstens einzeln ausgesprochen, die sog. Stossintonation haben.

In der *Gruppe IV* sind die betreffenden Wörter kurzvokalisch.

In *ta nägrə̀ʙ* beginnt das Wort *nägrə̀ʙ* hoch (250 Schw/Sek in *n*). Der Ton sinkt von da ab: der Beginn des *a* hat 236 Schw/Sek, vor *g* 199, die zweite Silbe endet mit 112 (im Anfang des ʙ). Hier gibt es also kein Steigen: in *a* läuft die Kurve 0.10 Sek. beinahe eben, dann sinkt sie während 0.06 Sek. von 234 bis 199 Schw/Sek, also um ca. $1\,^1/_2$ Tonstufen. (Abb. 45.)

Digitized by Google

In [*kaǩš*] *kăllə̂* haben wir in *a* zuerst während 0.06 Sek. eine Steigung von 183 Schw/Sek. bis 209 Schw/Sek und dann während 0.08 Sek. ein verhältnismässig jähes Sinken von 209 bis 154 Schw/Sek, also um ca. $2\,^1/_2$ Tonstufen. In diesem Beispiel findet sich anders als im vorigen in der ersten Silbe eine Erhöhung des Tones. Dies beruht wohl teilweise darauf, dass vor *a* ein sehr langes stimmloses Element (*ǩšk*) liegt und die gewöhnliche Stimmlage sozusagen von neuem erreicht werden muss. (Abb. 46.)

In [*ta kīl̀iz*] *mĭ̆nnə̂n* : 156 Schw/Sek (der Beginn des *m*) — (*i* beginnt:) 224 (der Gipfel) — (*n* beginnt:) 200 — (*ə̂* :) 109 — (*n* : 105—84. Der Tonverlauf ist von *i* ab fallend, besonders während *nn*. (Abb. 35.)

In [*jālga*] *lĭ̆ᵇpštiz* : (*l* :) 193 Schw/Sek — (*i* beginnt:) 205 — (nach 0.04 Sek.:) 217 (der Gipfel) — 195 (der Beginn des *b*) — (*i* :) 111—96 (vor *z*). In dem *i* der ersten Silbe ist der fallende Teil etwas steiler als der steigende, zeitlich sind sie beinahe gleich lang. (Abb. 37.)

In [*ne ūrgistə̂*] *tŭ̆bži* : (*u* beginnt:) 224 Schw/Sek — 264 (der Gipfel) — ca. 220 (der Beginn des *b*) — (*i* :) 121—103. Der Tonverlauf steigend-fallend, die beiden Teile ungefähr im Gleichgewicht. (Abb. 36.)

In [*ne sìebə̂ᴅ*] *tŭ̆ᵇpši* : (*u* :) 219 Schw/Sek — (nach 0.06 Sek. der Gipfel:) 244 — (dann während 0.04 Sek. ein jähes Sinken zu) 205 — (*i* :) 103—91. (Abb. 44.)

In [*vĕ̆ⁱž ŭ̆m*] *tŭ̆l̀li* : (*u* beginnt:) 230 Schw/Sek — (nach 0.02 Sek.:) 239 — (*l* beginnt:) 216 — (*i* :) 115. Nach einem kleinen Steigen also jähes Sinken, besonders in *l*). (Abb. 47.)

In [*jumàl*] *ă̆ᵇpkə̂ks* : 168 Schw/Sek — 200 (der Gipfel) — 156 (in *b*) — (*ə̂* :) 108—91. (Abb. 48.)

In *kaǩš*] *vănnə̂* [*mìestə̂*] haben wir das einzeln ausgesprochen stossintonierte Wort *vănnə̂* in einer Zwischenstellung. Dieses Wort ist ein gutes Beispiel dafür, wieviel der Zusammenhang bedeuten kann. Die Intonation ist hier nämlich eher ein wenig steigend als fallend. Solche Beispiele gibt es mehr in unserem Material, das auch längere Sätze enthält. (Abb. 43.)

In *tŭ̆l* [*tānə̂*] haben wir ein stossintoniertes Wort in Anfangsstellung. In der Aufnahme 1 beginnt das *u* mit 195, steigt in

Digitized by Google

0.08 Sek. zu 267, um dann jäh zu sinken zu beginnen, *l* hat im Anfang 238 Schw/Sek und vor *t* 186 Schw/Sek. Beinahe der ganze fallende Teil liegt in *l*. Dass das Sinken verhältnismässig gut hervortritt, beruht wohl darauf, dass nach *l* ein stimmloser Laut folgt. (Abb. 34.)

In *tằmmə̂n* [*äb ùo joùdə̂*] haben wir auch ein stossintoniertes Wort in Anfangsstellung. *ä* beginnt mit 179 und steigt in 0.08 Sek. zu 211. Dann haben wir in 0.02 Sek. eine ganz kleine Senkung von 211 zu 209 (offenbar die Stelle, wo wir den sog. Stoss haben); *m* steigt von 209 zu 236. Im Vergleich mit dem vorigen Worte zeigt hier also die erste Silbe durchweg einen steigenden Tonverlauf, was wohl darauf beruht, dass kein stimmloser Laut folgt. (Abb. 41.)

In der *Gruppe V* gibt es leider nur ein Beispiel; in einem kurzen Satze steht das uns interessierende Wort *pĭ̀lə̂b* zwischen anderen Wörtern, also in einer Zwischenstellung. Nach der Erfahrung können wir erwarten, dass die Stossintonation nicht in ihrer prägnantesten Form herauskommt.

In [*tämà*] *pĭ̀lə̂b* [*ăĭgàs*] 1 ist auch — verglichen mit den Fällen in § 9, Gruppe IV — der Tonverlauf sehr ruhig: zuerst Steigen von 190 zu 205 Schw/Sek., dann Sinken von 205 zu 180 Schw/Sek. (der Beginn des 1), die zweite Silbe liegt beinahe gleich hoch (der Gipfel liegt bei 198 Schw/Sek). Zeitlich sind der steigende und der fallende Teil gleich lang. In [*tämà*] *pĭ̀lə̂b* [*ăĭgàs*] 2 ist das Fallen des Tones etwas grösser. *i* beginnt mit 204 Schw/Sek, steigt (während 0.02 Sek.) zu 214 und beginnt dann zu sinken (*l* beginnt in der Höhe von 185 Schw/Sek). (Abb. 49.)

In der *letzten Gruppe* (VI) haben wir Beispiele von stossintonierten Wörter gesammelt, die einen Diphthong oder Triphthong enthalten. Zuerst betrachten wir Wortgefüge, in denen das betreffende Wort in Schlussstellung steht.

In [*tằmmə̂n äb ùo*] *jŏ̀udĭ* : (*j* beginnt:) 192 Schw/Sek — (*o* beginnt:) 197 (der Gipfel) — (*u* beginnt:) 192 — (*d* beginnt) 121 — (*ə̂* :) 117—92. Vgl. hiermit *joùdə̂* in der Gruppe III. Der fallende Teil ist hier offensichtlich dominierender. (Abb. 50.)

In [*minà ŭm*] *kᵘönnə̂* 1: (*u* beginnt:) 188 Schw/Sek — (nach

Digitized by Google

0.06 Sek.) 238 — (*n* :) 190 — (*ə* :) 100—92; *kᵘŏnnə̂* 2: (*u* beginnt:) 188 — (nach 0.04 Sek.) 243 — (*n* :) 184 — (*ə* :) 104 —96. Die Intonation ist eine ganz typische Stossintonation: Steigen — jähes Sinken, der fallende Teil dominierend. (Abb. 51.) Vgl. hiermit [*kaĪkš*] *kᵘoǹnə̂* in der Gruppe III.

In [*kaĪkš*] *lăijjə̂* : (*l* beginnt:) 198 Schw/Sek — (*a* beginnt:) 233 — (nach 0.08 Sek.) 260 (der Gipfel) — (*l* beginnt:) 184 — (*j* :) beginnt:) ca. 140—93 (Schluss des Wortes). (Abb. 52.) Vgl. hiermit [*kaĪkš*] *laìjjə̂* in der Gruppe III. Der fallende Teil beginnt in *lăijjə̂* früher (schon im *a*) als in *laìjjə̂* (in *j*), die Verschiedenheit der Intonationen kommt also gut zum Vorschein.

In [*ta leĪkš*] *mĭelə̂* beginnt *mĭelə̂* nach einer Pause [*kš*] in der Höhe von 189 Schw/Sek, die Tonhöhe steigt während *m*, *i* beginnt mit 227 Schw/Sek, die Tonhöhe steigt während 0.02 Sek. und beginnt dann zu sinken, nach 0.08 Sek. sehr steil, ebenso während *e*; vor *l* haben wir 116 Schw/Sek. Das Sinken beträgt also beinahe eine Oktave (in Notensprache etwa a — A). (Abb. 53.) Vgl. hiermit *mìelə̂* in *äp tŭl mìelə̂* in der Gruppe III.

In [*kaĪkš*] *vo̯ĭijjə̂* erinnern die Verhältnisse zwischen *vo̯ìijjə̂* (in der Gruppe III) und *vŏĭijjə̂* stark an das vorgenannte Paar *laìijjə̂* und *lăĭijjə̂*. Das Sinken der Tonhöhe beginnt in dem stossintonierten Wort schon im Endteil des *o̯*, in *vo̯ìijjə̂*, das eine steigende Intonation besitzt, eigentlich in *i*. Der Tonverlauf ist: (*v* beginnt:) 219 Schw/Sek — (*o̯* beginnt:) 221—259 (der Gipfel) — (*i* beginnt:) 238 — (*j* :) 172—100 (Schluss des Wortes). (Abb. 54.)

In [*tämà leĪkš*] *ăigə̂* 1 (Abb. 55): (*a* beginnt:) 211 Schw/Sek — (nach 0.04 Sek.) 195 — (nach 0.06 Sek.:) 225 — (*i* beginnt:) 197 — (*g* beginnt:) 105 — (*ə* :) 99—86; *ăĭgə̂* 2 (Abb. 55): (*a* beginnt:) 203 Schw/Sek. — (nach 0.02 Sek.) 194 — (nach 0.06 Sek.:) 210 — (*i* beginnt:) 197 — (*g* beginnt:) 122 — (*ə* :) 11—95; *ăĭgə̂* 3 (Abb. 56): 225 Schw/Sek — (nach 0.04 Sek.) 200 — (nach 0.06 Sek.:) 223 — (*i* beginnt:) 212 — (*g* beginnt:) 130 — (*ə* :) 111—100.

In [*äp*] *tŭoid* [*vaǹnə̂*] ist das Wort *tŭoid* in Zwischenstellung. Die Kurve zeigt keine sehr grossen Schwankungen: (*u* :) 238 Schw/Sek. — (*o* :) 243 — (*i* :) 213 (vor *d*), das folgende Wort *vaǹnə̂* beginnt mit 200 Schw/Sek. (Abb. 31.)

Digitized by Google

ZUSAMMENFASSUNG.

1. Aus unserem Material ist ganz klar zu ersehen, dass im Livischen die sog. steigende und Stossintonation in einer langen stimmhaften Silbe eine glottische Bedeutung besitzt. Vgl. z. B. *lēᴅ* und *lĕᴅ*.

2. Die steigende und die Stossintonation weichen in einzeln ausgesprochenen Wörtern sehr deutlich voneinander ab, auch überhaupt in Endstellung (also unmittelbar vor Pause) wenigstens in kurzen Sätzen.

3. Die hier vorgeführten Beispiele, wo die betreffenden Wörter in einem Satze in Zwischenstellung (oder ausnahmsweise in Anfangsstellung) stehen, zeigen, dass die Intonationsverhältnisse überhaupt mehr oder weniger verwischt sind. Der ganzheitliche Tonverlauf des Satzes beherrscht einigermassen die Wortmelodie. Man kann wohl hieraus die Schlussfolgerung ziehen, dass die steigenden und stossintonierten Wörter auch in anderen Hinsichten als bloss betreffs der Tonführung voneinander abweichen können. Hierüber hoffen wir später näher berichten zu können.

4. In diesem Zusammenhang wollen wir nicht eingehender auf die Frage von der Natur des sog. Stosses eingehen. Es sei hier nur erwähnt, dass wir niemals einen vollständigen Bruch der Stimme beobachtet haben. Dagegen ist an Hand unseres Materiales gezeigt worden, dass zu dem sog. Stoss im Livischen als ein sehr wesentliches Merkmal der steigende-jäh fallende Tonverlauf gehört.

AARNI PENTTILÄ und LAURI POSTI.

Digitized by Google

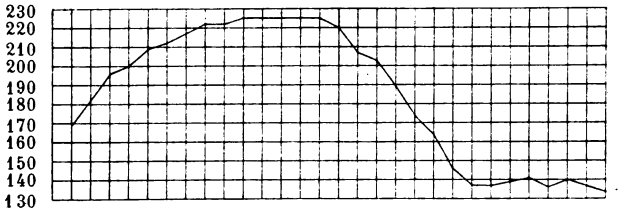


Abb. 1. *kǭmal.*

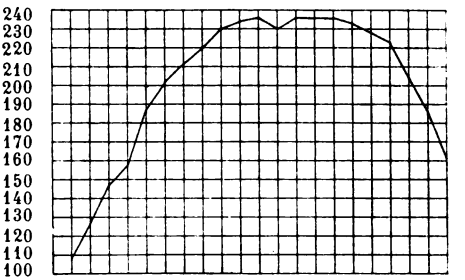


Abb. 2. *lēƀ.*

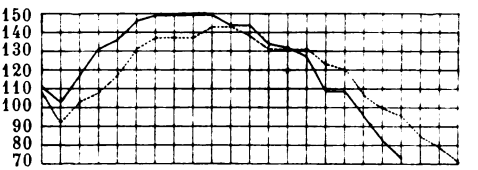


Abb. 3. *mǭ* 1, 2.

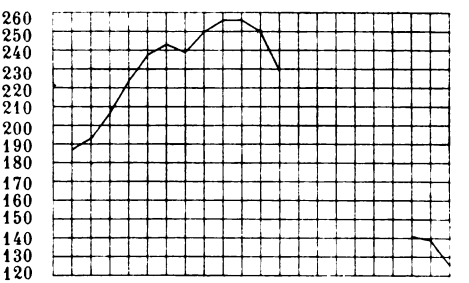


Abb. 4. *pā̀kə̂ks.*

Digitized by Google

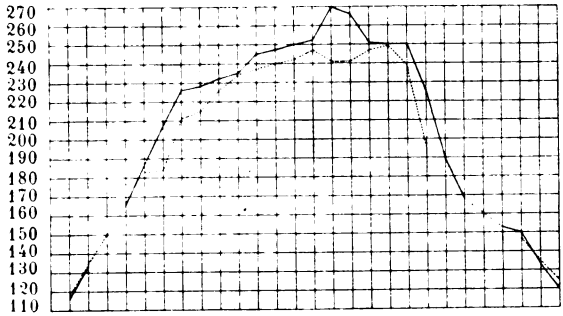


Abb. 5. *rǭgəD* 1, 2.

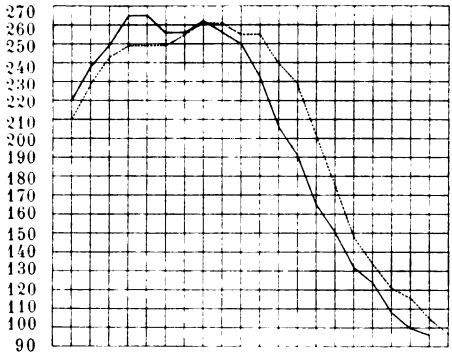


Abb. 6. *sīńə* 1, 2.

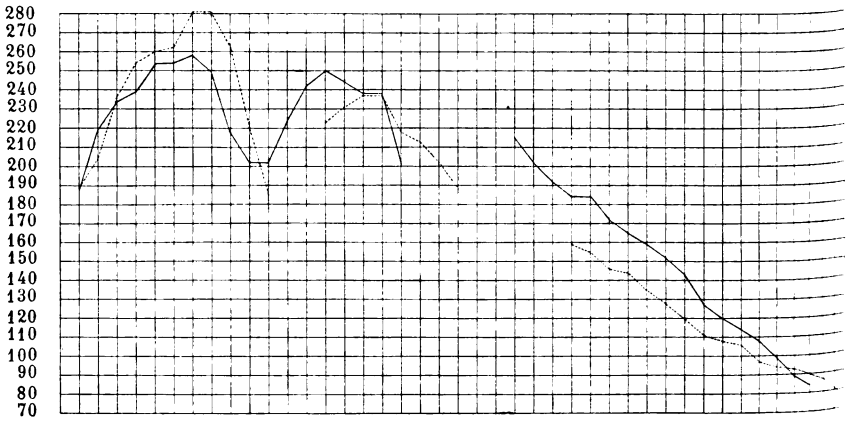


Abb. 7. *tùoǐžnapäva.*

Digitized by Google

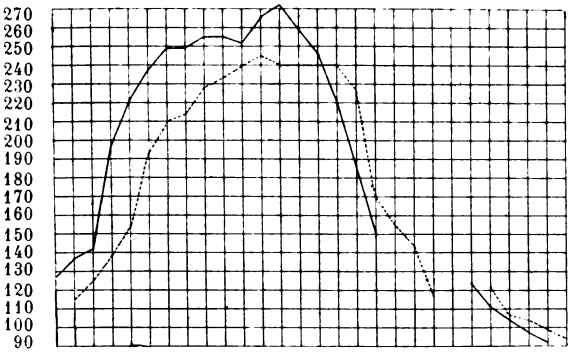


Abb. 8. *jùodə̂* 1, 2.

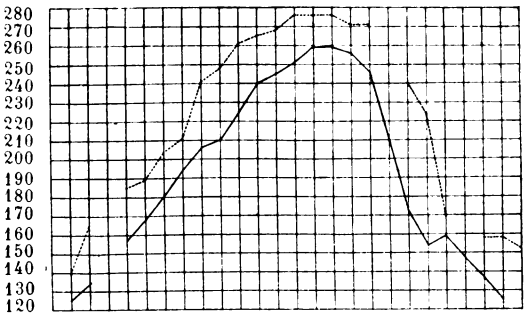


Abb. 9. *rùogə̂ᴅ* 1, 2.

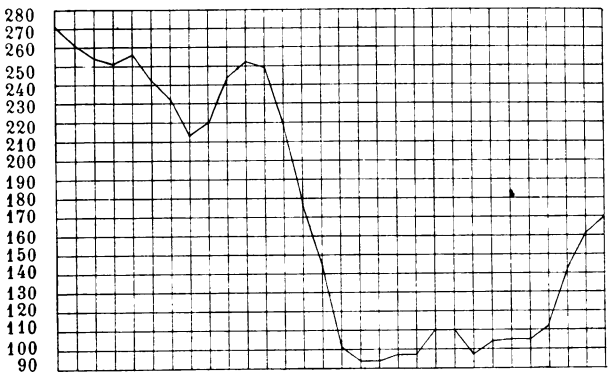


Abb. 10. *tᵘoìzə̂n.*

Digitized by Google

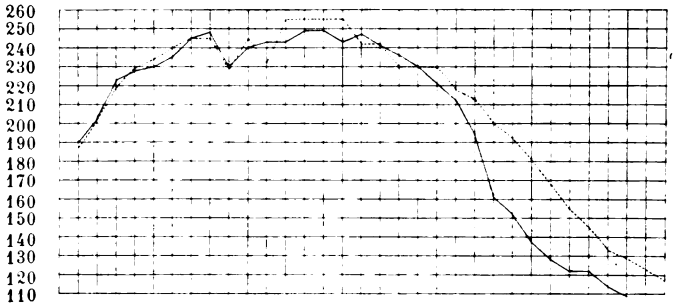


Abb. 11. *perìmìez* 1, 2.

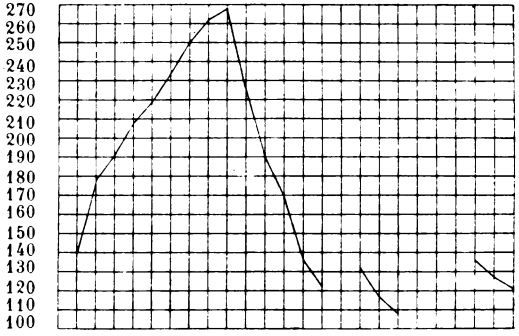


Abb. 12. *măgᵊdᵊᵊD.*

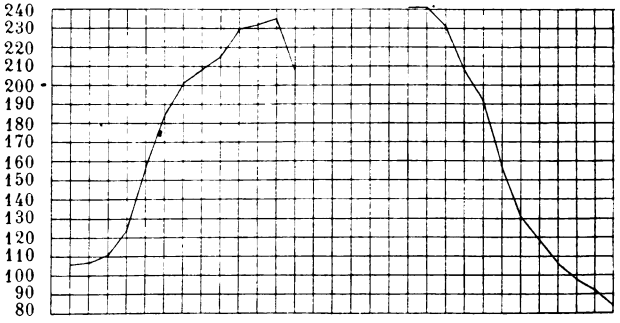


Abb. 13. *vaǩà* 1.

Digitized by Google

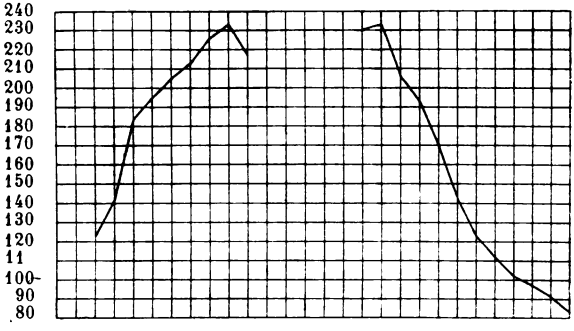


Abb. 14. *vaȁkà* 2.

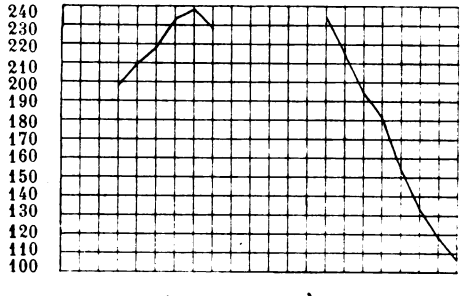


Abb. 15. *kaȁùks.*

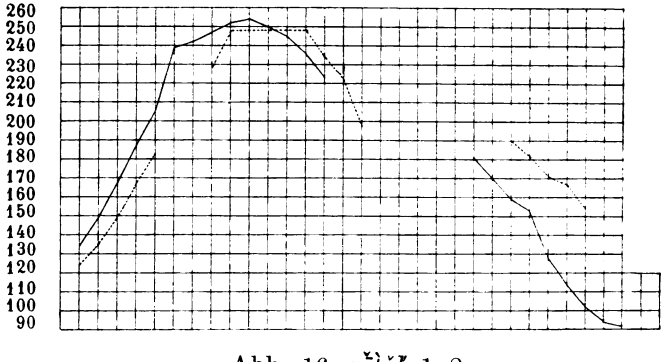


Abb. 16. *rǫ̌ȉůl* 1, 2.

Digitized by Google

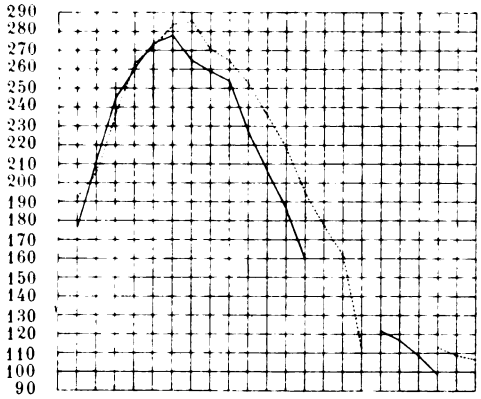


Abb. 17. *ę̈dâg* 1, 2.

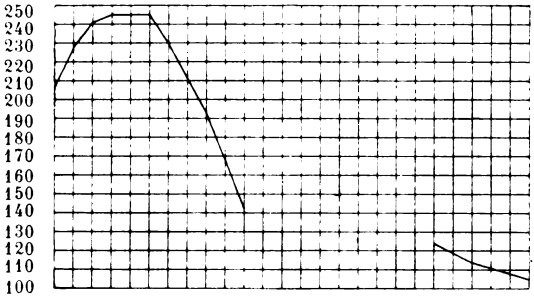


Abb. 18. *kǫ̈ìâ*.

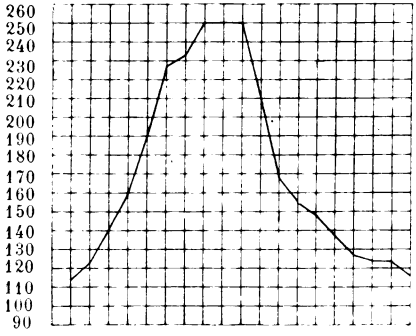


Abb. 19. *lĕɒ́*.

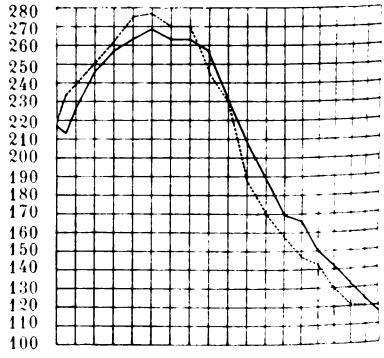


Abb. 20. *pi̯ìâʙ* 1, 2.

Digitized by Google

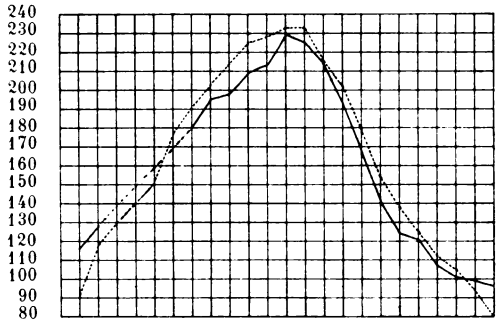


Abb. 21. *rǫ̆̄* 1, 2.

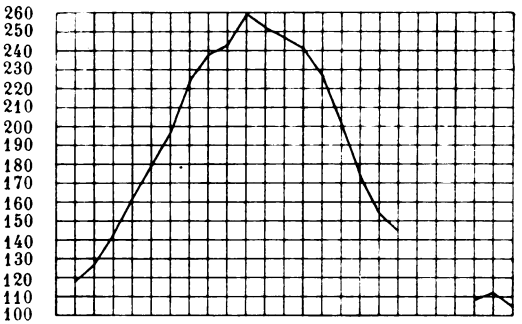


Abb. 22. *rǫ̆̄gɛ̂ɒ.*

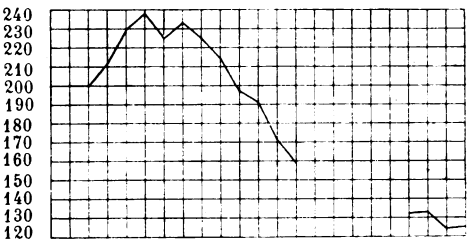


Abb. 23. *tāgiž.*

Digitized by Google

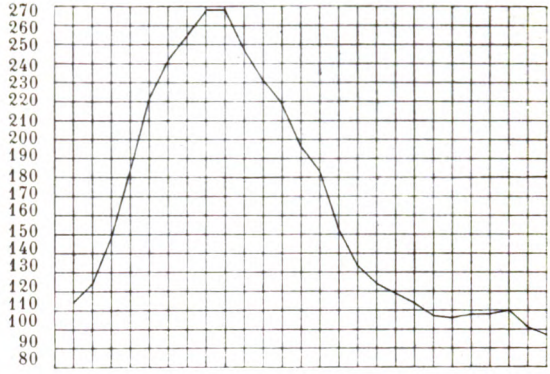


Abb. 24. *vĭmə̂.*

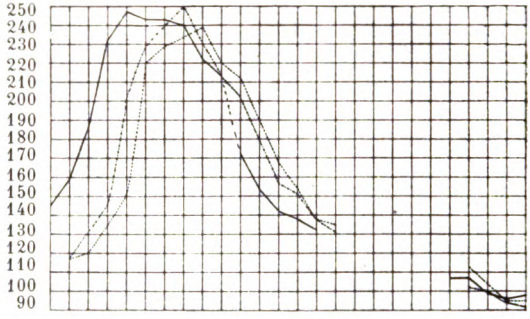


Abb. 25. *jŭodə̂* 1, 2, 3.

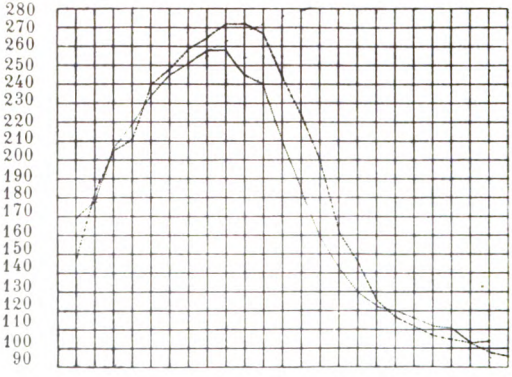


Abb. 26. *nĭemə̂* 1, 2.

Digitized by Google

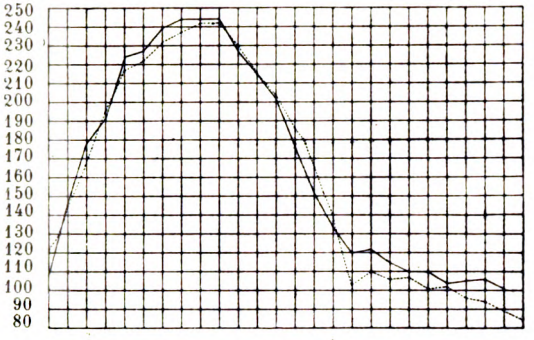


Abb. 27. *ǫ̌i* 1, 2.

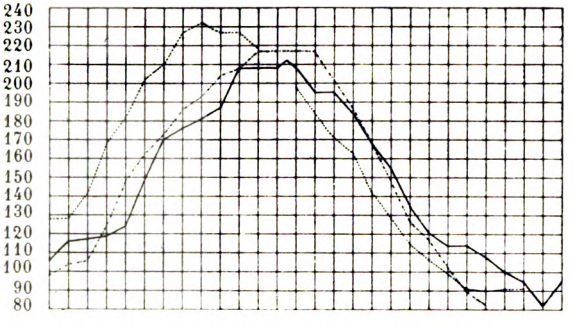


Abb. 28. *răi* 1, 2, 3.

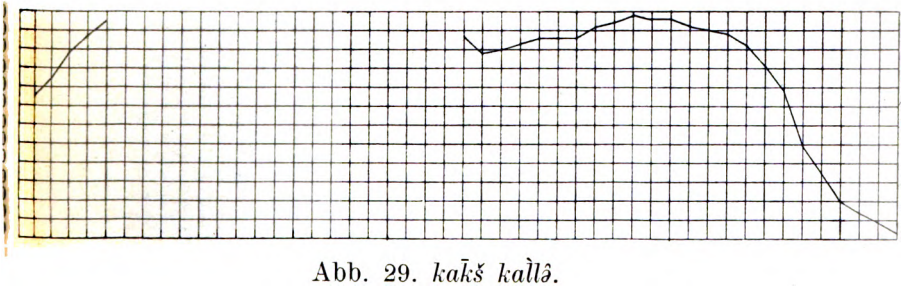


Abb. 29. *kaĭš kaȉlə̂.*

Digitized by Google

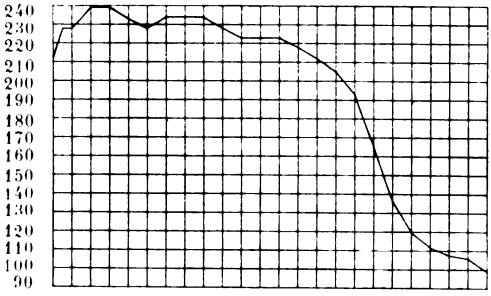


Abb. 30. [*kaǩš*] *kᵘoṅnə̂*.

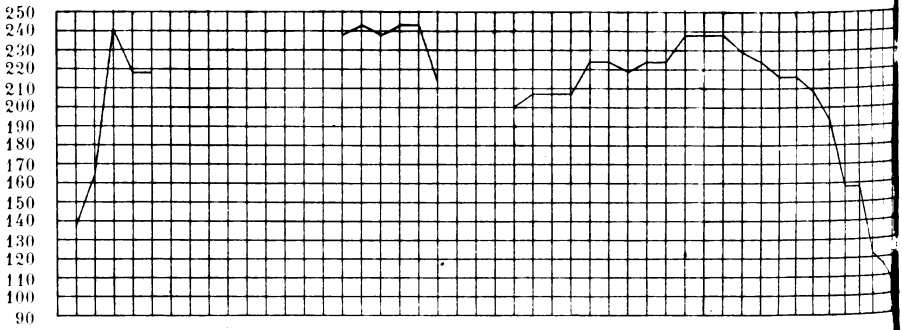


Abb. 31. *äp tŭoiď vaṅnə̂*.

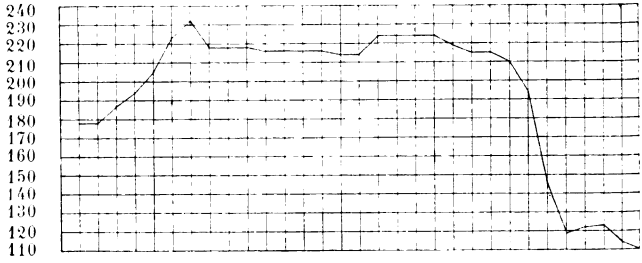


Abb. 32. *ta jɛ̄ŋgaв*.

Digitized by Google

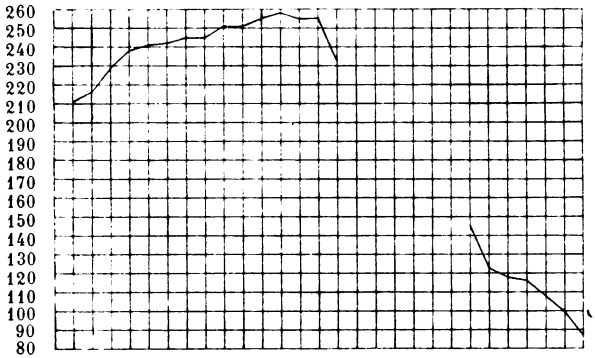


Abb. 33. [*kaĪkš*] *vę̄rìa.*

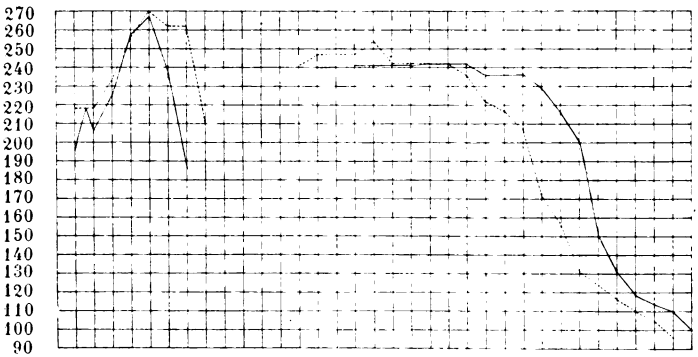


Abb. 34. *tŭl tān∂ 1.2.*

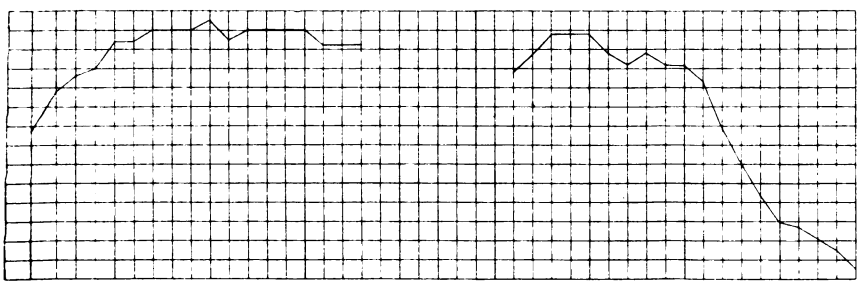


Abb. 38. *pǭmi pàal'.*

Digitized by Google

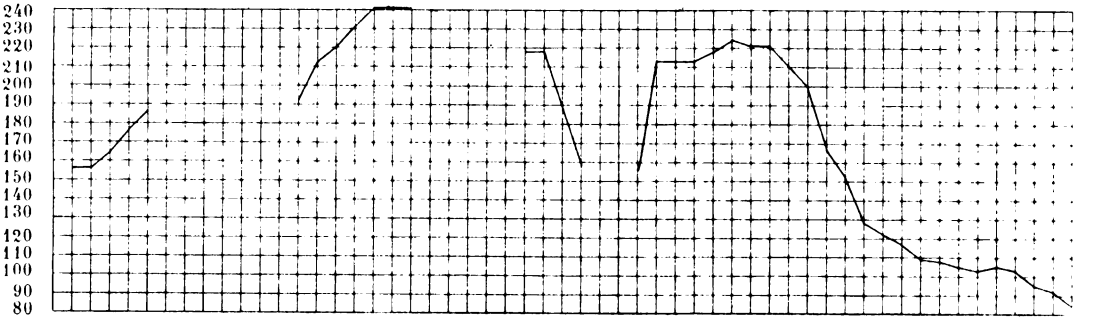


Abb. 35. *ta kīl̀iz mĭnnân.*

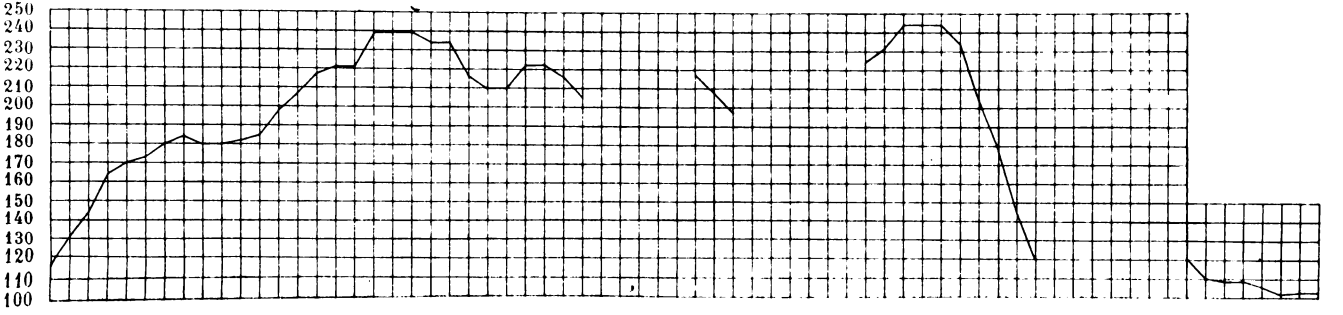


Abb. 36. *ne ūrgistâ tŭbži.*

Digitized by Google

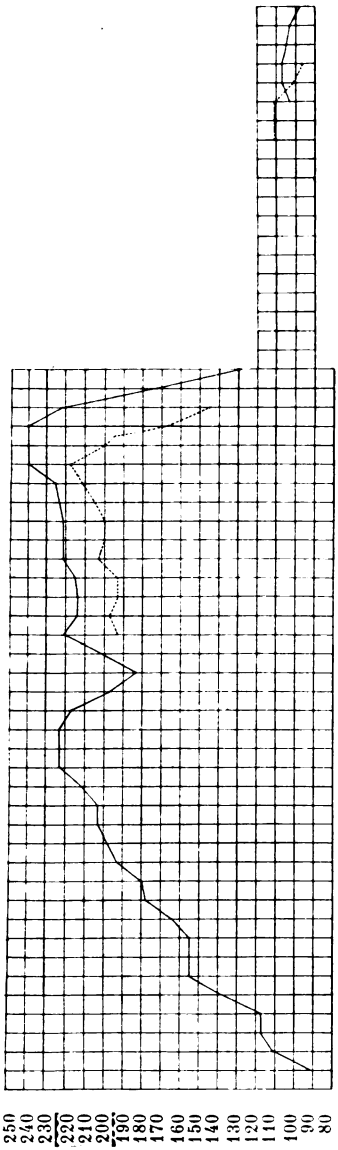


Abb. 37. *jālga lʾᵇpštiz.*

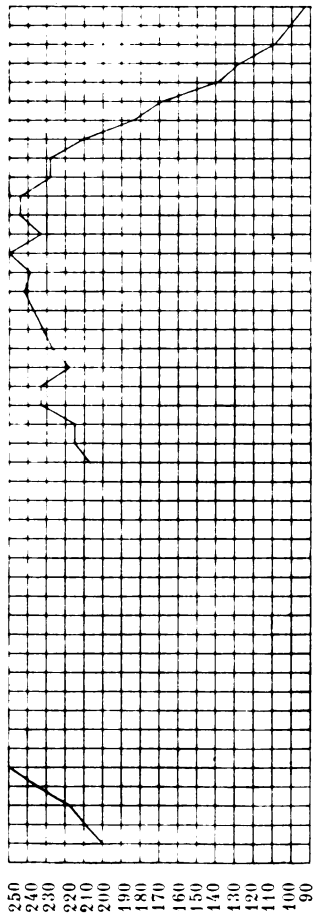


Abb. 39. *kaǩš laìjjə.*

Digitized by Google

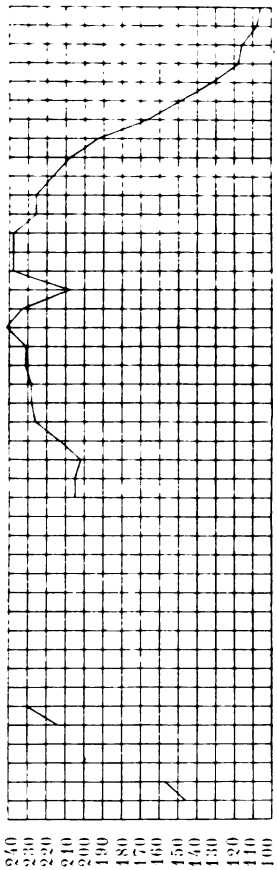


Abb. 40. *kaksi vuotta.*

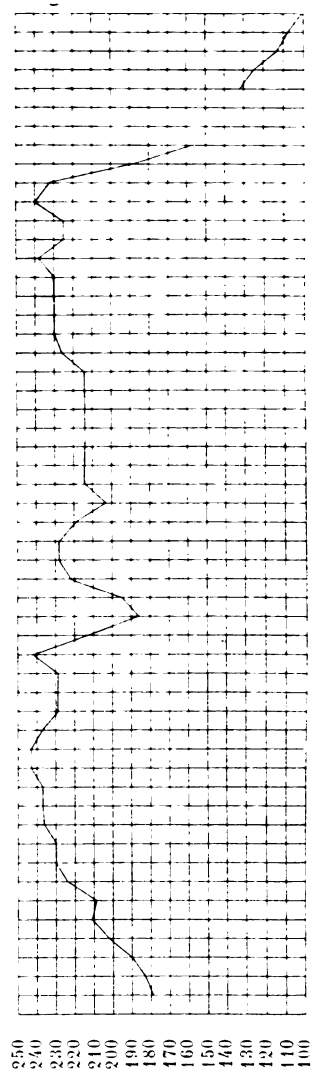


Abb. 41. *tämmöin äb vo jovdə.*

Digitized by Google

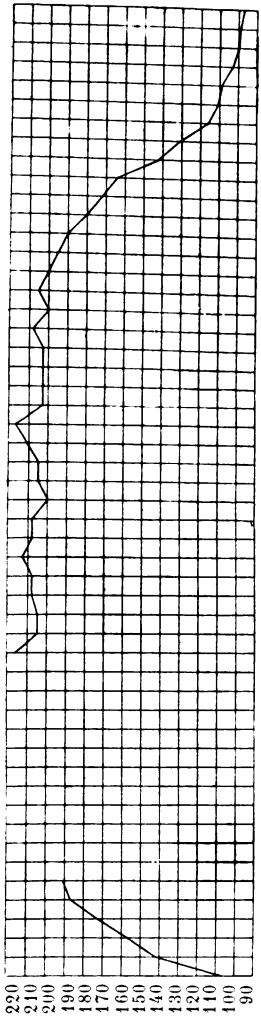


Abb. 42. *äp tŭl mìelə̂.*

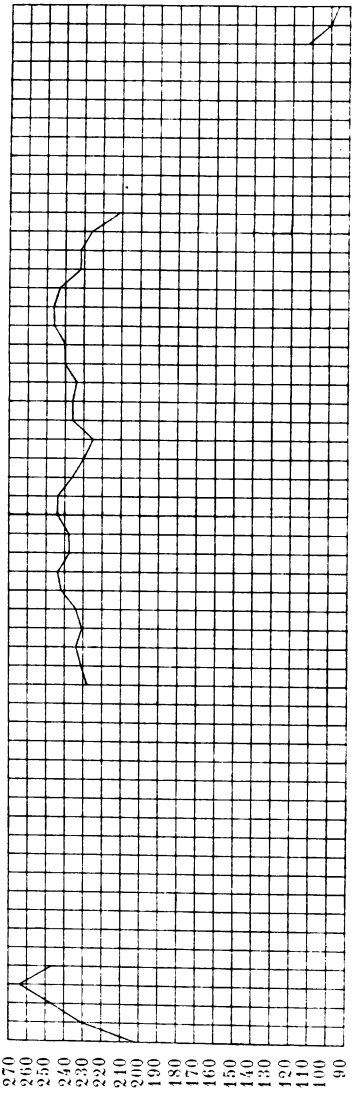


Abb. 43. *kaķš vănnə̂ mìestə̂.*

Digitized by Google



Abb. 44. [*ne*] *sìebâD tu^{b}pši.*

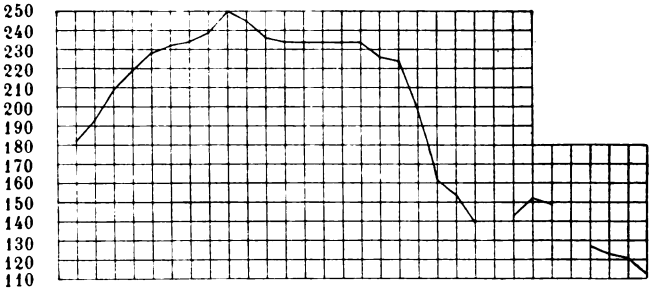


Abb. 45. *ta nägrâB.*

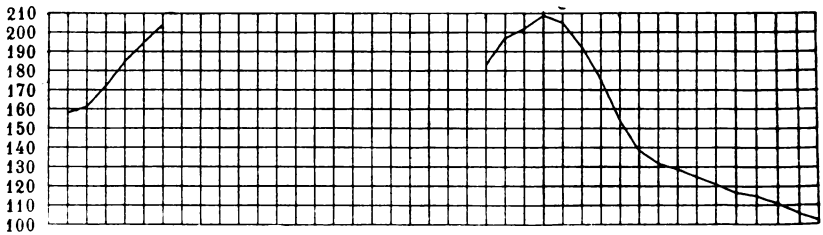


Abb. 46. *kaĒkš källâ.*

Digitized by Google

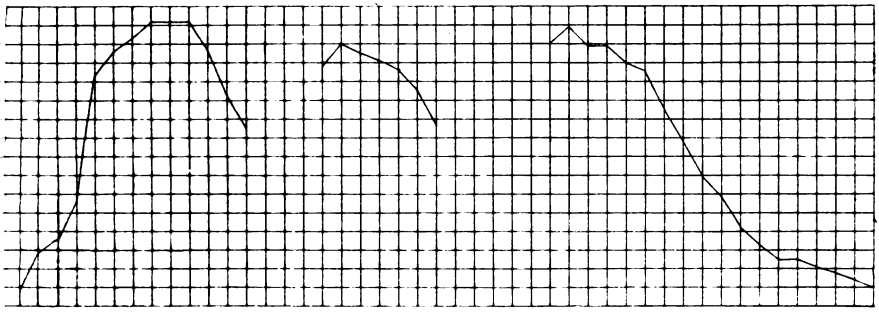


Abb. 47. *věiž ŭm tŭlli.*

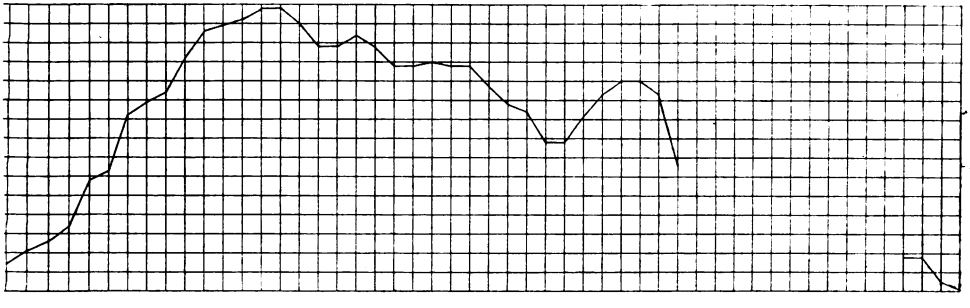


Abb. 48. *jumàl ă^{b}pkâks.*

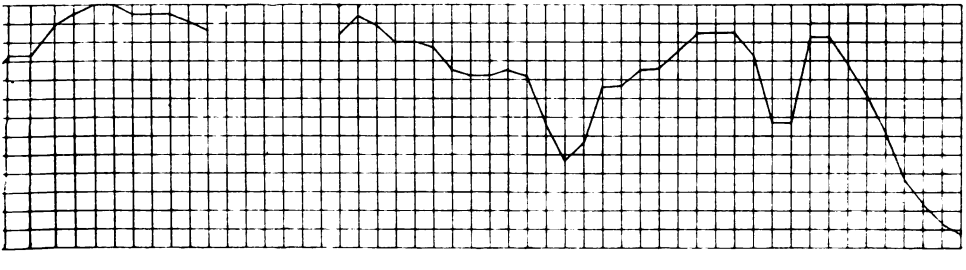


Abb. 49. *tämà pĭlâb aĭgàs.*

Digitized by Google

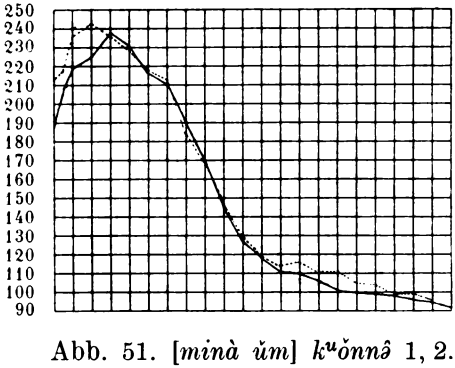


Abb. 51. [*minà ŭm*] *kᵘŏnnê* 1, 2.

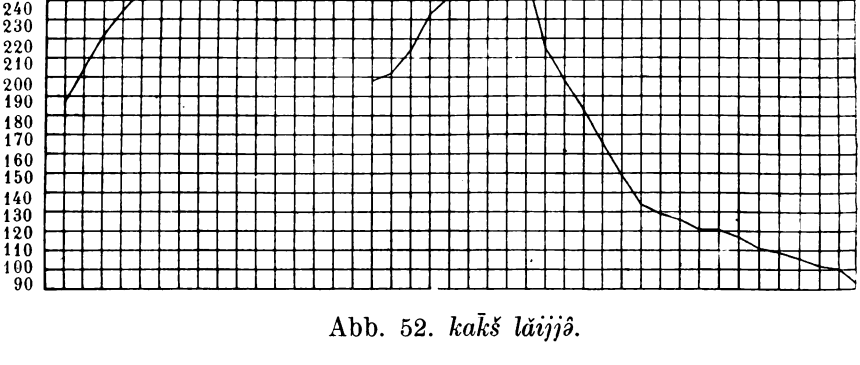


Abb. 52. *kaĀkš lăijjê.*

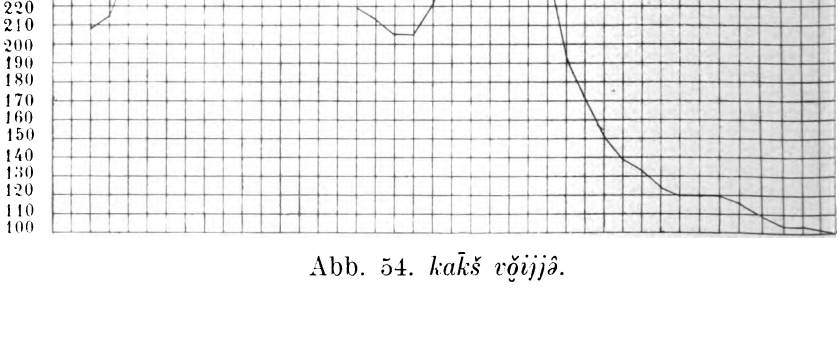


Abb. 54. *kaĀkš vǧijjê.*

Digitized by Google

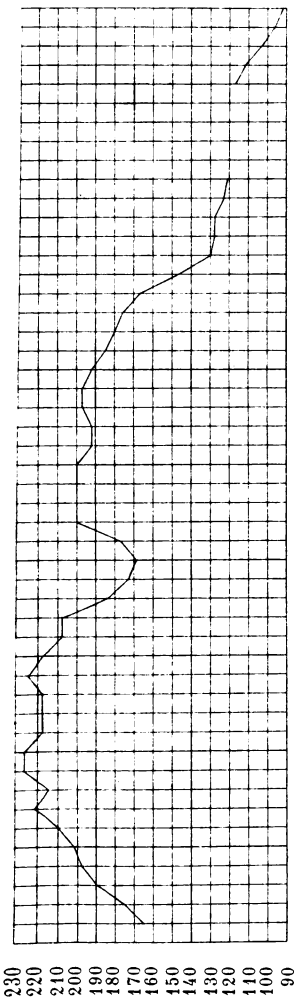


Abb. 50. *tämmən äb ŋo jõudi.*

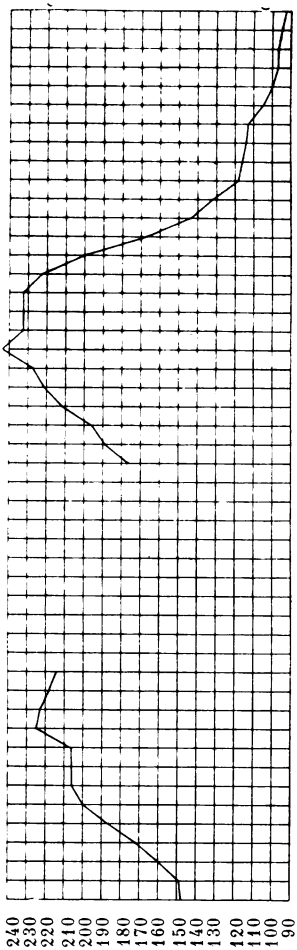


Abb. 53. *ta lekš mŧelə.*

Digitized by Google

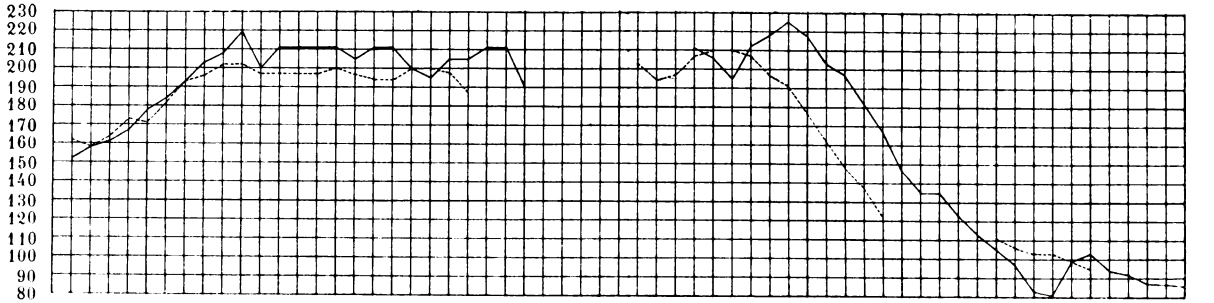


Abb. 55. *tämä lekš äigô* 1, 2.

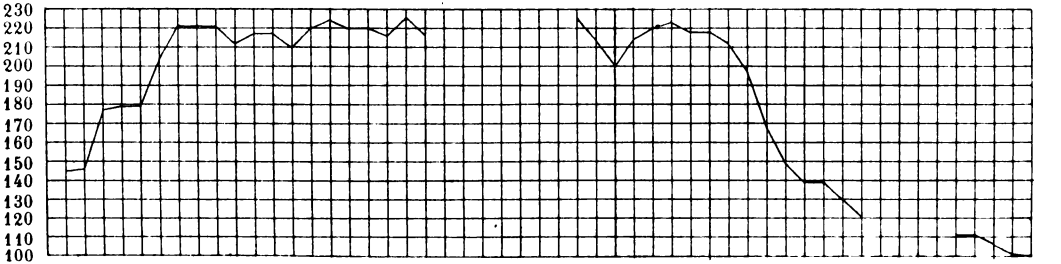


Abb. 56. *tämä lekš äigô* 3.

Digitized by Google

ANZEIGER

DER

FINNISCH-UGRISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Y. H. TOIVONEN PAAVO RAVILA

UNO HARVA

SIEBENUNDZWANZIGSTER BAND

HELSINKI

REDAKTION DER ZEITSCHRIFT

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Anzeigers.

Besprechungen.

Seite

MANNERHEIM, C. G. Across Asia from west to east in 1906—1908. I—II. Rez. v. J. G. Granö ..... 5—12

MARK, JULIUS. Über das Roggendreschen bei den Esten; Neue Bemerkungen über das Roggendreschen und Ernten bei den Esten; Ein Beitrag zum Ernten bei den Esten in älterer Zeit. Rez. v. Kustaa Vilkuna ..... 12—24

LINNUS, F. Eesti vanem mesindus. I. Rez. v. Kustaa Vilkuna ..... 24—27

LOORITS, OSKAR. Endis-Eesti elu-olu I. Rez. v. Kustaa Vilkuna ..... 27—28

LOORITS, OSKAR. Ununevast kultuurimiljööst. Rez. v. Kustaa Vilkuna ..... 28—29

ITKONEN, ERKKI. Der ostlappische vokalismus vom qualitativen standpunkt aus. Rez. v. Y. H. Toivonen .... 29—32

LAGERCRANTZ, ELIEL. Lappischer Wortschatz I—II. Rez. v. Erkki Itkonen ..... 33—38

BALASSA, JÓZSEF. A magyar nyelv szótára I—II. Rez. v. D. R. Fuchs ..... 38—44

N. SEBESTYÉN, IRÉN. Az uráli nyelvek régi halnevei. Rez. v. Béla Gunda ..... 44—46

ARISTE, PAUL. Hiiu murrete häälikud. Rez. v. Lauri Posti ..... 46—50

LOORITS, OSKAR. Kõpu murde häälikutelugu. Rez. v. Lauri Posti ..... 50—53

AIRILA, M. Johdatusta kielen teoriaan I. Rez. v. Erik Ahlman ..... 53—55

RAMSTEDT, G. J. A Korean Grammar. Rez. v. Andrej Rudnev ..... 55—68

Mitteilungen.

KANNISTO, ARTTURI. † Bálint Csűry ..... 68—72

Digitized by Google

Digitized by Google

ANZEIGER

DER

FINNISCH-UGRISCHEN FORSCHUNGEN

Band XXVII **HEFT 1-3**

BESPRECHUNGEN.

Feldmarschall Mannerheims Reisewerk.

C. G. MANNERHEIM, Across Asia from west to east in 1906—1908. I—II. Suomalais-ugrilaisen Seuran Kansatieteellisiä Julkaisuja VIII. Helsinki 1940.

Am Anfang dieses Jahrhunderts nahm die Erforschung Zentralasiens einen grossen Aufschwung. Ausser Geographen, die schon lange auf diesem internationalen Forschungsgebiet gearbeitet hatten und von denen vor allem der unermüdliche Sven Hedin zu nennen ist, wurden die inneren Teile Asiens im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts von mehreren Forschungsreisenden im Dienst der Geschichte und Archäologie, der Sprachwissenschaft und Ethnographie besucht. Russland und England, deren Gebiete Teile von Zentralasien umfassen oder daran grenzen, aber auch Deutschland, Frankreich und Japan wie auch sogar einige kleinere Länder rüsteten solche Expeditionen aus. Insbesondere richtete sich die Aufmerksamkeit auf den westlichsten Teil des Chinesischen Reiches, auf Ostturkestan oder Sinkiang, d. h. das Tarimbecken und die umgebenden Bergländer, wo, wie man wusste, in Ruinenstädten zahlreiche Altertümer gefunden worden waren, sowie auf die Mongolei, wo man auf alten Grabsteinen und an Felsen aufsehenerregende Inschriften angetroffen hatte.

Bei uns in Finnland hatte namentlich die Finnisch-ugrische Gesellschaft auf die Anregung ihres Präsidenten, des Senators Otto Donner die Aufhellung der Sprachen und der Vergangenheit der Mongolei und seiner Grenzgebiete in ihr Programm aufgenommen und schon vor dem erwähnten Aufstieg der Erforschung Zentralasiens durch ihre Expeditionen wertvolles Material zusammengebracht, vor allem eine grosse Menge alttürkischer Inschriften kopieren lassen. Und als es am Anfang dieses Jahrhunderts immer deutlicher wurde,

Digitized by Google

welch hervorragende Bedeutung die archäologischen und geschichtlichen Entdeckungen in Zentralasien für die Aufhellung der Art und der Wechselbeziehungen der Kulturkreise nicht nur dieses Gebietes, sondern der ganzen Alten Welt besassen, schickte die Gesellschaft in den Jahren 1906—1909 wieder Stipendiaten nach der Mongolei, um solche alten Denkmäler aufzusuchen und im Bilde festzuhalten.

Im Frühjahr 1906, also um dieselbe Zeit, wurde Freiherr Mannerheim, damals Oberst der russischen Armee, vom Generalstab zwecks Untersuchungen militärischer Art für zwei Jahre nach Zentralasien und dem eigentlichen China abkommandiert. Da es klar war, dass auf der Reise neben dieser Hauptaufgabe auch anderes, für die Wissenschaft nützliches Material gesammelt werden konnte, setzte sich Mannerheim mit Senator Donner in Verbindung, um zweckdienliche Winke zu erhalten. Donner forderte ihn auf, seine Aufmerksamkeit besonders sprachlichen Denkmälern, wie den obenerwähnten Steininschriften und alten Handschriften, zuzuwenden, Nachrichten über mangelhaft bekannte Völkerschaften zu sammeln und archäologisch und ethnographisch interessante Gegenstände für unsere Sammlungen zu erwerben.

Die Reise wurde dann auch planmässig während der Jahre 1906—1908 ausgeführt. Sie begann in Russisch-Turkestan, ging durch Ostturkestan weiter, dann durch die südliche Gobi und nördlich am Gebirgsland Nanschan hin nach Kansu und dem Grenzgebiet von Tibet, Amdo, und alsdann über Schensi und Schansi nach Peking.

Das vorliegende Reisetagebuch sowie der daran anschliessende Itineraratlas und die von Spezialforschern geschriebenen Berichte über das von der Reise mitgebrachte Material zeigen, dass Mannerheim seine vielfältigen Aufgaben auch unter schwierigen Verhältnissen mit bewundernswerter Gründlichkeit und Geschicklichkeit gelöst hat. Die Literatur über Zentralasien hat einen wertvollen Beitrag erhalten, und der Finnisch-ugrischen Gesellschaft gebührt Anerkennung dafür, dass das Tagebuch sowie die Itinerarien in würdiger Gestalt herausgegeben worden sind und dass wenigstens einem Teil des Materials sachgemässe wissenschaftliche Behandlung zuteil geworden ist.

Der Ausgangspunkt der Forschungsreise war die Stadt Osch am Ostrand des Ferganabeckens, am Fusse des Alaigebirges, ein in der Geschichte der Erforschung von Zentralasien bekannter Ort, wo sich die vom Pamir und von Kaschgarien kommenden Karawanenstrassen vereinigen. Mannerheim kam dort Ende Juli an, nachdem er Taschkent und Samarkand besucht hatte, von denen er auf den ersten Seiten

Digitized by Google

seines Tagebuches eine lebhafte Beschreibung gibt. Von Osch führte der Weg über das von Kirgisen bewohnte hohe Bergland durch den Taldy-Pass nach Kaschgar, dem westlichsten Verwaltungs- und Handelszentrum von Ostturkestan am Westrand des Tarimbeckens. Die lebensfeindliche Wüste Takla-makan, die uns durch Sven Hedin, Aurel Stein und russische Forschungsreisende bekannt ist, beginnt knapp 200 km von dieser Stadt entfernt. Sie wird im Süden von einer Reihe zum System des Kuenlun gehörender hoher Alpenkämme und im Norden von dem mächtigen Tienschan mit seinen Schneegipfeln begrenzt. Am Fusse dieser Bergländer, am Rande der Wüste, befindet sich eine lange Kette von den Gebirgsgewässern befruchteter Oasen, die seit unvordenklichen Zeiten bewohnt und angebaut sind und über die seit mehreren Tausend Jahren Karawanenstrassen den Verkehr zwischen dem Osten und Westen vermitteln. Notgedrungen hat sich die Tätigkeit des Menschen hier auf einen schmalen Oasengürtel zwischen den schwer passierbaren Bergländern und der noch schwerer zu durchquerenden Wüste beschränkt, und darum sind gerade hier die Denkmäler früherer Kulturen auf einem begrenzten Gebiet in zahlreichen Abstufungen und reicher Entfaltung zusammengedrängt.

Mannerheim schenkte diesen strategisch, kulturgeographisch und geschichtlich gleich wichtigen Randgebieten der Takla-makan besondere Beachtung. Nachdem er etwa einen Monat in Kaschgar verweilt und sich im voraus eingehender mit seinem künftigen Studienbereich und der dortigen Reisetechnik bekanntgemacht hatte, unternahm er im Spätherbst einen Abstecher über Jarkent und Kargalyk nach Chotan und lernte dabei den Oasengürtel am Kuenlun kennen. Auf dem Rückweg, der teilweise andere Gegenden berührte (näher am Gebirge), wurde die Strecke Chotan — Kargalyk kartographisch aufgenommen. Das Gebiet war schon von früher her ziemlich gut bekannt, und dieses erste Itinerar enthält nicht viel Neues, aber das Tagebuch bietet wertvolle Nachrichten über gewisse wenig bekannte Völkerschaften (die Abdalli sowie die Stämme Schikschu und Pakhpu), über die verschiedenen Seiten des Wirtschaftslebens, die lokalen Verwaltungs- und Militärverhältnisse sowie über die Rivalität zwischen England und Russland in diesem der Machtsphäre des ersteren nahe liegenden Teil von Zentralasien.

Ende Januar 1907 machte sich Mannerheim nach dem nordwestlich der Takla-makan gelegenen Oasengürtel und nach dem Tienschan auf. In seinem Tagebuch bezeichnet er diesen zweiten Aufbruch von Kaschgar als »den eigentlichen Anfang der Reise«, und der Leser kann dem insofern beistim-

Digitized by Google

men, als der wissenschaftlich ergiebigste Teil der Forschungsreise jetzt begann. Wenigstens die geographisch wichtigsten Resultate wurden in den acht Monaten erreicht, die der Untersuchung des Tienschan und der angrenzenden Kulturoasen gewidmet wurden.

Der Reisende, der speziell mit der Aufgabe betraut ist, militärische und wirtschaftsstatistische Nachrichten zusammenzubringen, muss sich natürlich weitgehend an die grossen Heerstrassen halten und sich mit den an ihnen liegenden Zentren bekanntmachen. Manche der von Mannerheim zurückgelegten Strecken waren daher auch in diesem Teil der Reise bekannt, wie die zwischen Kaschgar und Maral-baschi und das Mündungstal des Ak-su, die wir aus den Beschreibungen Hedins und anderer kennen, und die Talgelände am Nordabhang des Tienschan, über die mehrere russische Reisende berichtet haben, aber Mannerheim wusste seine Route geschickt so zu nehmen, dass sie hin und wieder durch mangelhaft oder nur einseitig bekannte Gegenden führte, ohne dass dadurch die Hauptaufgaben irgendwie beeinträchtigt wurden. Wir nennen von derartigen ganz oder in irgendeiner Beziehung unvollständig untersuchten Strecken Maral-baschi — Kelpin — Utsch-Turfan sowie die über den Tienschan laufenden Routen Ak-su — Kuldscha und Kutscheng (Gutschen) — Turfan. Ein Blick auf die 40-Werstkarte des russischen Generalstabs zeigt, dass die ersterwähnte Strecke wenigstens damals auch topographisch ziemlich unbekannt war. Von Ak-su nach Kuldscha folgte Mannerheim dem uralten, in Zentralasien weithin wegen seiner Schwerpassierbarkeit berüchtigten über den Musartpass gehenden Reitweg, der den Verkehr über den höchsten Teil des Tienschan östlich am Chan-tengri hin vermittelt und in seinem obersten Teil über eine Gletscherzunge führt, wobei er längs ins Eis gehauener Stufen hinaufsteigt. Von den Forschungsreisenden wurde diese schwierige Reise erstmals 1880 von Petrov unternommen, einige Jahre später veröffentlichte Ignatiev über die Route eine Beschreibung und eine Karte, und in den Jahren 1902—1903 klärte die deutsche Expedition Merzbachers die Naturgeographie dieses Teiles des Tienschan auf, aber keiner von ihnen hat von den Landschaften und der Topographie an dem in Rede stehenden Weg ein so vollständiges Bild gegeben wie Mannerheim in seinem Tagebuch und in seinem Itinerar.

Von Kutscheng nach Turfan ritt Mannerheim über den am Ostabhang der hohen Berggruppe Bogdo-ola liegenden Schiutsa- oder Dshuwan-terek-Pass und nahm eine ganz unbekannte Route auf. Zu derselben Zeit zogen diesen Weg

Digitized by Google

durch das Bergland zwar die Franzosen Pelliot und Vaillant, und denselben Weg hatte im Jahre vorher die deutsche Expedition Grünwedels benutzt, aber diese geographisch interessante Gebirgsstrecke wird in ihren Werken nur kurz erwähnt.

Mitte Oktober 1907 wurde auf der Strecke Barkul — Hami der Tienschan in seinem östlichsten Teil zum letztenmal überquert. Es wurde die grosse Karawanenstrasse verfolgt, aber bei dem höchsten Pass bereiteten Schneehindernisse der Expedition bedeutende Schwierigkeiten. In Hami begann der zweite Hauptteil der Forschungsreise, durch das öde Bergland Peschan und die Gobi sowie über die Städte Ansi, Sutschou, Kantschou und Ljangtschou längs der grossen Mandarinenstrasse der Chinesen nach Südosten, nach dem am Huangho in Kansu liegenden Lantschou. Diese Reise, die im Spätherbst und mitten im Winter ausgeführt wurde, nahm drei Monate in Anspruch. Die Route ist im geographischen Schrifttum bekannt. Mehrere Expeditionen sind ihr gefolgt. Das Tagebuch Mannerheims enthält jedoch auch von diesem Teil der Reise ein reiches neues Material, zumal vom Gebiet der Kulturgeographie. An drei Stellen wurden von der grossen Heerstrasse Seitenausflüge nach strategisch, ethnographisch oder archäologisch interessanten Örtlichkeiten unternommen. Von Ansi wurde nach der aus Marco Polos Zeiten bekannten Stadt Tunhuang (Satschou, Schatschou) abgebogen, die vormals ein wichtiger Kreuzungspunkt der von Turkestan nach China und von Tibet nach der Mongolei führenden Karawanenstrassen war. Von der Gegend von Sutschou aus wurde eine Exkursion nordwärts nach der kleinen Stadt Tschinta gemacht, die an der Handelsstrasse von Kaschgar und Chotan über das ebenerwähnte Tunhuang nach Kuku-choto oder Kueihuatscheng liegt, und von Kantschou aus wurde der weiter südlich an den Abhängen des Nanschan wohnende Tangutenstamm Yögur besucht, worüber Mannerheim schon früher in einer besonderen Veröffentlichung berichtet hat.

In Lantschou wurde die Mandarinenstrasse verlassen und am 17. März 1908 die Richtung südwestwärts auf das berühmte Lamakloster Labrang an der Grenze Tibets eingeschlagen. Die Reise war nicht ohne Gefahr, denn die Bewohner dieser Gegend, die Tanguten, haben sich den Europäern gegenüber immer feindselig verhalten. Von den Forschungsreisenden, die das Kloster besucht haben, sind mehrere recht unfreundlich behandelt worden, und die Feindseligkeit hat sich, wenn nicht im Kloster selbst, so wenigstens an irgendeinem nahe gelegenen Ort seines Einflusskreises gewöhnlich in Gewalttätigkeiten Luft gemacht. Was wir von dem Kloster und dem Leben seiner Lamas im einzelnen wissen,

Digitized by Google

stützt sich auch nicht auf Berichte europäischer Reisenden, sondern auf die ausführliche Schilderung eines aus Transbaikalien stammenden, in Russland ausgebildeten lamaistischen Burjäten, also eines Glaubensbruders der Bewohner von Labrang.

Nach einem anderthalb Wochen dauernden Ritt kam Mannerheim von Lantschou in Labrang an. Der Weg war mangelhaft bekannt und wurde daher aufgenommen. Der Hauptheilige, der Gegen, des Klosters geruhte den Reisenden jedoch nicht zu empfangen, und die Bevölkerung bewies dem Fremden alles andere als Zuvorkommenheit. Ein paar Tage konnte man sich jedoch in dem Kloster aufhalten. Das Tagebuch enthält eine lichtvolle allgemeine Beschreibung dieses berühmten geistlichen Zentrums von Amdo sowie genauere Angaben über einige Tempel, deren Besichtigung gestattet wurde.

Von Labrang ging die Reise im Gebiet der Tanguten nach Osten auf dem Wege weiter, der wegen der immer wiederkehrenden Fälle von Strassenraub in schlechtem Ruf stand. Ohne grössere Schwierigkeiten wurde jedoch Taotschou (Sintscheng) und weiter Anfang April Mintschou erreicht. So war man von Zentralasien nach dem dichtbewohnten und verhältnismässig gut bekannten inneren China gelangt, und Mannerheim führte nur noch auf ein paar kurzen Strecken (Mintschou —Ningjan und Tschintschou—Tscheng-ngang) Wegaufnahmen aus. Im Tagebuch setzt sich jedoch die Beschreibung wie früher auch im Gebiet des eigentlichen China mit gleicher Ausführlichkeit und Ergiebigkeit fort. Besonders beachtet werden grosse Handels- und Verwaltungsmittelpunkte wie Sian, Kaiföng und Taijuan sowie die nördlichen, auf die Mongolei zu gerichteten wichtigen Ausgangspunkte des Handelsverkehrs, das schon oben erwähnte Kueihuatscheng und Kalgan, die Mannerheim vor seiner Ankunft in Peking besuchte. Wir erhalten aufschlussreiche Angaben über die wirtschaftlichen, militärischen und kulturellen Verhältnisse des gerade damals neuerstehenden China. Ausser diesen Ausführungen ist auf den letzten Seiten des Tagebuchs mancherlei anderes von Interesse zu finden. Erwähnt sei nur die Exkursion nach den Tempeln auf den hohen Bergen des Huaischan (östlich von Sian), der Besuch der Höhlentempel von Lungmeng bei Honan und die Visite bei dem höchsten geistlichen Haupt der lamaistischen Buddhisten, dem Dalai-lama von Lhassa im Kloster Yutaischan, eine Begegnung, um die sich die meisten Zentralasienforscher vergebens bemüht haben.

Das Tagebuch endigt am 20. Juli in Kalgan, von wo es nur ein paar hundert Kilometer bis zum Endpunkt der For-

Digitized by Google

schungsreise, nach Peking, waren. Von einigen wenigen kürzeren Aufenthalten abgesehen, war Mannerheim unausgesetzt ungefähr zwei Jahre unterwegs gewesen und hatte während dieser Zeit im ganzen über 10 000 km im Sattel zurückgelegt, wovon etwa 7000 auf Zentralasien und der Rest auf das eigentliche China kamen. Die Reisekarte umfasst über 3000 km im Massstab 1 : 84000, woneben von 18 Städten genaue Grundrisse im Massstab 1 : 42000 gezeichnet waren. Zwischen dem 13. 8. 1906 und 16. 6. 1908 waren regelmässig zweimal täglich meteorologische Beobachtungen gemacht. Es waren eine grosse Menge Photographien aufgenommen und eine reichhaltige Sammlung wertvoller archäologischer und ethnographischer Gegenstände erworben. Schliesslich waren 165 Individuen von acht verschiedenen Völkerschaften anthropologisch gemessen.

Wie schon erwähnt, wird im zweiten Band des Werkes das von der Reise mitgebrachte Material von Vertretern verschiedener Wissenschaften besprochen. Diese Spezialstudien sind sehr aufschlussreich. Die in unserem Nationalmuseum aufbewahrten Sammlungen behandeln A. M. Tallgren und Kustaa Vilkuna, ersterer besonders die archäologische Sammlung aus Ostturkestan, letzterer die Gegenstände, die die Volkskunde der Sarten beleuchten. G. Raquette, J. N. Reuter und G. J. Ramstedt interpretieren alte Handschriften. Über die anthropologischen Messungen berichtet Kaarlo Hildén und über die meteorologischen Beobachtungen Runar Meinander.

In diesen Spezialuntersuchungen hat jedoch nur ein Teil des Materials eine wissenschaftliche Behandlung gefunden. Das Tagebuch enthält auch von fast allen eben genannten Wissenschaftsgebieten noch viel Beachtenswertes. Und das einzigartige statistische, verkehrsgeographische und siedlungsgeographische Material wartet noch auf seine Bearbeiter. Eine besondere Untersuchung würde meines Erachtens auch die in Verbindung mit den statistischen Erhebungen und der Wegaufnahme gesammelte umfassende Ortsnomenklatur verdienen. Die eigentlichen Naturwissenschaften haben Mannerheim offenbar am wenigsten interessiert, aber immerhin findet man in dem Tagebuch ab und zu Angaben, die für die Kenntnis der Oberflächenmorphologie und des Untergrundes sowie der Pflanzen- und Tierwelt von Wert sind. Der strategisch und geographisch gleich wichtigen Topographie im weitesten Sinne des Wortes ist natürlicherweise grosse Aufmerksamkeit zugewandt worden. In dieser Hinsicht stellen sowohl das Tagebuch als die auf seinen Seiten abgedruckten schönen Grundrisse wie auch das eingehende siedlungs-

Digitized by Google

geographische Angaben enthaltende, auf 14 Kartenblättern mitgeteilte Itinerar (1: 200 000), die A. K. MERISUO im geographischen Institut der Universität Turku bearbeitet und reingezeichnet sowie mit erläuterndem Text versehen hat, auf ihrem Gebiet eine bemerkenswerte Leistung dar.

Die Bedeutung von Mannerheims Reisewerk besteht jedoch auch vom Standpunkt der Wissenschaft aus nicht allein darin, dass die Spezialforscher daraus neues wertvolles Material über einen mangelhaft bekannten Teil der Erde erhalten haben und fortgesetzt erhalten werden. Ich möchte behaupten, dass es einen mindestens ebenso grossen Wert als synthetisch-geographische Hervorbringung besitzt, als eine auf die gesamte Umwelt des Menschen bezügliche Beschreibung, in der die Landschaft und der sich in ihr bewegende, wohnende und seine Gewerbe treibende Mensch nebeneinander und im richtigen Verhältnis beachtet sind. Als solche erhebt sich der auch stilistisch ausgezeichnete Reisebericht Mannerheims mit seinen die Gesamtschau fördernden Lichtbildern und Karten zur Höhe der besten Beschreibungen Zentralasiens.

J. G. GRANÖ.

Untersuchungen über die volkstümliche Ernte- und Dreschtechnik.

JULIUS MARK, Über das Roggendreschen bei den Esten. Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1931. S. 315—374. Tartu 1932.

Derselbe, Neue Bemerkungen über das Roggendreschen und Ernten bei den Esten. SGEG 1932. S. 42—111. Tartu 1935.

Derselbe, Ein Beitrag zum Ernten bei den Esten in älterer Zeit. Annales Academiae Scientiarum Estonicae I. Tartu 1940, S. 425—470.

Der bekannte Fennougrist, Professor der Universität Dorpat Julius Mark hat sich in letzter Zeit mit dem Sammeln estnischen ethnographischen Materials und dessen Veröffentlichung besonders auf dem Gebiet der Ernte und des Dreschen beschäftigt. In mehreren Sommern hat er die Provinz durchstreift, alte Esten ausgefragt und Sachen und Ausdrücke genau in seinem Notizbuch vermerkt. Als technische Gehilfen hat er auch einen Zeichner und einen Photographen bei sich gehabt. So hat er viel neuen und zuverlässigen Quellenstoff aus erster Hand zusammengebracht,

Digitized by Google

den er dann, mit geschichtlichem Quellenmaterial verschmolzen, in deutscher Sprache herausgegeben hat.[1]

In der ersten der genannten Schriften hat der Verf. eine sehr gute sprachgeschichtliche Übersicht über den Ursprung der Ausdrücke für die Getreidegattungen, die Ackergeräte, die Getreideverarbeitung, den Feldertrag und die daraus zubereiteten Speisen gegeben und daran eine genaue Betrachtung der Dreschgeräte und -verfahren angeschlossen. Erfreulich und bei diesen Dingen neu ist die grosse Präzision, mit der der Verf. auch die kleinsten Einzelheiten, die mundartlichen Ausdrücke und ihren Bedeutungsinhalt im Lichte von Beispielen darstellt. Dasselbe gilt auch von den Zeichnungen. Besonders ausführlich und gründlich ist die Aufschichtung des Getreides zum Drusch und das Ausdreschen der Getreideschichten behandelt und wieder durch zahlreiche Zeichnungen illustriert.

In der zweiten Schrift vertieft der Verf. seine Betrachtungen über die frühste Anwendung des (zweiteiligen) Dreschflegels in Südostestland und gibt darauf eine gründliche Übersicht über die ältesten Verbreitungsverhältnisse des Dreschknüttels und des Dreschflegels im ganzen Land. Einer besonders eingehenden Besprechung ist jeder estnische Ausdruck, der sich auf das Dreschgerät bezieht, unterworfen worden. Auf die betreffenden Namen gestützt, konnte der Verf. einige wertvolle Schlüsse ableiten. Er zeigt u. a., dass in manchen Gegenden die Bezeichnungen der verschiedenen Teile (*latv*, *tüvi*) des Dreschflegels nicht ursprünglich zu diesem Dreschgerät gehört haben können, sondern dass sie früher an den Dreschknüttel geknüpft waren, was — wie natürlich — beweist, dass dieser Typus früher überall in Estland gebräuchlich gewesen ist. Indem der Verf. die Dreschflegelterminologie der Lutsi-Esten in Lettland mit der im Kirchspiel Vastseliina (Neuhaus) vergleicht, kann er feststellen, dass die Lutsi-Esten den zweiteiligen Dreschflegel vor ihrer Übersiedlung nach Lettland kannten, so dass die Südesten ihn mindestens schon über 250 Jahre, d. h. spätestens bereits im 17. Jahrhundert verwendet haben. Das Alter ist von den Ethnographen viel erörtert worden. In Estland wie auch in Finnland ist man der Ansicht gewesen, dass er verhältnismässig jung, erst im 18. Jahrhundert in Gebrauch gekommen sei. Prof. Marks Befund über sein höheres Alter stimmt gut zu dem, was der Unterzeichnete

[1] Von diesem Gebiet erschien auf Estnisch auch 1937 eine kleine Studie, *Tuulilehvik*, mit englischem Referat *Winnowing-Fans*, in Eesti Rahva Muuseumi Aastaraamat XI, S. 148—159.

Digitized by Google

gleichzeitig über die Dreschflegel in Südwestfinnland ausgeführt hat.[1] — Ausser dem Roggendreschen werden in diesem Artikel noch die Getreidehaufen, die Darre mit doppelten Sparren und die Strohtragen behandelt. Von Finnland aus gesehen, ist die Bezeichnung *hakk* 'Getreidehocke' von Interesse, die finnischerseits in ein paar östlichen Kirchspielen des Eigentlichen Finnlands (Kisko, Suomusjärvi) eine genaue Entsprechung (*hakkinen*) hat.

In der dritten Studie beschäftigt sich der Verf. mit der Sichel und der Erntetechnik. Über die erstere hat er nicht viel zu dem, was schon von früherher aus den Untersuchungen von I. Manninen u. a. bekannt ist, hinzuzufügen gehabt, doch bietet er einen gründlichen Bericht über das vorgeschichtliche Material. Sehr beachtenswert ist die Feststel-

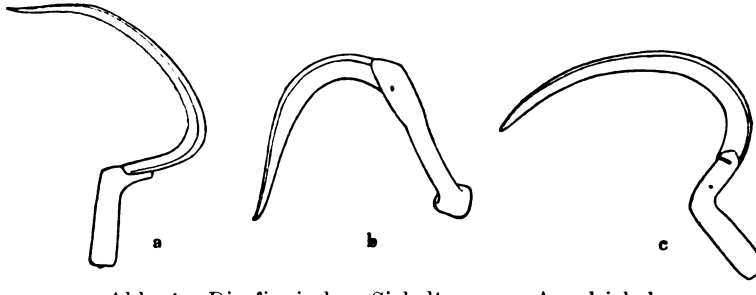


Abb. 1. Die finnischen Sicheltypen. *a* Angelsichel.

lung, dass auch in Estland etwa im 11. Jahrhundert eine ähnliche Vertauschung des Sicheltypus wie in Karelien stattfindet, womit der Unterzeichnete auch sowohl die Entlehnung des neuen Namens der Sichel (fi. *sirppi*, est. *sirp* usw. < russ. серп) in die ostseefinnischen Sprachen als auch die Einführung einer neuen Erntetechnik in diesen Ländern verbunden hat.[2] Der ältere Sicheltypus hat sich fortentwickelt in Westestland (hauptsächlich auf den Inseln) und stellenweise in Südwestfinnland erhalten. Auch die schwedischen Sicheln reihen sich teilweise dieser älteren Gruppe ein.

Im Anschluss an die Feststellung Marks ist es angebracht, noch die Wanderung des neuen Sicheltypus zu betrachten, den wir der Einfachheit halber die *Angelsichel* nennen können,

[1] Varsinaissuomalaisten kansanomaisesta taloudesta, S. 112.
[2] Zur Geschichte der finnischen Sicheln, in Suomen Muinaismuistoyhdistyksen Aikakauskirja XL, S. 228 ff.

Digitized by Google

weil für ihn die durch den kurzen Stiel gehende Angel — bei den anderen Sicheln und Sensen ist die Klinge am Aussenrand des Stiels befestigt — und die von dem geraden Stiel mehr oder weniger scharf nach hinten und aussen geschwungene Klinge charakteristisch sind (Abb. 1 a und 2 a).

Von Ladoga-Karelien und Estland abgesehen, wissen wir jetzt, dass die Angelsichel um dieselbe Zeit oder vielleicht früher auch nach der Südküste der Ostsee gelangte. Sie gehört nämlich zu dem unlängst veröffentlichten Fundinventar der ersten von den slavischen Pomorjanen im 11. Jahrhundert erbauten Burg Zantoch (in Pommern). Der Herausgeber bemerkt: »Wie die ganze Form der Sichel so hat auch besonders die Art der Spitzenverstärkung bei heute noch gebräuchlichen slavischen Sicheln ihre Entsprechungen.»[1]

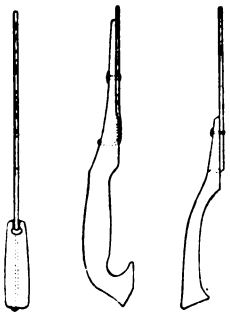


Abb. 2. Die Schäftung der finnischen Sicheln. *a* Angelsichel.

Wie ich früher gezeigt habe, stammt die Angelsichel in Finnland und im Baltikum sowohl hinsichtlich ihres Namens als ihres Typus aus Osteuropa. Eine ausgezeichnete Parallele bildet die ungarische Angelsichel: Name und Typus weisen nach Osten, die ältesten Funde sind aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends. Die Geschichte der Sicheln Ungarns ist von Dr. BÁTKY aufgehellt worden. Nach ihm gehören die in den Gräbern von Szobolcs gefundenen, in die Zeit der ungarischen Landnahme fallenden und die in den Erdburgen von Szentes angetroffenen sog. hunnischen Sicheln etwa aus dem 8. Jahrhundert demselben Formenkreis an, und von ihnen sind die ersten durch die Avaren nach Ungarn gekommen.[2] Diese Annahme hat KR. VAKARELSKY noch erweitert und er hat festgestellt, dass auch die altbolgarischen Sicheln den alten ungarischen Angelsicheln, wie sie auch in Bulgarien gefunden worden sind, überraschend ähnlich sehen.[3] Zuletzt hat Bátky — in seiner Besprechung der Sichelstudie des Unterzeichneten — hervorgehoben, dass die Angelsichel seit uralten Zeiten an der Wolga bei den Bolgaren heimisch war, von denen sie dann durch Vermitt-

[1] A. BRACKMNN und W. UNVAERZAGT, Zantoch, eine Burg im deutschen Osten, S. 83. Deutschland und Osten I (1936).

[2] ZSIGMOND BÁTKY, Újabb adatok arató-sarlóinkhoz. A Magyar Nemzeti Múzeum Néprajzi Tárának Értesítője 1927, S. 114.

[3] KR. VAKARELSZKY, Az aratósarlók származása és osztályozása. A Magyar Nemzeti Múzeum Néprajzi Tárának Értesítője XXIV (1932), S. 61 ff.

Digitized by Google

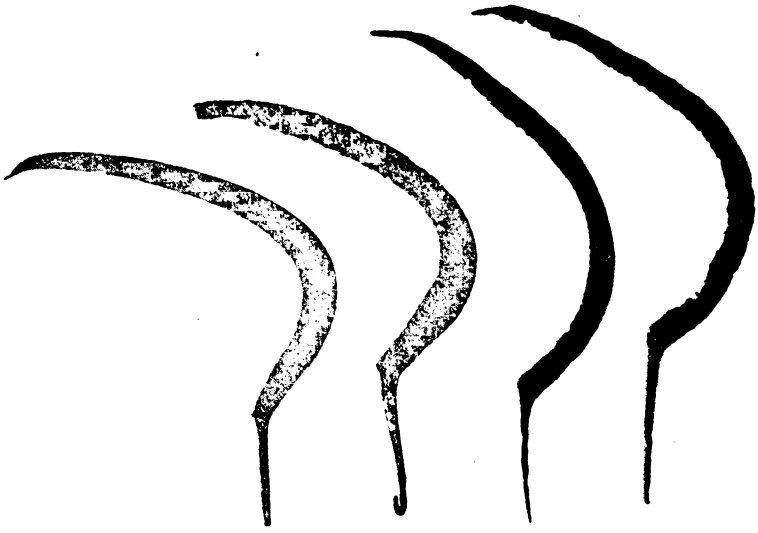


Abb. 3. Typische osteuropäische Sichelklinge aus der jüngeren Eisenzeit des Wolgagebiets. Sammlung Zaussailov, Nationalmuseum, Helsinki.

lung von Novgorod nach den baltischen Ländern (wie der Name *sirppi* zeigt) und andererseits durch die Hunnen (Avaren), Ungarn und Bulgaren nach den Donauländern gelangte.[1] Ung. *sarló* 'Sichel' ist nämlich ein altbolgarisches (oder alttschuwaschisches) Lehnwort, durch das die Wanderungsrichtung des Gerätes beglaubigt wird. Zu derselben Lehnschicht gehören — bezeichnenderweise — u. a. ung. *tarló* 'Stoppelfeld', ursprünglich 'Acker', *árpa* 'Gerste', *aratni* 'ernten', *kéve* 'Garbe', *szérű* 'Tenne', *szórni* 'wannen, Getreide worfeln', *ocsu* 'Afterkorn', *eke* 'Pflug'.[2]

Andererseits begegnet man aber der Angelsichel in England und Irland schon in den Funden aus der Römerzeit.[3] Sie ist jedoch hier leicht von dem östlichen Typus zu unterscheiden. Die Klinge des englischen Typus bildet einen ebenmässigen Halbkreis und ist nicht so eckig wie die des östlichen; ausserdem ist für den östlichen die besondere Form und Verstärkung der Klingenspitze sehr charakte-

[1] Ethnographia-Népélet XLVII (1936), S. 230.

[2] ZOLTÁN GOMBOCZ, Die bulgarisch-türkischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache, S. 190, MSFOu. XXX.

[3] R. G. COLLINGWOOD, The Archaeology of Roman Britain (London 1930), S. 269; W. M. FLINDERS PETRIE, Tools and Weapons (London 1917), S. 46, Taf. LIV. Im Britischen Museum Funde aus Antrim (Irland) und aus London.

Digitized by Google

ristisch (Abb. 3), die an den westlichen Sicheln fehlt (Abb. 4). Der gemeinsame Ausgangspunkt beider ist im alten keltischen Gebiet und ferner im Kulturkreis des Mittelmeeres zu finden. An der La Téneschen keltischen Zoll- und Grenzstation in der Schweiz hat man von der Angelsichel mehrere Exemplare aus der vorrömischen Eisenzeit, etwa 300—50 v. Chr., angetroffen.[1] Aus Pompeji sind auch ein paar typische Klingen bekannt.[2] Das frühe Eindringen der Angelsichel nach England ist mithin wohl begreiflich. Augenscheinlich ist die Angelsichel in den Kolonien des Pontischen Gebietes an den Gestaden des Schwarzen Meeres gebräuchlich gewesen, von wo sie sich weiter zu den Wolgabolgaren verbreitete. Auf Grund des heute vorliegenden Materials lässt sich das jedoch nicht beweisen, weshalb die Frage dauernd offen bleibt. Wir können indessen feststellen, dass die Wanderung der Angelsichel über tausend Jahre gebraucht hat, bevor dieselbe aus dem mediterranen Kulturkreis nach dem Ostseebereich gelangte. Noch später ist sie über die Ostsee nach Skandinavien gekommen, das sie schliesslich offenbar sowohl auf dem westlichen als dem östlichen Wege erreicht hat.[3] Ein reicheres vorgeschichtliches Material und fortgesetzte Untersuchungen dürften den Wanderungsweg und die Chronologie der Angelsichel genauer aufklären.

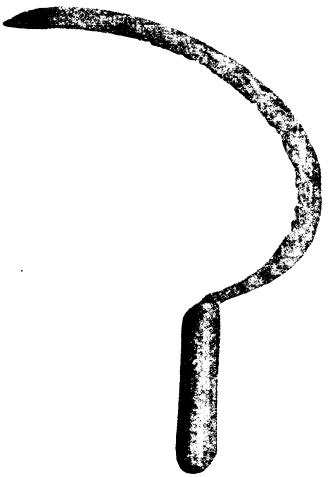


Abb. 4. Westeuropäische Sichel von Bornholm aus dem 12. Jh.

Durch welche Vorzüge ist nun die Ausbreitung der Angelsichel von einem Volk zum anderen ermöglicht worden? Auf Grund des mir bekannten vorgeschichtlichen, ethnographischen und sprachwissenschaftlichen Materials bin ich in meiner obenerwähnten Studie zu dem Schluss gekommen, dass die ältere finnische Sichel (namens *kamppi*) eine *Hausichel*

[1] P. Vouga, La Tène, Taf. XXIV—XXV; Vakarelszky, a. a. O., S. 61.

[2] W. M. Flinders Petrie, Tools and Weapons, Taf. LIV: 33, 34.

[3] K. Vilkuna, Ett bidrag till diskussionen om en sädesskärtyps invandring till Sverige, in Budkavlen 1935, S. 117—124; siehe auch Ragnar Jirlow, Svensk-österbottniska skäror, in Budkavlen 1935, S. 41—42.

Digitized by Google

war (und in gewissem Sinne noch heute ist), mit der das Getreide abgeschlagen wurde. Dagegen ist die neuere Angelsichel (*sirppi*) eine wirkliche Schneidesichel, mit der das Getreide unter Anwendung einer ausserordentlich praktischen »Handvoll»-Technik abgeschnitten wird.

Meine Darstellung, nach der die älteren Sicheln Hausicheln gewesen wären, wird von Prof. Mark schroff abgelehnt. Seinerseits ist er zu dem Ergebnis gekommen: »mit den eisenzeitlichen Sicheln wurde das Getreide 'straussweise' geschnitten; als die [Angel-]Sichel – – bei uns bekannt wurde, lernte man, das Getreide 'handvollweise' schneiden» (S. 468). Da die ziemlich ausführliche Polemik Marks teils auf Missverständnis und teils auf mangelnder Sachkenntnis

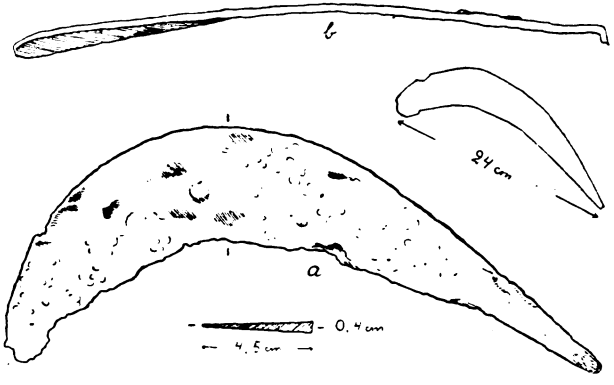


Abb. 5. Eiserne Sichelklinge aus der mittleren Eisenzeit Estlands. Nach Julius Mark.

beruht, ist es geboten, ihm Punkt für Punkt zu erwidern, und zugleich kann ich meine frühere Darstellung vervollständigen.

Man braucht bloss die breite und nur etwas gekrümmte, sensenartige Klinge der dänischen und estnischen älteren eisenzeitlichen Sicheln (Abb. 5 und 6) anzusehen, um die Vorstellung zu gewinnen, dass es sich um ein Schlaggerät und nicht um ein Schneidgerät handelt. Bei einem Schlaggerät ist eine breite Klinge sowohl wegen ihrer Festigkeit wie als Inertiequelle von Vorteil. Um aber diesbezüglich sicher zu sein, müsste man wissen, wie sie geschäftet gewesen sind. Glücklicherweise haben wir aus dem Moor Vimos in Dänemark den wohlerhaltenen Moorfund aus dem 4. Jahrhundert, welcher zeigt, an was für einem Stiel die Klinge einer solchen »Sichel» gesessen hat (Abb. 7). Die Länge und Form des

Digitized by Google

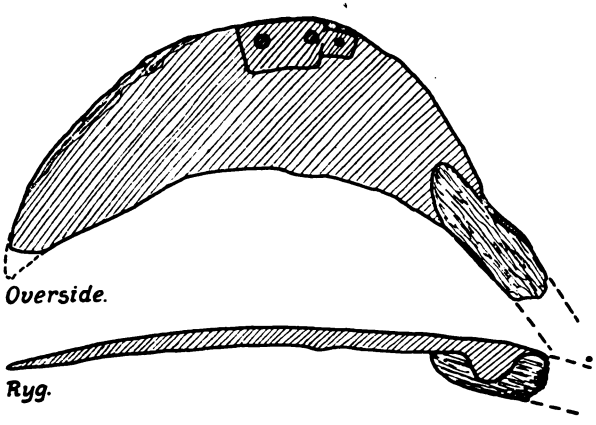


Abb. 6. »Den kortskaftede Le» aus der römischen Eisenzeit. Uggerby, Dänemark. Nach Axel Steensberg.

Stieles sowie die Stellung der Klinge lassen erkennen, dass man es nicht mit einem Schneid-, sondern mit einem Schlaggerät zu tun hat. Die dänischen Forscher gebrauchen von dieser breitklingigen »Sichel» der römischen Eisenzeit denn auch ganz richtig den Namen *le* 'Sense'. STEENSBERG betrachtet eine derartige Klinge tatsächlich gerade als den Prototyp der kurzschäftigen Sense.[1] In vorgeschichtlichen Zeiten waren die Sichel und die Sense und sogar teilweise das Laubmesser ein und dasselbe allgemeine Gerät, mit dem sowohl Uferschilf und Laub als Getreide abgemäht wurde. Gehen wir noch weiter in der Zeit zurück und betrachten die Feuersteinsicheln mit Holzbügel, so müssen wir wieder von einem Schlaggerät sprechen. Versucht man mit einem solchen Gerät die Halme abzuschneiden, indem man sie zugleich an sich zieht, so erheben sich die Halme allerdings dabei mit den Wurzeln aus der Erde und reissen nicht ab. Führt man aber gegen das in der linken Faust zusammengepresste Halmbündel mit der in der rechten Hand gehaltenen Feuerstein-

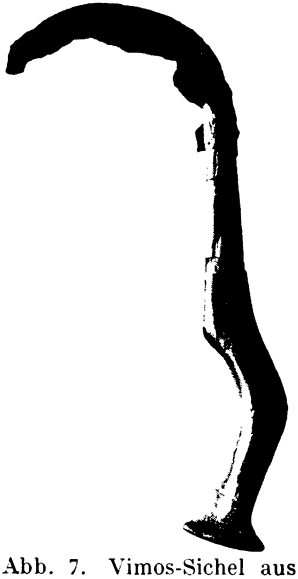


Abb. 7. Vimos-Sichel aus dem 4. Jh.

[1] AXEL STEENSBERG, Brugen af kortle og løvkniv i Jernalderen, in Aarboger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1939, S. 287 ff.

Digitized by Google

zahnsichel einen sägenden Schlag, so werden die Halme durchtrennt. Übrigens heben sich die Halme auf den altertümlichen Brandflächen, wo die Samen nur von einer sehr dünnen Oberschicht verdeckt sind, leicht mit den Wurzeln heraus, und das ist ja nicht beabsichtigt, wenn man eine Sichel anwendet. — Hoffentlich ist es mir einmal vergönnt, mit meinem Freund Prof. Mark auf ein Getreidefeld zu gehen, um in der Natur die verschiedenartigen Sicheln und Erntemethoden auszuprobieren!

Als ethnographischen Beleg für das Alter der Hautechnik habe ich beiläufig angeführt, dass mit der krummstieligen Sichel des alten Typus noch heutzutage hier und da in Finnland und Estland das Getreide gehauen wird. Jetzt hat Mark ein ausserordentlich reiches Material gesammelt, welches zeigt, dass die Hautechnik in Estland ein ganz junges Verfahren ist, an dessen Einführung die alten Leute sich noch erinnern. Und »das Hauen ist», wie Mark ganz richtig sagt, »im Grunde genommen eine Abart des Mähens: man haut die Halme mit der Sichel von rechts nach links nach dem Korn hin, sammelt mit der Linken die Halme und hilft gelegentlich mit dem linken Fuss nach, bis eine Büschelmenge voll ist» (S. 433). Ich habe jedoch keine solche Abart des Mähens gemeint, die eine lokale Zwischenstufe im Übergang vom Sichelgebrauch zur Sense bei der Ernte darstellt. Auch für Finnland können wir sie als ein junges Verfahren erweisen, das erst mit der bewusst geförderten Landschaft einzuführen versucht worden ist. Man weiss, dass u. a. an der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Mustiala (gegründet 1840) im sog. Rundschnitt unterrichtet worden ist, wofür in der dortigen Maschinenwerkstätte grosse Hausicheln hergestellt wurden, die stark an die alte krummstielige Sichel erinnern, aber viel grösser sind.[1] Mark hat gezeigt, dass die für das Hauen gebrauchten estnischen Verba (*koogutama*, *kraasima*, *raiuma*, *roovima* usw.) sehr schwankend und in dieser Bedeutung nicht alt sind. Dasselbe ist auch für Finnland festzustellen. Ausser dem erwähnten künstlichen Wort für den Rundschnitt, fi. *pyöröleikkuu*, gebraucht das Volk den Ausdruck *lyödä klavia* (Kalanti, Laitila, Vehmaa), worin *klavi* wegen seines anlautenden Konsonantismus ein junges Lehnwort oder eine andere junge Bildung sein muss.

Diese späte Abart des Heumähens schliesst aber natürlich nicht aus, dass das Getreide mit der eisenzeitlichen breitklingigen und krummstieligen Sichel gehauen worden

[1] Bericht des Schuldirektors Antto Laiho u. a. in Mustiala; siehe auch Kansatieteellinen arkisto I, S. 143.

Digitized by Google

ist; ebensowenig, dass diese neuere Hautechnik möglicherweise dort, wo die alte krummstielige Sichel fortlaufend bis zum heutigen Tage erhalten ist, sich, wie strichweise in Südwestfinnland, auf der alten Hautechnik aufgebaut hat. Ich habe als sprachlichen Beleg für das Alter der Hautechnik fi. *hosua* 'schlagen, (Getreide mit der Sichel) hauen' und inselest. *(h)õsuma* 'Getreide schneiden oder hauen, ernten'[1], *õzus* 'Kornschnitt, Ernte' (Wiedemann) angeführt und bin von der Urbedeutung 'schlagen, hauen' ausgegangen. Dies hat Mark in Zweifel ziehen wollen und hat selbst geltend gemacht, dass bei dem finnischen *hosua* im Gegenteil die Bedeutungsentwicklung 'schneiden' > 'schlagen, hauen' stattgefunden habe (S. 468). Das ist unmöglich. Überall in den Dialekten des Finnischen bedeutet *hosua* 'schlagen' (*hosua kepillä* 'mit einem Stock schlagen' usw.), wie auch das aus dem Finnischen stammende lappische Wort *hoassat*. Nur die Bedeutung 'schlagen' findet sich auch in der alten finnischen Schriftsprache, z. B. bei Agricola 1551 (»ia meiden Syndein teden hosuttu» 'und um unserer Sünde willen zerschlagen' Jes. 53: 5). In Savo begegnet ausserdem das Substantiv *hosa*, das ein äusserst primitives Ackerbau- und Haugerät bezeichnet, nämlich einen aus dem Wipfelteil eines jungen Nadelbaums angefertigten dünnen Besen, mit dem beim Brennen von Schwendenland das Feuer im Erdboden durch Schlagen gelöscht wird, wenn es sich von der Brandfläche in den Wald auszubreiten versucht.[2] Nur in dem ältesten Kulturgebiet Finnlands zwischen Turku und Uusikaupunki wird das Verb *hosua* beim Ernten und auch hier nur von der Hautechnik gebraucht. Allein im Estnischen hat es stellenweise die Bedeutung 'Getreide schneiden' angenommen. Auch dort ist *(h)õsuma* in manchen Gegenden in der Bedeutung 'Getreide hauen' gebräuchlich, wie aus den von Mark angeführten Beispielen hervorgeht. Die vielen Bedeutungen von *hosua* im Finnischen (z. B. Renvall: *hosua* 'ausklopfen, prügeln, geisseln'; Lönnrot: 'prygla, basa, piska, gissla, slå; slå omkring, göra något brådskande el. vårdslöst') lassen sich semantisch nicht erklären, wenn man von einer so festumrissenen Urbedeutung wie 'schneiden' ausgeht. Ebenso schwer sind auf dieser Basis die Bedeutungen von lp. *hoassât* zu erklären, die Nielsen in seinem Lapp Dictionary gibt: 'work vigorously and efficiently (of work which entails energetic use of the arms); Kr. cut, chop, mightily (said boastfully);

[1] Varsinaissuomalaisten kansanomaisesta taloudesta, S. 107.

[2] Siehe Ahti Ryikönen, Savupirttien kansaa, S. 74 und Aarni VII, S. 24.

Digitized by Google

Kt. cut, chop, quickly and well'. Dagegen eignet sich die Bedeutung 'schlagen, hauen' gut zum gemeinsamen Ausgangspunkt. — Bemerkenswert ist ferner, dass *hosua* ~ *hösuma* 'Getreide hauen oder schneiden' nur in einem Gebiet bewahrt ist, wo sich bis zum heutigen Tage die alte krummstielige Sichel erhalten hat.

Nach der Ansicht Marks sind ausserdem die eisenzeitlichen Sichelklingen »viel zu klein — in einigen Fällen bloss von der Grösse eines modernen Gartenmessers — um damit Getreide abhauen zu können» (S. 467). Hierzu braucht nur bemerkt zu werden, dass zwischen der Klinge der heutigen Hausichel und der der vorgeschichtlichen Sichel kein grösserer Gradunterschied besteht als gegenwärtig zwischen der Axt oder dem Beil und der eisenzeitlichen Axt, gar nicht zu reden von den kleinen bronzezeitlichen Kelten, die auch Haugeräte waren, aber ebenso überraschend klein sind wie die bronzezeitlichen Sichelklingen.

Wir kommen noch einmal auf die ländererobernde Angelsichel und ihre Vorzüge zurück. Sie ist, wie der dritte volkstümliche Sicheltypus in Finnland, dadurch bemerkenswert, dass sie n i e g e s c h ä r f t z u w e r d e n braucht, sondern, wie sich das Volk ausdrückt, *vom Stroh geschärft wird.* Die neue, aus der Schmiede kommende Sichel wird überhaupt nicht gewetzt, sondern man fängt sofort an, mit ihr zu schneiden, und die Sichel wird von Tag zu Tag schärfer. Sie bleibt dauernd scharf, bis die Klinge schliesslich abgenutzt ist und durchbricht. Ich habe mich lange über diese Eigenschaft der Sichelklinge gewundert und habe sie mir nicht zu erklären vermocht, denn es sind nicht mehr viel alte Sichelschmiede am Leben. Erst im vorigen Sommer erhielt ich in Südpohjanmaa eine zuverlässige Erklärung dafür, worauf jene seltsame Eigenschaft beruht: die alten Sichelschmiede härten die Klinge so, dass sie auf der Unterseite härter als auf der Oberseite wird, infolgedessen das Stroh die Oberseite schneller abnutzt und die sehr dünne härtere Stahlschicht immer eine sehr dünne — also scharfe — Klingenschneide bleibt. Ein anderer Gewährsmann teilte mit, dass die Schneide der Sichel wie die besten deutschen Stahlfabrikate aus Schichten verschiedenen Härtegrades geschmiedet wurde, wobei die härteste und zugleich dünnste in die Mitte kam; die weichen nutzten sich schneller an der Oberfläche ab, und die Schneide blieb scharf. Wie diese Härtung (*kallitseminen*) und Zusammenfügung der verschiedenen Schichten in der Praxis ausgeführt wird, ist mir immer noch verborgen, und ich habe sie auch in der Literatur nicht behandelt gefunden. Auch weiss ich nicht, inwieweit diese Erschei-

Digitized by Google



Abb. 8. Roggen wird mit der »Handvoll»-Technik geschnitten. Eine Handvoll wird gerade aufgehoben. Ostbottnien, Finnland. Foto Eino Mäkinen 1939.

nung in anderen Ländern bekannt ist. Dagegen habe ich selbst viel die vom Stroh geschärfte Sichel gebraucht und festgestellt, dass sie wirklich scharf bleibt. Nur aus Ungarn liegt mir eine private Mitteilung darüber vor, dass die dortige Angelsichel auch vom Gras geschärft werden muss, was darauf hinweisen würde, dass diese Eigenschaft für den Typus überhaupt kennzeischnend ist.

Für die schnelle Erledigung der Arbeit und ihre tadellose Ausführung ist es von höchster Wichtigkeit, dass die Sichel fortgesetzt scharf bleibt. Es ist denn auch erstaunlich, wieviel Roggen eine geschickte Frau — die Frauen übertreffen ja die Männer oft in der Handhabung der Sichel — mit der Angelsichel bei Anwendung des »Handvoll»-Verfahrens in einem Tage schneidet und wie reinen Tisch sie dabei macht. Wenn sie sich bückt, um Getreide abzuschneiden, sammelt sie zuerst mit der Sichel Halme, drückt sie mit der freien linken Hand möglichst fest zusammen und schneidet sie mit einem derben Zug ganz dicht unter der Linken ab. Nun streckt sie nicht den Rücken, trennt nicht die durchgeschnittenen Halme von dem noch stehenden

Digitized by Google

Getreide und legt sie nicht auf die Stoppeln nieder, sondern schneidet eine gleiche Handvoll rechts und eine dritte links ab. Diese nimmt sie nicht mehr zwischen die Finger, sondern lässt die zuerst geschnittenen aus den Fingern gleiten und hält nur die zwei zuletzt geschnittenen Händevoll fest, die so, unter den ersteren gekreuzt, die früher geschnittenen binden. Wenn sich in der linken Hand schon ein ganzes Büschel befindet, streckt die Frau den Rücken gerade, hebt, die Halme in der Mitte mit der Sichel stützend, das ganze Büschel mit einer schwungvollen Bewegung auf und von der Einschnittsfront weg und legt es auf die Stoppeln. Zwei oder drei solche Partien ergeben eine dicke Garbe, die gebunden und in eine Puppe aufgesetzt wird.

Von dieser Erntemethode wird in den südwestfinnischen Dialekten das Verbum *pivota* (von *pivo* 'hohle Hand'), in Ost- und Nordfinnland *kourata*, *kouria* (von *koura* 'hohle Hand') gebraucht. Es scheint klar, dass diese Technik speziell mit der Angelsichel verknüpft ist, obgleich sie sich dann einigermassen über deren Verbreitungsgrenzen ausgebreitet und die einfachere Hautechnik, die kein so scharfes Schneidgerät forderte, verdrängt hat. Ihrerseits musste die Handvoll-Technik dem immer gewöhnlicher gewordenen Mähen des Getreides und dieses wiederum der Mähmaschine Platz machen.

In den Fragen, die mit der Ernte zusammenhängen, hat die Forschung noch viele wertvolle Aufgaben vor sich. Prof. Mark sind wir dankbar, dass er in bezug auf Estland viel grundlegende Arbeit geleistet hat.

KUSTAA VILKUNA.

Estnische Volkskunde.

F. LINNUS, Eesti vanem mesindus. I. Metsamesindus. 495 S. 201 Abb. Eesti Rahva Muuseumi Aastaraamat XII—XIII. Tartu 1939. Mit deutschem Referate: Die ältere Bienenzucht Estlands. I. Die Waldbienenzucht. 60 S.

Die Untersuchung von Dr. LINNUS, Leiter des Estnischen Nationalmuseums, ist eine bemerkenswerte Leistung und bietet viel mehr, als der Titel verspricht. Ihren Ausgangspunkt bildet zwar nur »die ältere Bienensucht Estlands», die sog. Waldbienenzucht, aber sie behandelt vergleichend das gesamte europäische alte Waldbienenzuchtgebiet, d. h. ein

Digitized by Google

Gebiet, auf dem die Beuten in den Höhlungen lebender Bäume lagen, mochten es von der Natur gestaltete oder eigens gegrabene, vom Menschen zu öffnende und zu besichtigende Vertiefungen sein. Diese primitive Periode der Bienenzucht ist recht lang und abwechslungsreich gewesen. Es dauerte nämlich geraume Zeit, bis der Mensch darauf kam, eine ausgehöhlte Beute vom Honigbaum abzuspalten und sie in die Nähe seiner Behausung zu schaffen, bei der sich dann nach und nach ein eigentlicher Bienenstand mit künstlichen Bienenstöcken entwickelte. Vorher richtete er seinen Scharfsinn darauf, die Honigbäume in Besitz zu nehmen, handliche Besichtigungs- und Klettergeräte auszubilden, die Bäume richtig auszuhöhlen, Vorrichtungen zur Abwehr der schlauen Bären und anderer Honigdiebe zu bauen und vor allem selbst die Höhlung zu überwachen und den darin angesammelten Ertrag an Honig sachgemäss zu entnehmen.

Dr. Linnus hat das estnische Material seines Forschungsgebiets ausserordentlich vollständig und gründlich zusammengetragen und vorgeführt. Jeden einzelnen Bienenbaum (est. *tarupuu*), der sich bis heute erhalten hat, hat er eingehend studiert und an Hand von Messungen, Abbildungen und Karten beschrieben. Ausserdem hat er einschlägige Überlieferungen mit Hilfe von Fragebogen und auf zahlreichen Einsammlungsreisen gesammelt, deren Ergebnisse er gewissenhaft und erschöpfend mitteilt. Dies ist möglich gewesen, weil das erhalten gebliebene Material und die damit verbundenen Traditionen bereits verhältnismässig stark zusammengeschmolzen sind. In reichem Masse konnte jedoch aus geschichtlichen Quellen ergänzender Stoff herbeigeschafft werden. Allein aus der Zeit zwischen 1206 und 1636 hat der Verf. 104 Urkundenauszüge veröffentlicht und sie einer Analyse unterzogen.

Seinem Aufbau nach ist das Werk von Linnus ziemlich mechanisch. Auf die Darstellung des estnischen Materials folgt die Vorführung des baltischen, finnisch-ugrischen, slavischen, germanischen und türkisch-tatarischen Stoffes. Den Hauptteil der Untersuchung bildet der dritte Abschnitt: »Vergleiche und Zusammenfassungen», der mehr als die Hälfte des ganzen Werkes umfasst. Darin wird im Einzelnen vergleichend die ganze gegenständliche Seite der Waldbienenzucht und ihre Technik durchgenommen; auch werden da die mit der Bienenzucht zusammenhängenden Rechtsgebräuchen und religiösen Vorstellungen betrachtet und alle eigentlichen Fachausdrücke vom sprachgeschichtlichen Standpunkt untersucht. Unter anderem hat Verf. Tatsachen vorgebracht, durch die, im Widerspruch mit den hypothetischen Darle-

Digitized by Google

gungen von Prof. Mägiste und Kettunen, die Lehnverhältnisse von est. *taro-, tarupuu* < lett. *draru* (dialekt. *dori, dorw, durva* usw.) und *draru priede* 'Bienenstock-Kiefer' — und von liv. *īrda īrda pieda*ʙ 'Bienenstock-Kiefer' < lett. *idra* 'das faule Mark eines Baumes, ein im Kern verwitterter Baum' (S. 468—472) wahrscheinlich gemacht werden.

Die Darstellung ist klar und kritisch. Der Verf. hat mehrere trügerische Hypothesen beseitigt. Seine ausserordentlich grosse Sprachkenntnis und Belesenheit haben ihm ermöglicht, mit gleicher Souveränität sowohl die west- als die osteuropäischen und die klassischen u. a. Quellen zu verwerten und dadurch gut das ganze Waldbienenzuchtgebiet zu erfassen, dessen alte Ausdehnung er somit umreissen und in dem er die alten gemeinsamen Grundzüge sowie die typischen örtlichen Erscheinungen aufzeigen konnte. Hierauf gestützt, konnte er fünf geograpische Untergebiete oder Kulturkreise unterscheiden, in denen die alte Waldbienenzucht im grossen und ganzen gleicher Art war. Die dieses ganze Gebiet beherrschende Gruppierung ist als das Hauptergebnis der Untersuchung zu betrachten. Die Gebiete sind folgende:

1. Das Wolga-Kama-Uralgebiet, in dem Waldbienenzucht von finnisch-ugrischen und türkisch-tatarischen Minderheitsvölkern sowie in geringem Masse von den Grossrussen getrieben wird; 2. das Ostbaltikum oder das Gebiet des heutigen Estland und Lettland; 3. Litauen und Weissrussland; 4. Polen und die Ukraine und 5. das westlich von Polen liegende Gebiet, das im Osten mit Schlesien und Ostpreussen beginnt und im Süden mit Mähren und Niederösterreich sowie im Westen am Rhein endet.

Diese Gebiete gruppieren sich untereinander noch so, dass sich das Ostbaltikum näher an das Wolga-Kama-Gebiet als an die südlich-westlichen Gebiete anschliesst, welche sich ihrerseits enger aneinanderfügen und ein grosses westliches Waldbienenzuchtgebiet bilden. Das Zentrum des östlichen Gebiets scheint in der Gegent der Wolga gelegen zu haben, das des westlichen andererseits in dem von der Südostküste der Ostsee bis zur Ukraine reichenden Gebiet, in dem von alters her baltische (litauische) und slavische (polnische, weissrussische und ukrainische) Stämme gewohnt haben. Das westlichste deutsche Waldbienenzuchtgebiet ist, wie der Verf. zeigt, erst im späten Mittelalter unter westslavischem Einfluss entstanden. Von den deutschen Forschern abweichend, aber grossenteils im Anschluss an HÄMÄLÄINEN weist Linnus mit guten Gründen nach, dass die ältesten eigentlichem Bienenzüchter in der Gegend der Wolga durch ein in einem überaus günstigen Waldgebiet wohnhaft gewesenes finnisch-

Digitized by Google

ugrisches Volk und im Westen durch ein baltisches Volk in dem südlicher gelegenen Gebiet vertreten gewesen sind. Die türkisch-tatarischen und slavischen Völker erlernten die Kunst erst später. Linnus will jedoch die »Erfindung» keinem einzelnen Volk zuschreiben, sondern betont die Bedeutung der Natur des Wohngebiets, d. h. die Wichtigkeit günstigen Klimas, honigliefernder Pflanzen und geeigneter Bäume mit Höhlungen als Vorbedingungen der Bienenzucht.

Eine eigentliche fortlaufende Bienenzucht in Baumhöhlungen dürfte seiner Ansicht nach am Ende der jüngeren Steinzeit in Verbindung mit einer steten Besiedlung mit vorwiewiegendem Ackerbau angefangen haben. Einen wichtigen Anstoss erhielt ihre Entwicklung durch die Beschaffung des zum Giessen der Metalle erforderlichen Wachses. Ethnographische Parallelen und sprachliche Belege führen wirklich in Zeiträume zurück, die nach Tausenden von Jahren zu messen sind.

So hat Linnus durchgreifend einen für mehrere finnisch-ugrische Völker typischen Erwerbszweig der primitiven Wirtschaft untersucht und insbesondere einen schönen Abschnitt der alten Kulturgeschichte Estlands beleuchtet. Zugleich ist es von grossem Interesse gewesen, zu sehen, wie sich dieser friedliche Erwerbszweig der grossen Wälder nicht nur bei der Einführung der Metalle, sondern auch anderswie mit bedeutenden weltgeschichtlichen Ereignissen verknüpft. Als die katholische Kirche mit ihren Wachskerzen in den Ländern an der Ostsee eindrang, wurde der Bienenzucht eine bis dahin ungeahnt wichtige Rolle zuteil. Die Reformation versetzte ihr einen Gegenhieb, und der verbilligte Zucker war nahe daran, dem ganzen alten Erwerbzweig ein Ende zu machen, bis die neueste Zeit die Bienenstände wieder zu Ehren gebracht hat.

Oskar Loorits, Endis-Eesti elu-olu I. 61 Abbildungen, 344 S. Commentationes Archivi Traditionum Popularium Estoniae 11. Tartu 1939.

Der Vorsteher des Estnischen folkloristischen Archivs, Dr. Loorits, hat eine Serie von Lesestücken, in denen das Volksleben der alten Esten behandelt wird, zu veröffentlichen begonnen. Der vorliegende Band ist der erste dieser Reihe, und er enthält in 182 Nummern verschiedene Schilderungen, Erinnerungen, Sagen, Lieder usw. aus dem Fischer- und Seemannsleben. Die Zusammensetzung ist recht bunt. Es sind mehrere verhältnismässig junge kulturgeschichtliche

Digitized by Google

Reminiszenzen an einzelne Ereignisse aufgenommen, wertvolle Beschreibungen des Fischereiwesens verschiedener Gegenden (Nr. 29, 33, 40, 45, 65, 79 und 90), an die Fischerei geknüpfte abergläubische Vorstellungen und Sagen, Volkslieder, Anekdoten und Scherze usw. Besonders bemerkenswert sind die vielen Erzählungen über Fahrten und Beziehungen der Fischer zu anderen Küsten, wie die Fischerei auf den Inseln der finnischen Seite des Finnischen Meerbusens, die Beziehungen der Öseler und der Liven, die Reisen nach Finnland, Stockholm und Gotland, die unternommen wurden, um Salz zu holen, u. a. m.

Die Lesestücke wirken sehr echt und frisch. Sie bewahren die mundartlichen Termini technici, und oft ist auch der Ausdruck mundartlich gefärbt. Da die Verfasser der Beschreibungen keine Sammler vom Fach gewesen sind, sind ihre Darstellungen oft durch eine ziemlich starke Oberflächlichkeit gekennzeichnet. Jedenfalls aber bieten sie der vergleichenden Forschung gutes Material; und man darf mit vollem Recht sagen, dass sie geradezu neue Anregungen geben. Es verbergen sich in ihnen viele sehr interessante Fragen, die kaum in der Literatur behandelt worden sind. Da Dr. Loorits zum Druck vorurteilsfrei und mit gutem Forscherblick ein reiches Material ausgewählt hat, hat er der fortgesetzten Forschung einen guten Dienst geleistet.

OSKAR LOORITS, Ununevast kultuurimiljööst. 124 S. Commentationes Archivi Traditionum Popularium Estoniae 12. Tartu 1930. Mit deutschem Referate: Aus verschollenem Kulturmilieu.

Diese Arbeit, die als Artikel auch in den Annales Academiae scientiarum Estonicæ I erschienen ist, enthält eine Erklärung der Bedeutung und der sachlichen Grundlage von sieben estnischen Redewendungen und Ausdrücken. Diese sind: *Astla rastu üles lööma* 'wider den Stachel löcken'; *Ei saa sõba silma peale* 'man bekommt kein *sõba* (Überkleid) aufs Auge'; *Püksit sõeluvad püüli* 'die Hosen sieben Feinmehl'; *Pahast saab hea piibu, vihast saab hea õlle* 'von *paha* (: *pahk* 'Maserknoten im Baume', *paha* 'schlecht') bekommt man eine gute Pfeife, von *viha* (: *viht* 'Badequast', *viha* 'Gift, Biermalz, Hopfen') gutes Bier'; *Soomust tegema* 'Schuppen machen'; *Hädas nagu hunt aianurgas* 'in Not, wie der Wolf in der Zaunecke' und *Südames oli sütevakka* 'im Herzen war ein Kohlenbecken'. Der letzte dieser Artikel enthält eine umfassende Analyse eines alten Volksliedes. Das Volks-

Digitized by Google

lied schildert die traurige Sängerin, wie sie ihr Herz vergeblich zu entzünden versucht habe, und malt dabei metaphorisch ein Bild, als habe sie ein Kohlenbecken im Herzen und auf der Scheitelfläche eine Feuerung. Der Verf. hat alle recht stark voneinander abweichenden Varianten abgedruckt und nach Motiven einzeln analysiert. Zum Schluss hat er das Lied auf seine Grundreaktion zurückzuführen versucht.

KUSTAA VILKUNA.

Zur Lautlehre des Ostlappischen.

ERKKI ITKONEN, Der ostlappische vokalismus vom qualitativen standpunkt aus, mit besonderer berücksichtigung des Inari- und skoltlappischen. Lautgeschichtliche untersuchung. Mémoires de la Société Finno-ougrienne LXXIX. Helsinki 1939. XVI + 386 S.

Diese Arbeit ist eine für die Erwerbung des philosophischen Lizentiatengrades herausgegebene Dissertation, die ich als offizieller Opponent zu prüfen gehabt habe. Obwohl ich nicht Lappolog vom Fach bin, erlaube ich mir doch, den Lesern dieser Zeitschrift einige Ergebnisse meiner Prüfung vorzulegen und ihre Aufmerksamkeit auf diese meines Erachtens ausserordentlich bemerkenswerte Untersuchung zu lenken.

Die ursprüngliche Absicht des Verf. war, seine Dissertation dem Deklinationssystem des Ostlappischen zu widmen, wofür er einleitungsweise eine lautgeschichtliche Einführung hätte schreiben müssen. Da der Lautbestand des Ostlappischen bekanntlich überaus nuancenreich und bunt und seine Geschichte bisher nur wenig aufgeklärt ist, schwoll diese lautgeschichtliche Einführung so stark an, dass schon die eine Hälfte davon, der die qualitative Seite der Vokale behandelnde Teil, durch seinen Umfang und seinen reichen Inhalt einer recht stattlichen Dissertation entsprach. Diesen veröffentlichte der Verf. dann auch getrennt als Lehrprobe.

Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile, in deren erstem die Geschichte der nichtkontrahierten und unverschmolzenen Vokale und im zweiten die der kontrahierten und verschmolzenen Vokale aufgehellt wird. Von den ersteren werden getrennt die Vokale jeder Silbe, der ersten, zweiten, dritten, vierten und fünften, und ihre Schicksale behandelt (weiter zu gehen, ist nicht erforderlich und auch nicht leicht). Die Darstellung ist deszendenter Art, als Ausgangspunkt dienen

Digitized by Google

die Vokale des Urlappischen und ihre urostlappischen Fortsetzungen. Oft geht der Verf. jedoch auf die vorlappischen Ausgangspunkte zurück. Bis ins einzelne wird die Abhängigkeit der Vokale der verschiedenen Silben von den Vokalen der Nachbarsilben aufgezeigt. Bei der Aufklärung der Verhältnisse im Ostlappischen werden oft wertvolle Hinweise auf die entsprechenden Verhältnisse auch anderer lappischer Dialekte, ja zuweilen des Finnischen gegeben. Nachdem beispielsweise die Geschichte der Vokale der ersten Silbe ausführlich besprochen ist, wird S. 56—75 ein instruktiver und klarer Überblick über die Entwicklung der Vokale dieser Silbe im Frühurlappischen geliefert und werden die Entsprechungen derselben im Finnischen und Urfinnischen herausgestellt. Dieser Überblick lässt meiner Ansicht nach diese Dinge anschaulicher hervortreten als bisher alle anderen diesbezüglichen Versuche. Auch dem Kapitel über die Vokale der dritten Silbe ist eine lichtvolle Übersicht angehängt. In bezug auf ihre Ergebnisse beachtenswert und gleichfalls klar disponiert ist die Darstellung der ostlappischen kontrahierten und (nur in diesem Dialekt vorkommenden) verschmolzenen Vokale, die auch bemerkenswerte Hinweise auf die entsprechenden Verhältnisse des Westlappischen enthält. Durchgehend bietet die Arbeit überhaupt wertvolle und scharfe Beobachtungen.

Im allgemeinen darf man sagen, dass das Werk beim Leser einen recht vorteilhaften Eindruck hinterlässt. Die Sachkenntnis des Verf. ist zuverlässig, sein Urteil gut, seine Schlüsse sind vorsichtig gezogen, die Kritik ist sachlich und zwingend. Mit einigen Ausnahmen sind die Ausdrucksweise und der Stil des Werkes schlicht und natürlich. Wenn ich im folgenden einige Einwände erhebe, zu denen mir Anlass vorzuliegen scheint, bemerke ich sofort, dass ich sie nicht als besonders schwerwiegend betrachte oder dass sie die Ergebnisse des Buches irgend wesentlich erschüttern.

Das Quellenmaterial hat der Verf. den wichtigsten Teilen nach selbst sowohl im Inari- als im Skoltlappischen gesammelt. Einzelne Beiträge hat er unter anderem aus den Arbeiten und Sammlungen des verstorbenen Prof. Äimä sowie aus den Werken seines Bruders Dr. T. I. Itkonen erhalten. Doch ist es befremdend und zu bedauern, dass er das lexikalische Material des letztgenannten aus dem Skolt- und Kolalappischen nicht verwertet hat, da er ab und zu über Stoffmangel klagt (z. B. S. 20, 46, 98, 100, 111, 273, 288, 291, 356 usw.). Vielleicht hätte auch das 1937 in der Serie »Языки и письменность народов севера» erschienene Werk von A. T. Эндюковский »Саамский (лопарский) язык» in einiger Hin-

Digitized by Google

sicht brauchbares Material enthalten, obgleich die darin gebrauchte grobe Transkription es für die Zwecke Itkonens im allgemeinen unausreichend macht. Um ein übermässiges Anschwellen seiner Arbeit zu vermeiden, hat der Verf. im allgemeinen Belege nur in allernotwendigster Menge angeführt. Manchmal wäre jedoch eine grössere Anzahl von Beispielen notwendig gewesen, so z. B. in gewissen Punkten auf den Seiten 34 (5. und 8. Absatz), 130 (Punkt *f*), 131 (Absatz 5. *b*), 132 (Punkt *a*), 157 (Punkt *b*, kein einziger Beleg für Wörter mit Sibilant oder Affrikata, obgleich diese in der Regel genannt werden), 159 (Punkt *b*). Mitunter äussert der Verf. Behauptungen, zu deren Beweis er keine Belege anführt oder anführen kann, z. B. S. 177 (*d*, in Klammern), 247 (erster vollständiger Satz), 281 (erster Absatz gegen Ende).

Die Anwendung — auch junger — Lehnwörter als den bodenständigen Wörtern ebenbürtige Argumente scheint unter den Lappologen ziemlich gewöhnlich zu sein, und man begegnet ihr auch im vorliegenden Werk. Trotzdem kann ich dieses Verfahren nicht immer angebracht finden, zumal dann nicht, wenn für einen Fall **nur** junge fremde Belege angeführt werden und es sich um den Reflex urlappischer Verhältnisse in den heutigen Dialekten handelt, vgl. S. 115 (*sǫ̊ą̆·ṇ̂ъ̀ⁱ-ļeȧ̀ļją̇*), 128 (*ķi·h̄ŗe*, *piṣpè*, beide einzige Belege ihrer Art), 129 (in Punkt *c* kaum ein Beleg aus dem Urlappischen ererbt), 131 (c), 178 (Ill. Sg. *kaūppjąṣ̌ṣe* einziger Beleg seiner Art) usw. Andererseits ist allerdings zuzugeben, dass sich auch die jungen Lehnwörter dem Lautsystem des Lappischen meist gut angepasst haben und dass der Verf. ihnen ebenfalls zuweilen sachgemäss zurückhaltend gegenübersteht (vgl. S. 49, 57, 60, 112).

Da die Darstellungsweise des Werkes deszendent ist, wäre es manchmal für den Leser von Interesse gewesen, zu wissen, wie der Verf. zu den von ihm angesetzten Ausgangsformen gelangt ist. Zuweilen, wenn es sich um sehr verwickelte Vertretungen handelt, ist er gezwungen gewesen, die Formen der Ursprache auf aszendentem Wege zu erschliessen. — Störend wirkt auf den Leser, dass mitunter — obwohl selten — unter den lautgesetzlichen Vertretungen eines Vokals auch ex analogia gewonnene angeführt werden, wobei diese allerdings deutlich als solche bezeichnet sind.

Der Verf. beherrscht die Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft im allgemeinen gut. Sein Gedankengang ist klar und logisch und seine Diktion meist präzis. Nur hin und wieder ist eine ungenaue, misslungene oder inkonsequente Wendung eingeschlüpft. So wird S. 37 (Zeile 4. v. o.) von Vokal gesprochen, während Diphthong gemeint ist. Z. B. S.

Digitized by Google

71 (Zeile 16 v. o.) wird der Terminus »artikulationsgrad», S. 72, 73 usw. von derselben Sache der Ausdruck »artikulationsstufe» gebraucht. Die S. 75 oben in Klammern gegebene Bemerkung ist formell misslungen. Der Hinweis (S. 104 oben) auf die Bedingungen der urfi. Lautwandlungen $a\dot{i} > o\dot{i}$, $a\dot{i} > e\dot{i}$, $\ddot{a}\dot{i} > i$ hat eine etwas irreführende Formulierung erhalten (der Übergang $\ddot{a}\dot{i} > i$ ist vom Vokal der ersten Silbe unabhängig). Ebenso ist die S. 108 gesperrt gedruckte wichtige Regel zu weit gefasst. S. 178 (Zeile 9. v. u.) wird von einer analogischen Entwicklung $*\hat{o} > e$ gesprochen, wo gemeint ist, dass *e* auf analogischem Wege an die Stelle von $*\hat{o}$ getreten ist. Nicht zu empfehlen ist auch der Ausdruck S. 228 (Zeile 7—8 o. v.): »Eine späte analogische entwicklung hat in einigen dialekten zu $e > i$ bzw. *a* geführt», oder (S. 262, Zeile 4—5 v. u.): »— — das resultat einer vollkommen nichtlautgesetzlichen analogischen Verallgemeinerung». Noch andere ähnliche kleine Entgleisungen könnten erwähnt werden.

Einige Ungenauigkeiten finden sich z. B. im Literaturverzeichnis S. XV und XVI (die Dissertation von Mark erschien als Sonderdruck aus MSFOu. schon 1923, die von Setälä 1886 und die des Unterzeichneten 1927), ebenso S. 241 (Zeile 13 v. u. »folkesagn» statt »sagn»). Druckfehler enthält die Arbeit in Anbetracht des drucktechnisch ausserordentlich schwierigen Satzes nicht übermässig viel.

Wie der Leser sieht, betreffen die obigen Bemerkungen im allgemeinen nur sozusagen die äussere Schale des Werkes, sie setzen seinen wissenschaftlichen Wert nicht nennenswert herab und erschüttern auch nicht seine Ergebnisse. Als Ganzes ist die Arbeit eine recht achtunggebietende Leistung. Der Verf. hat sich sowohl praktisch als wissenschaftlich gründlich mit seinem Gegenstand vertraut gemacht. In seiner Einstellung zu demselben ist der Zugriff des souveränen Sachkenners zu erkennen. Das Resultat ist ein Werk, das der Forschung des Lappischen und der ganzen finnisch-ugrischen Linguistik neues Material und neue Ergebnisse bietet und diese Wissenschaft einen bedeutenden Schritt vorwärts geführt hat. Selbst wenn die Lappologen vielleicht manches gegen die Arbeit einzuwenden haben sollten, sind die Hauptergebnisse derselben kaum umzustossen. Der Leser sieht der Fortsetzung der von Itkonen geplanten Untersuchungsreihe über das Ostlappische und der Entwicklung seiner gut eingeleiteten Forschertätigkeit vertrauensvoll entgegen.

Y. H. Toivonen.

Digitized by Google

Ein neues lappisches Wörterbuch.

Eliel Lagercrantz, Lappischer Wortschatz I—II. Lexica Societatis Fenno-Ugricae VI. Helsinki 1939. IV + 1250 S.

Das Material für sein grosses Wörterbuch hat Dr. Lagercrantz 1918—1926 auf weiten Reisen in Norwegisch-, Schwedisch- und Finnisch-Lappland gesammelt. Sein Forschungsgebiet hat ganze 30 Dialekte umfasst. Es versteht sich von selbst, dass nicht der Wortschatz aller dieser Dialekte im einzelnen aufgezeichnet werden konnte; zu einer solchen Arbeit würden auch die Kräfte und die Lebenszeit eines emsigen Forschers nicht ausreichen. Aus manchen Dialekten ist augenscheinlich nur das Wesentlichste gesammelt worden, woraus es sich erklärt, dass das Werk z. B. dem Erforscher des Wortschatzes oder der Wortbildung nicht in demselben Masse Neues zu bieten scheint als dem, der nach Stoff für vergleichende lautgeschichtliche Studien sucht. Für den letzteren stellt das Lagercrantzsche Wörterbuch tatsächlich ein geradezu unvergleichliches Hilfsmittel dar; aus einem einzigen Wortartikel kann er die Antwort auf ein Problem gewinnen, dessen Aufhellung auf Grund des früheren Untersuchungsmaterials trotz zeitraubenden Sammelns bei weitem nicht immer möglich gewesen wäre.

Vom grössten Interesse ist das Material aus den bisher sehr mangelhaft bekannt gewesenen südlappischen Dialekten, das in dem Buche repräsentativ vertreten ist. Den Wortschatz des zu dieser Gruppe gehörenden Dialektes von Wefsen hat der Verfasser schon früher unter dem Titel Wörterbuch des Südlappischen nach der Mundart von Wefsen (Instituttet for Sammenlignende Kulturforskning, Serie B: IV; Oslo 1926) veröffentlicht, ein Werk, auf das in dem neuen Wörterbuch häufig verwiesen wird. Die Arbeit, die Dr. Lagercrantz als Sammler des Wortschatzes dieser bereits aussterbenden Dialekte geleistet hat, verdient besonderes Lob.

Wegen der grossen Zahl der bearbeiteten Dialekte ist es natürlich, dass die Phraseologie verhältnismässig stark in den Hintergrund tritt. Eine eingehendere Berücksichtigung derselben hätte das Buch auch sicher über Gebühr anschwellen lassen. Mit Befriedigung stellt man fest, dass der südlappische Stoff auch in dieser Beziehung gut repräsentiert ist.

Da die lautliche Differenzierung in den Dialekten des Lappischen ausserordentlich weit fortgeschritten ist und da auch oft eine weitgehende Aufspaltung der Bedeutung hervortritt,

Digitized by Google

erfordert die Ausarbeitung eines solchen zusammenfassenden Werkes bedeutende Geschicklichkeit und Mühe. Einige Wortartikel, die von der ausgedehnten Kenntnis des Lappischen und von der regen Beobachtungsgabe des Verfassers zeugen, sind eigentlich schon kleine etymologische Studien. Die als ursprünglich zusammengehörig betrachteten oder vermuteten Wörter sind nicht immer in den Rahmen des gleichen Artikels zusammengefügt, sondern bei dem einen Wort ist nur ein Hinweis auf das andere gegeben. Manchmal möchte man jedoch wünschen, dass der Verfasser bei seinen Vergleichen — die allerdings oft mit einem Fragezeichen versehen sind — grössere Kritik hätte walten lassen. Ausserdem scheint der Verfasser aber gar nicht immer darauf ausgegangen zu sein, die verglichenen Wörter etymologisch miteinander zu verbinden, wie die Erklärung auf S. 1183 zeigt: »Die häufigen »vgl.»-Anmerkungen geben jedoch nicht in jedem Falle etymologische Identität an (wofür auch das Zeichen ~ gebraucht wird), sondern sie dienen z. T. dazu, die Aufmerksamkeit des Lesers auf lautlich ähnliche Stämme zu lenken.» Mit gutem Grund kann man sich fragen, was für einen Nutzen die Nebeneinanderstellung von Wörtern hat, die nur durch eine auch vom Verfasser selbst als zufällig angesehene lautliche Ähnlichkeit zusammengehalten werden. Ein solches Verfahren kann ja wohl nur zu zahlreichen Missverständnissen führen, die es bei einem nicht persönlich mit dem Lappischen vertrauten Benutzer des Wörterbuches leicht erweckt. Es seien einige Beispiele derartiger Parallelisierung angeführt. In dem Artikel Nr. 270 wird im Zusammenhang mit *āϑiĕs* Suj. 'eng' [~ lp N *āŧes* < fi. *ahdas*] *âreт* Wfs., *âriJ* Rör. 'hindern' [~ lp N *arret* 'obstruct, hinder, detain, disturb'] angegeben. Die folgenden Wörter werden einander gleichgesetzt: (525) *čạ̊·ṡkkaᴴt* Nes. 'erlöschen (Feuer)' ~ (1652) *jāttiJ* Tän. 'still (lautlos) werden; windstill werden; erlöschen' ~ ? (1629) *jạmʍkạt* Snå. 'erlöschen' ~ (1656) *jāksạrėt* Arj. '(Feuer) löschen'; ein Druckfehler dürfte es doch wohl sein, wenn in demselben Zusammenhang auch auf (1710ᵇ) *jį̄·m̀m̀ạrᴅi̯t* Snå. 'jammern' verwiesen wird. Wie könnten auch die Wörter (1705ᵉ) *jį̄kᴴtėt* Arj. 'sprechen, ein Gespräch anfangen' und (1721) *jĭe·kᴴta* Suj. 'kleines, beim Nähen übrig gebliebenes Fellstückchen' zusammengehören? Ferner werden miteinander verglichen (1670) *jāʜtiĕ* Suj. 'Netzreihe' [~ fi. *jata*] und (1754) *joĭ̀ŭȯ* Arj. id. [~ karelisch *junta*]; (3219) *ʌàjjiɛs* Wfs. 'mild, schwach (Getränk)' und (3492) *loẑ̄ẑ̄ĭĕ* Park. 'sanftmütig, zahm, mild, still' [~ fi. *luja*], richtig gewesen wäre der Hinweis von Nr. 3219 auf Nr. 3235 *lạ̀jv̆ĭĕ* Könk. 'mild, schwach (Getränk)' (in Wefsen ist *-iv-* > *-ij-*, *-jj-*); (3469—3470) *li·èʜmuð* Talm. 'warmes Wetter' [< ? fi.

Digitized by Google

lämmin] ~ (3481-2) *lĭe·wᵘlla* Uts. 'Dampf, Dampfbad' [~ fi. *löyly*]; in Nr. 4496 sind u. a. *olli's* Lyng. 'ganz, vollständig' [~ lp N *olles - l'las-* id.] und *ol̀l̀i̯ėt* Arj. 'reichen, ausreichen; genügen, hinreichen' [~ lp N *ollet -l-* id., vgl.? fi. *ulottua, ylettyä*] zusammengeworfen. Weitere Beispiele: (559) *čė̀·ɛẁ-čį̆es* Arj. 'das (nach hinten gebogene) Knie am Hinterfuss des Renntieres' ~ ? (604) *čĭ̆ĕ·kχčį̆ɹ* Tän. 'Fusstritte geben, mit dem Fusse stossen'; (656) *čoŝko* Arj. 'Holzklotz' [im Worte urspr. **tsk*, vgl. Sk. *tš̆oŏtš̆kᴬ* id.] ~ (628) *čį̆ę·s̀ksę* Tän. 'Holzklotz, Brennholzscheit' [im Wortinnern urspr. **sk*, das Wort ist eine Ableitung von *čies'kât* 'spalten']; (644) *čo̭llu^Ht* Kvän. 'sich ein wenig erbrechen' ~ (675) *čǫ̆·ò liɛ* (Tän.) 'Darm'; (766) *čŭǫ̆·ʌtę* Wfs. 'Pfahl zum Anbinden der Renntierkühe beim Melken (im Zaun)' ~ (767) *čŭŏ·l·ri^HT* Enon. '(bunte) Schuhbänder weben', (768) *čŭŏ·l·ri^Ht* Kvän. 'scheiden, abtrennen' [~ fi. *suoltaa* 'allmählich ausziehen l. ausreissen und verschütten']; (1181) *hāb̀bʙuŏ^HK* Suj. 'sieden; schäumend, stark kochen' [~ fi. *ampua* 'schiessen'] ~ (4478) *ob̀bo* Tys. 'ganz' [~ fi. *umpi* 'status rei undique clausæ, apertura carentis']; (2408) *ʞì·ėʞiĕr̆^R* Könk. 'Luftröhre' ~ ? (2368) *ʞi̯rH·k·riĕs* Suj. 'klar' [< fi. *kirkas* id.], eine ganz unbegreifliche Vergleichung; (7914) *ʈoλλä̭* Snå. 'Feuer' ~ (8080) *ʈṷ̆ǫ̆·ʌ·ʈį̆ɹ* Tän. 'kochen'; (8729ᵇ) *vŭŏ·f̀są* Rep. 'Höhe, »Bauch» eines Netzes, Zugnetzes' [im Wortinnern urspr. **ps*] ~ (8730) *vŭŏ·gᵉciĕ^Hk* Park. '(Kleider) erweitern '[im Wortinnern urspr. **mᴅz*] ~ (8854) *vŭŏ·wᵛ-ʈą^Ht* Rep. 'stottern', — das letztgenannte möchte man gern als Druckfehler auffassen; (8849ᵇ) *vṷ̆ḙ̆·ɯccᵉ^Ht* Nes. '(Kleider) erweitern' [dasselbe Wort wie oben 8730] ~ ? (8850) *wṷ̆·ŏwɟiɛ* Snå. 'Einsatz, Erweiterungskeil in Kleidern' [~fi. *vaaja* 'Keil', im Worte urlp. **wj* < **kj*]. Das Verzeichnis könnte noch bedeutend verlängert werden, aber diese Auslese möge genügen. Ein sehr grosser Prozentsatz der Zusammenstellungen ist entweder fehlerhaft oder mehr oder weniger zwecklos, worauf künftige Benutzer aufmerksam gemacht seien. Ein paar Beispiele von Fällen, in denen ein Hinweis auf die Zusammengehörigkeit am Platze gewesen wäre. (3352) *lĕĕ·m̄ner* Neid. Sk. '(ein Gewehr) laden' und (3450) *lĭe·bᵉńi̯ɹ* Tän. 'giessen, einpacken' sind ein und dasselbe Wort; (3812) *mĕä·d̀ɒel* Grat. 'vorüber' und (3813) *mĕ̆ä̭·dɒiĕ^HK* Suj. 'ein Verbrechen verüben' [~ lp N *mæd'det* 'miss *v.* (not hit); mistake something, e. g. one's way; be unfortunate enough to, have the ill-luck to, happen (by mistake) to'] sind wahrscheinlich gleicher Herkunft; ebenso spiegelt sich in (7740) *tā̂^Hppᴱ* Nes. 'untauglich (bes. Pferd)' nur ein besonderer Gebrauch von (7741) *tâp·rɛ* Snå. 'Gewohnheit, Brauch, Sitte' [vgl. fi. *tapainen*, z. B. *hevosen t.* 'untaugliches Pferd'; s. auch Nielsen Lapp Dictionary

Digitized by Google

s. v. *dappe*, wo u. a. *geris-dappe* 'dårlig kjerris', *hæs'tâ-d.* 'dårlig hest' angeführt werden].

Von dem Etymologisieren auf rein lappischer Basis abgesehen, ist versucht worden, den Ursprung der Wörter in sofern unter einem weiteren Gesichtswinkel zu beleuchten, als die Lehnwörter mit Hinweisen auf die darleihende Sprache versehen sind. Der Verfasser scheint sogar zu sehr geneigt gewesen zu sein, Lehnbeziehungen aufzuspüren; als ursprünglich fremd sind manche Wörter bezeichnet, bei denen nichts hindert, sie der ältesten Wortschicht der Sprache zuzuzählen. Das relativ begrenzte Verbreitungsgebiet eines Wortes oder eine ein entwickelteres geistiges Niveau widerspiegelnde Bedeutung beweisen keineswegs schon, dass es im Lappischen ein später Eindringling wäre. Beispielsweise kann man Einwände erheben, wenn folgende Wörter zu Entlehnungen aus dem Finnischen gestempelt werden: (3578) *лuр̀mę̑* Rör. 'Schnee', (3823) *mę̑llič* Suj. 'Steuerruder', (3875) *mi·ellą* Arj. 'Gemüt, Sinn, Laune, Verstand', (4281) *nù̯·ǫ̀rę̑* Tän. 'jung', (4877) *pę̑ssič* Suj. 'Nest', (5462) *raʒ̀bič* Könk. 'Brust', (7654) *тąʜ·pę̑* Tän. 'Messerscheide', (8101) *ru·oʜtą* Grat. 'Wahrheit; wahr'. Andererseits ist in klaren Fällen von Entlehnung ein Hinweis recht oft weggelassen. Finnischer Herkunft sind z. B. folgende: (3967) *muj^{iH}tiJ* Tän. 'sich erinnern' [< fi. *muistaa*], (5736) *riʜpà^{HK}* Suj. 'rauben' [< fi. *riipiä*], (7257^{b}) *šal·тti* Uts. 'Fussboden' (das in bezug auf die Bedeutung interessante 7257 *šę̑lтiε* Mer. gew. Pluraletant. 'Kirchenbesuch, Platz um die Kirche, Jahrmarkt' ist sicher dasselbe Wort) [< fi. *silta* < balt.], (7256) *šę̑l^{ę}miε* Tän. 'Nadelöhr usw.' [< fi. *silmä*]. Unpräzis ist das Verfahren des Verfassers, nur indirekt zusammengehörende Wörter im gleichen Artikel zusammenzustellen und in Fällen, in denen ein ursprünglich skandinavisches Wort durch finnische Vermittlung in das Lappische gekommen ist, nur auf das Skandinavische hinzuweisen. So wird in dem Artikel Nr. 5793 das als skandinavisches Lehnwort bezeichnete *roʜką* Rep. 'Roggen' zusammen mit *roў̆a·š* Uts. id. angeführt, welches finnischer Herkunft ist (der Hinweis auf das Finnische fehlt). Die in Nr. 8556 angegebenen *ve·ε̆тт^{ę}* Nes. 'ungefähres Mass' und *vĕă̆·r^{ę}-тič̆δ̀ė^{H}* Könk. 'vergleichen' sind an erster Stelle finnische Lehnwörter [< fi. *verta, verrata*], worüber unter dem Hinweis auf die skandinavischen Sprachen allein hinweggegangen wird. Von der Etymologie der (durch Vermittlung des Urfinnischen eingedrungenen) baltischen Lehnwörter des Lappischen wird nichts gesagt.

Schon aus den wenigen obigen Bemerkungen wird ersichtlich, dass der an und für sich beachtliche Versuch des Verfas-

Digitized by Google

sers, den Ursprung des von ihm gesammelten Wortmaterials zu beleuchten, recht blindlings und unbefriedigend durchgeführt worden ist. Man darf nicht glauben, dass etymologische Hinweise — falls man sie auch in gewöhnliche Wörterbücher aufnehmen will — mit Erfolg im Handumdrehen gemacht werden können, sondern eine solche Arbeit setzt, wenn irgendeine, wohlerwogene und konsequente Stellungnahme und gründliche Kenntnis der Laut- und Wortgeschichte der dargestellten Sprache voraus.

Die in dem Wörterbuch angewandte Transkription ist recht kompliziert. Auf ihre nähere Prüfung kann der Rezensent, der die von Dr. Lagercrantz untersuchten Dialekte nicht durch eigene Auskultation kennt, sich nicht einlassen. Jedoch seien einige kleine Einzelheien in Aufzeichnungen aus dem skoltlappischen Dialekt von Neiden hervorgehoben. In den Phonemen (1757) *jo^{H}kk^{a}* 'Bach' und (6791) *sȯa^{H}kkɪ* 'Birke' ist hinsichtlich der Quantität der inlautenden Geminata kein Unterschied gemacht. Herrscht in dem Dialekt wirklich eine derartige Vertretung, die schroff von den Verhältnissen der anderen skoltlappischen sowie überhaupt der ostlappischen Dialekte abweicht? Zum Vergleich sei erwähnt, dass in dem skoltlappischen Dialekt von Kolttaköngäs nach den kymographischen Messungen Äɪᴍäs die Geminata in dem Typus *so'k̄k^{A}* 'Geschlecht' 55.5 Hundertstelsekunden, aber in dem Typus *lie'ķ̄ķ^{E}* 'Tal' nur 29.5 beträgt. Die Bezeichnung der Lautqualität wirkt schwankend. Z. B. ist das dunkle *a* der 1. Silbe vor dunklem *a* der 2. Silbe auf mindestens dreierlei Weise bezeichnet: (1982) *kȫzʀa̯z* 'Wacholder', (3692) *mą̇nnȧr* 'gehen', (4066) *nąmm^{a}* 'Name'.

Das deutsch abgefasste Register auf S. 1037—1182 sieht man mit Interesse durch, da darin nicht die alphabetische Anordnung, sondern vom Gewöhnlichen abweichend eine Gruppierung in Begriffssphären befolgt ist. In umfangreicheren lexikalischen Untersuchungen erleichtert eine solche Stoffeinteilung dem Benutzer ohne Zweifel die Mühe, aber andererseits kann das Aufsuchen eines einzelnen Wortes verhältnismässig unbequem sein; es gibt nämlich viele Wörter, deren Unterbringung in den Begriffssphären verschiedene Deutungen zulässt. Im Schlussteil des Werkes sind endlich gewisse für die Lautgeschichte der südlappischen Dialekte aufschlussreiche Bemerkungen S. 1209—1214 sowie die Tabellen über die Vokalverhältnisse der verschiedenen Dialekte S. 1219—1229 besonders zu beachten.

Die redaktionstechnischen Mängel, die oben berührt worden sind, erschüttern nicht die Tatsache, dass das neue Wörterbuch von Dr. Lagercrantz nicht nur seinen äusseren Mass-

Digitized by Google

verhältnissen, sondern auch seinem Inhalt nach ein magnum opus ist. Dieses als Frucht langjähriger fleissiger Arbeit fertiggestellte Buch enthält in reichem Masse wertvolles Material, das die Lappologen bei ihren künftigen Untersuchungen stets benutzen werden.

Erkki Itkonen.

Ein neues ungarisches Wörterbuch.

Balassa József, A magyar nyelv szótára. I. kötet, A—K, VIII + 465 p., II. kötet L—Zs, II + 392 p. Budapest 1940, Grill Károly könyvkiadóvállalata.

Für den Linguisten, der Bedeutung und Gebrauch ungarischer Wörter feststellen will, ist noch heute das sechs Bände umfassende ungarische Wörterbuch von Czuczor-Fogarasi massgebend und eben deshalb bei etymologischen Untersuchungen oft unentbehrlich. Das Werk ist aber zu umfangreich, als dass es eine weite Verbreitung im Kreise des grossen Publikums hätte finden können. Heute — fast 70 Jahre nach dem Erscheinen des VI. Bandes — ist dieses Wörterbuch in seinem etymologischen Teil, der übrigens bereits seinerzeit nicht befriedigen konnte, ganz veraltet; aber auch bezüglich des Wortschatzes wird es heute nicht mehr den Anforderungen, welche an ein Werk dieser Art gestellt werden, gerecht: seitdem ist ja so viel neues aufgekommen, die Bedeutung so mancher Wörter hat sich seitdem modifiziert.

Es war also unbestreitbar ein glücklicher Gedanke, nun auch dem grossen Publikum ein verlässliches Wörterbuch in die Hand zu geben, ein Nachschlagebuch, welches nicht nur darauf bedacht ist, die heutige Bedeutung der ungarischen Wörter genau zu bestimmen, sondern welches auch betreffs des Ursprungs vieler Wörter Bescheid oder wenigstens richtige Hinweise gibt.

Josef Balassa war es, der sich dieser schwierigen, langjährige Mühe und Ausdauer erfordernden Arbeit unterzogen und seine Aufgabe denn auch in ausgezeichneter Weise gelöst hat. Balassa, der Bahnbrecher auf dem Gebiete der ungarischen Dialektforschung, der gründliche Kenner der Fragen der ungarischen Sprachrichtigkeit und Rechtschreibung, fasst in diesem ungarisch abgefassten Wörterbuche nicht nur den Wortschatz der heutigen Schrift- und Umgangssprache zusammen; das Werk enthält auch vieles aus der älteren Sprache, sowie eine Menge von Wörtern der Mundarten, viele

Digitized by Google

— zum Teil nur in einzelnen literarischen Erzeugnissen gebräuchliche — Neubildungen, ausserdem werden auch Schöpfungen der letzten Jahrzehnte berücksichtigt, — und überall wird die Bedeutung in kurzer Fassung, doch in verlässlicher Weise festgestellt, der Gebrauch — wo nötig — mit Hilfe von charakterischen Beispielen beleuchtet.

Wir zitieren BALASSAS Worte: »Dieses Wörterbuch der ungarischen Sprache führt uns Gegenwart und teilweise auch Vergangenheit des Wortvorrates der ungarischen Sprache vor. Beim Zusammenstellen waren uns durch das Ziel des Werkes und den Umfang des Buches Schranken gesetzt. Das Wörterbuch umfasst die Wörter der heutigen Schrift- und Umgangssprache, ergänzt mit den ausgestorbenen Wörtern der älteren Sprache und denjenigen Wörtern der heutigen Volkssprache, der Mundarten, welche in die Schrift- und Umgangssprache eingedrungen oder auf grösseren Gebieten bekannt sind, oder aber in irgendeiner Beziehung die Vergangenheit der ung. Sprache beleuchten. Nicht konnten in Betracht kommen die Kunstwörter der einzelnen Fachwissenschaften und Berufszweige. Diesen kann schon deshalb in einem für das grosse Publikum bestimmten Wörterbuch kein Raum gegeben werden, weil ihr Verständnis auch Bewandertheit in der betreffenden Fachwissenschaft oder dem betreffenden Berufszweig erfordert. Von den noch heute als fremd empfundenen Wörtern habe ich diejenigen aufgenommen, welche im alltäglichen Leben häufig angewendet werden.» (Einleitung S. V.)

Nicht nur die Gesichtspunkte bei der Auswahl des Stoffes sind völlig befriedigend, auch die Anlage des Wörterbuches kann nur gebilligt werden.

Bei den einzelnen Wörtern wird darauf hingewiesen, ob das Wort nicht einer besonderen Sprachschicht (der Sondersprache eines Wissensgebietes oder Berufes) angehört, ob es etwa bloss mundartlich gebräuchlich oder aber veraltet ist; bei den Elementen der heutigen Schrift- und Umgangssprache wird ferner bezeichnet, ob das behandelte Wort einen älteren Bestandteil des Ungarischen darstellt (schon vor dem 18. Jahrhundert belegt ist); von den Neubildungen, den Wörtern, die die »Sprachneuerung» geschaffen hat, werden die dem Geiste der ungarischen Sprache widersprechenden als zu meidende Neologismen gekennzeichnet.

Nachdem diese Bezeichnungen und Bemerkungen Aufschluss über das Verhältnis der einzelnen Wörter zum ungarischen Sprachschatz, über ihre Stellung innerhalb des Besitzstandes des Ungarischen gegeben haben, folgen die Herkunftsangaben. Bei einer Menge von Wörtern (den Fremdwörtern und vielen Lehnwörtern) wird auf die Herkunft des Wortes hingewiesen,

Digitized by Google

zahlreiche genuine Bestandteile des ungarischen Sprachschatzes werden etymologisch erklärt, und ihr Zusammenhang mit anderen Formen desselben Stammwortes wird angedeutet.

Ist derart die Stellung und womöglich die Geschichte des Wortes geklärt, folgen Feststellungen bezüglich der Morphologie. Bei Substantiven werden nach der Grundform die Formen mit der Akkusativendung und dem possessiven Personalsuffix der 3. Person Sing., wenn nötig auch die mit dem Pluralsuffix versehene Form angeführt (z. B. *cél* 'Ziel': *-ok, -t, -ja*, d. h. *célok* 'Ziele', *célt* 'Ziel (Akk.)', *célja* 'sein Ziel', bei Adjektiven wird die Form des Adverbs, nötigenfalls auch andere Formen, erwähnt (z. B. *jó* 'gut': *jót, jól*), bei Zeitwörtern werden die Vergangenheit und der Konjunktiv und, wo es geboten scheint, auch andere Formen aufgezählt (z. B. *ráz* 'schütteln': *-tam, -ott, rázzon*; *tesz* 'tun': *tenni* 'facere', *tettem* 'feci', *tegyen* 'faciat', *tedd* 'fac', ferner die alten Formen *teszen* 'facit', *meggyek* < *mit tegyek* 'quid faciam' usw.). Endlich folgt der wichtigste und umfangreichste Teil: die Erklärung des Wortgehaltes, der Bedeutung des Wortes.

Was diesen Teil des Wörterbuchs, die Feststellung der Bedeutung, die Lösung dieser in einsprachigen Wörterbüchern besonders schwierigen Aufgabe, betrifft, gebührt dem Verfasser volle Anerkennung. Die Bedeutung wird — wie wir bereits oben Gelegenheit hatten zu erwähnen — mit wenigen Worten und dennoch mit Genauigkeit klargemacht, oft werden Synonyme herangezogen, in den meisten Fällen dienen gelungene Beispiele, charakteristische Wendungen zur Beleuchtung des Wortgebrauches. Das wort *kanyaró* 'Masern' wird als »ansteckende Kinderkrankheit» erklärt und der Erklärung die lateinische Benennung 'morbilli' hinzugefügt; die bedeutung von *jó* 'gut' wird durch die Synonyme 'was gefällt, was richtig, geeignet ist' verdeutlicht, Bedeutung und Gebrauch von *fő* 'Haupt, Kopf' werden durch viele Beispiele veranschaulicht usw.

Den Wert der Worterläuterungen heben die häufig herangezogenen Sprichwörter, geflügelte Worte, Redewendungen, bei denen nicht selten auch auf den Ursprung der betreffenden Wendung hingewiesen wird. S. z. B. die Artikel: *Bécs* 'Wien', *befellegzik* 'sich umwölken', *begy* 'Kropf', *fukar* 'geizig', *hébehóba* 'dann und wann' usw.

In mehreren Fällen begnügt sich der Verfasser nicht mit dem Feststellen der Bedeutung und deren Beleuchtung durch Beispiele, sondern greift zu Begriffserklärungen, wie wir sie eher in einem Reallexikon als in einem Wörterbuche suchen würden; s. z. B. die Stichwörter *dekameron, falanszer, Hadúr* ('Kriegsgott'), *tallér* ('Taler') usw.

Digitized by Google

Wie gründlich und selbständig BALASSAS Wörterbuch auch in dieser Beziehung ist, möge ein aufs geratewohl herausgegriffenes Beispiel zeigen. Wir wollen die Erklärungen des Bindewortes *csak* 'nur, bloss' zusammenstellen, wie sie sich bei BALASSA und wie in anderen Quellen finden.

Von *csak* stellt BALASSA zuerst durch ein Zeichen fest, dass es bereits in der älteren Sprache belegt ist, dann heisst es:

»**csak** (*hat*). 1. Csupán; ~ ő volt ott. 2. Alig; ~ megérintette. 3. Biztató, erősítő szócska: ~ *előre!* ~ *rajta!* ~ *azért is!* 4. A. m. bárcsak: ~ *jönne már!* ~ *láthatnám.* 5. Mit sem mondó felelet: Miért tetted? — Csak!»

(**csak** adverb. 1. 'bloss, nur'; '~ er war dort'. 2. 'kaum'; 'er hat es ~ berührt'. 3. 'aneifernde, emphatische Partikel: vorwärts! frisch darauf los! nun erst recht, just!' 4. so viel als 'wenn . . . doch!' 'wenn er doch schon käme! wenn ich ihn nur sehen könnte!' 5. nichtssagende Antwort: 'warum hast du das getan? — nur so!').

NySz. führt als Bedeutungen (mit Beispielen beleuchtet) an: 1. 'tantum, solum, dumtaxat, saltem [nur, bloss]'; 2. 'sane, perinde, tamen; in der tat; eben-, dennoch'.

CzF. kennt folgende Bedeutungen: 1. 'egyedül, csupán' (csak egy szóra kérem önt . . .); 2. jelent közelséget időben és térben, midőn idő- és térnevek előtt áll (csak imént láttalak . . .); 3. *nem* tagadóval a. m. majd, majdhogy, kis hiával (csaknem mindenki elfutott . . .); 4. *ha, mégis, bár* kötőszók után a. m. legalább, valahogy (hacsak lehet, eljövök . . .); 5. indulatszó gyanánt használatos az ily mondatokban: csak rajta! . . .

(Die hier unter 3 und 4 angeführten Anwendungen werden bei BALASSA unter besonderen Stichwörtern behandelt.)

Bei BALLAGI finden sich folgende Bedeutungen: (kötőszó:) 1. 'egyedül, csupán'; 2. időben és térben való közelséget jelent; a. m. 'épen'; — (indulatszó:) 1. 'vajha, bárcsak'; 2. használtatik lyenféle mondatokban: *csak rajta! csak próbáld azt tenni!*

In dem grossen Handwörterbuch von KELEMEN lautet der entsprechende Artikel wie folgt:

»**csak:** 1. nur, bloss; ~ *ki vele!* nur heraus mit der Sprache; ~ *nehéz őt elfeledni:* immerhin ist es schwer, ihn zu vergessen; *ezt* ~ *tudod?* das weisst du doch vielleicht? 2. (*időről*) erst; *még* ~ *öt óra:* es ist erst fünf Uhr . . . 3. *nézd* ~ *!:* sieh mal!; ~ *azért is: l. azért*».

Nur CSŰRYS Dialektwörterbuch enthält eigentlich reicheres Material als BALASSA. Dort werden folgende Bedeutungen von *csak* aufgezählt: 1. 'csupán'; 2. 'mégis'; 3. 'épen'; 4. 'bárcsak'; 5. 'legalább, talánesak'; 6. 'egyre, folyton'; 7. 'szintén, ugyancsak'; 8. 'mal'.

Digitized by Google

In Balassas schönem Werke kommen auch die Gesichtspunkte der Sprachrichtigkeit, der Sprachpflege zur Geltung. So erfahren wir unter *delnő* 'Dame', dass der Gebrauch dieses Wortes »heute lächerlich ist»; wir werden auf den Unterschied zwischen *császárnő* 'regierende Kaiserin' und *császárné* 'Frau des Kaisers' verwiesen; wir werden aufmerksam gemacht, dass die Fragepartikel *-e* an das Prädikat gesetzt werden muss; es wird nachdrücklich betont, dass das Zeitwort *kinéz* 'hinausschauen' nicht in der Bedeutung 'aussehen' angewendet werden darf (eine Wendung wie *úgy néz ki a dolog* 'die Sache sieht so aus' ist als Germanismus zu vermeiden, jedoch *jól néz ki* 'er sieht gut aus' sei so sehr verbreitet, dass diese Formel einen Germanismus darstelle, der »bereits kaum vermieden werden könne»); wir hören, dass statt der zur Zeit der Sprachneuerung willkürlich verstümmelten Form *isme* 'Kenntnis, Kunde' die volle Form *ismeret* angewendet werden muss usw. Stets wird dem unrichtigen Worte oder der unrichtigen Fügung die empfohlene richtige Form an die Seite gestellt.

Lehrreich sind auch die Bemerkungen, welche sich auf die richtige Aussprache beziehen und auf stilistische Feinheiten hinweisen. So betont der Verfasser, dass das Wort *egy* als Zahlwort 'eins, ein' mit geminiertem *gy*, als unbestimmter Artikel 'ein' mit einfachem *gy* ausgesprochen wird; beim Verbalpräfix *fel* wird erwähnt, dass es in Zusammensetzungen, deren zweiter Teil mehrere *e* aufweist, der Euphonie wegen in der Form *föl* angewendet wird (z. B. *fölemelkedik* 'sich erheben'). Wir erfahren, dass statt Mehrzahl und Akk. von *hó* 'Monat' die entsprechenden Formen des Kompositums *hónap* gebräuchlich sind (*hónapok*, *hónapot*).

Dass das Wörterbuch auch die allerneuesten Elemente der Schrift- und Umgangssprache berücksichtigt, zeigen Artikel wie *hangszóró* 'Lautverstärker, Lautsprecher', *derűlátó* 'Optimist', *beutal* 'zwecks Heilung unentgeltlich od. mit Begünstigung in eine Heilanstalt aufnehmen lassen, eig. einweisen, zuweisen', *rabomobil* '(scherzhaft aus *rab* 'Häftling' und *automobil* kontaminiert:) 'Automobil zur Beförderung von Häftlingen, Sträflingen' usw.

Das Handhaben des Wörterbuchs wird auch dadurch erleichtert, dass Ableitungen in selbständigen Artikeln behandelt werden; so sind *ad*, *adott*, *adódik* als besondere Artikel eingeordnet, wodurch erreicht wird, dass der Artikel *ad* 'geben' nicht zu sehr anschwillt. Ebenso werden Adverbien wie *ebbe*, *eddig*, *erre*, *erről* nicht unter dem Stichworte *ez* 'dieser', sondern als selbständige Stichwörter erklärt.

Nur noch einige wenige Bemerkungen.

Es müssen gewichtige — gewiss typographische Grunde

Digitized by Google

gewesen sein, welche BALASSA bewogen haben, nicht zwischen offenem *e* und geschlossenem *ē* zu unterscheiden. Dass der Verfasser selbst es bedauert, dass dieses technische Hindernis nicht beseitigt werden konnte, zeigt auch die Bemerkung s. v. *hegyes* (*hĕgyĕs* 'spitzig', *hēgyes* 'gebirgig').

In einem Werke, das für Jahrzehnte bestimmt ist, ist bei dem stetigen Fortschreiten der etymologischen Forschungen grosse Vorsicht bei den Herkunftsangaben angebracht. Unsicheres wird wohl besser verschwiegen, soll einem allzu raschen Veralten vorgebeugt werden. BALASSA ist im allgemeinen mit grösser Umsicht vorgegangen; bei den Herkunftsangaben werden die besten Quellen und allerneuesten Ergebnisse berücksichtigt. Es ist jedoch leicht begreiflich, dass in einem so umfangreichen Werke Versehen schwer vermieden werden können. Auch das ist ja verständlich, dass der Verfasser als Linguist der Verlockung nicht widerstehen konnte, manchmal zu strittigen Etymologien Stellung zu nehmen.

Zu berichtigen wären z. B. folgende Angaben: *abonnál* 'abonnieren' ist nicht lateinischen, sondern französischen Ursprungs, *agnoszkál* 'agnoszieren' ist kein griechisches, sondern ein lateinisches Fremdwort. *Ákos*, das sicher aus dem Türkischen stammt (s. GOMBOCZ MNy. X 247, MELICH MNy. XX 113), wird als Eigenname unbekannten Ursprungs bezeichnet; *ambó* in der Bedeutung 'zwei gewinnende Nummern im Lottospiel' ist lat.-italienischer und nicht griech.-lat. Herkunft (ein anderes Wort ist *ambó* 'der Ambo; Lesebühne, Kanzel', welches auf griech.-mittelalterl.-lat. Ursprung zurückgeht; s. EtSz.). Von Wörtern mit griechischem ersten Bestandteil wie *antitalentum*, *aszociális* heisst es mit nicht genauer Feststellung, sie seien aus lat. Elementen zusammengesetzt; der Ursprung des Wortes *csákó* ist strittig; bei *finom* 'fein' sollte statt »lat.» richtiger die Bezeichnung »mittelalterl.-lat.» stehen usw.

Auch einige Bedeutungsangaben sind zu berichtigen: *utópia* könnte statt 'nirgends' genauer 'Nirgendheim, Nirgendland' übersetzt werden; *ia-fia* 'seine Kinder' wird nicht nur scherzhaft angewendet.

Bei Wörtern wie *anzágol* 'ansagen, übertreiben' fehlt wohl bloss aus Versehen der Vermerk, dass das Wort in einem Stil, der etwas auf gutes Ungarisch hält, unbedingt gemieden werden muss.

Die Zahl der Wortartikel, wo Änderungen, Verbesserungen angezeigt wären, ist jedoch verschwindend klein. Für die grosse Sorgfalt, welche BALASSA seinem Werke gewidmet hat, ist ja charakteristisch, dass sich auch Druckfehler bloss in äusserst geringer Zahl finden. So heisst es *anababtista* (statt:

Digitized by Google

anabaptista), *bodító* (statt: *bódító*), s. v. *Detre* müsste es statt *Ditrich* richtig *Dietrich* heissen, *azílium* ist ein Druckfehler statt *azílum*, statt *autarchia* müsste es *autarkia* heissen, bei *szombat* 'Samstag' steht statt *szl.* ('slavischen Ursprungs') *ol.* ('italienischen Ursprungs').

Die grossen Vorzüge, welche BALASSAS Wörterbuch besitzt, machen es zu einem verlässlichen Nachschlagebuch, welches jedem nützliche Dienste leistet, der sich für Form, Herkunft und Gebrauch des ungarischen Wortschatzes der neueren Sprache — und zum Teil der älteren und der Volkssprache — interessiert. Der klare Blick und das sichere Urteil des Linguisten, ein glückliches — mit weiser Mässigung immer den Zweck vor Augen haltendes — Formulieren von Definitionen und Erklärungen, haben uns ein Werk geschenkt, für welches die ungarische sprachwissenschaftliche Literatur BALASSA grossen Dank schuldet.

D. R. FUCHS.

Ein Werk über die Fischnamen der uralischen Sprachen.

N. SEBESTYÉN, IRÉN, Az uráli nyelvek régi halnevei (Die alten Fischnamen der uralischen Sprachen). Nyelvtudományi Közlemények, Bd. XLIX. Budapest, 1935. S. 1—97.

Die Zielsetzung der Verfasserin ist, die Fischnamen aufzuzeigen, deren Ursprung in die uralische bzw. finnisch-ugrische Zeit zurückzuführen ist. Die Untersuchung gehört ihrer Natur und Methodik nach in den Bereich der Sprachwissenschaft, doch weist sie wichtige Ergebnisse auf, welche auch für die uralische Ethnologie von Bedeutung sind. Vom Gesichtspunkt der Ethnologie heben wir folgendes hervor:

In der uralischen Urheimat waren die Lachsarten (Salmonidae) von der grössten Bedeutung, besonders die Lachsarten im engeren Sinne des Wortes und die Eoreganen. Die Übereinstimmung eines Lachsnamens (wotj. *paja* 'Abramis brama', wogT *pajil* 'kárász-hal', sam. *paja*, *pái* 'Salmo vimba', alt., tel., leb., schor *päl* 'ein Fisch', 'Salmo taimen', usw.) zeugt von alten uralisch-türkischen Zusammenhängen. Das uralische Urvolk kannte und schätzte die Acipenser-Sorten, den Stör, die Lachsstörsorten, die Cyprinus-Sorten, usw. Auf Grund der Verbreitung der Fischnamen und Fischsorten bekräftigt Frau N. IRÉN SEBESTYÉN die Auffassung von SETÄLÄ, dass es keineswegs begründet ist, die Urheimat des uralischen Vol-

Digitized by Google

kes östlich vom Ural zu suchen und dass die uralische Urheimat sich bis in ziemlich nördlich liegende Gebiete erstreckte. Die Urheimat der uralischen Völker dürfte — auf Grund der Untersuchung von Fischnamen und Fischsorten nach Frau N. I. SEBESTYÉN — in der Gegend der Kama und Vjatka, Pečora und Vyčegda (einschliesslich des Ostufers der Unter-Suchona und der Gegend des Jug und der Lusa) gelegen haben. Auf diesem Gebiete führte das uralische Urvolk—ähnlich den heutigen Samojeden und den Fischerei treibenden Ob-ugrischen Völkern sowie den Fischer-Lappen — winterliche und sommerliche Jagd- und Fischfangplätze aufsuchend, ein nomadisierendes Leben. Es ist anzunehmen, dass das uralische Urvolk vom Weissen und vom nördlichen Eismeer Kenntnis hatte, was aber nicht bedeutet, dass die nördliche Grenze des uralischen Urvolkes bis zum Meere reichte, sondern nur soviel, dass einige seiner Gruppen auf ihren Wanderungen bis zum Meere gelangten. Auch stellt die Verfasserin fest, dass der nördliche Teil der finnisch-ugrischen Urheimat einen Teil der uralischen Urheimat umfasste. Es ist anzunehmen, dass die finnisch-ugrische Urheimat im Norden und Nordosten das Stromsystem zum Weissen Meere erreichte. Die finnisch-ugrische Urheimat erstreckte sich im Norden wahrscheinlich bis zur Vyčegda, im Nordwesten aber bis zum Unterlauf der Suchona und schloss auch die Gegend des Jug und der Lusa in sich ein. Übrigens bestätigt die Verfasserin durch ihre Untersuchungen die Annahme SETÄLÄS, nach der die finnisch-ugrische Urheimat sich in der Gegend des mittleren Laufes der Wolga, zwischen der Wolga-Krümmung und der Oka hinzog; wozu entsprechende Gebiete nördlich der Wolga und ebenso das Küstengebiet östlich der Kama hinzuzunehmen sind (Suomen Suku I, S. 148).

Sehr wichtig ist vom ethnologischen Gesichtspunkt aus die Behauptung der Verfasserin, nach der das uralische Urvolk eine entwickelte Lachsfischerei betrieben hat, die nur mit verhältnismässig guten Fischgeräten, grosser Gewandtheit und ziemlich hoher Intelligenz vorstellbar ist. Der Fettbedarf des uralischen Urvolkes wurde sicherlich aus den Lachsarten befriedigt. Das Laichen der Lachsarten war ein so grosses Ereignis des Jahres, dass sich die Zeiteinteilung des uralischen Urvolkes aller Wahrscheinlichkeit nach danach richtete. Der bezeichnendste Zug der eigentümlichen Fischerkultur des uralischen Urvolkes war die Winterfischerei, die bei verschiedenen finnisch-ugrischen Völkern auch noch heute von Bedeutung ist. Aus dieser letzteren wichtigen Behauptung ersehen wir, dass die Wirtschaft des uralischen Urvolkes

Digitized by Google

der des nordasiatischen Kulturraumes ähnlich war. Die erste Einwanderung in Nordasien fing in der frühen Jungsteinzeit an. Die Grundlage der Wirtschaft und der Ernährung war die Winterfischerei. In der mutterrechtlichen Gesellschaft, wo der Totemismus und der weibliche Familienschamanismus herrschte, hatte man sich, abgesehen von gelegentlicher Sommerjagd, weder mit Renntierzucht noch mit Jagd beschäftigt (A. ZOLOTAREV, The Ancient Culture of North Asia, American Anthropologist, Vol. 40. 1938. S. 13—24). Die Studie von Frau N. I. SEBESTYÉN ist neben ihren anderen Ergebnissen ein wichtiger Ausgangspunkt für die Klärung der Zusammenhänge der nordasiatischen Urkultur. Die Forscher auf diesem Gebiet werden die Untersuchung immer mit Dank und Wertschätzung in Evidenz halten.

Budapest, Ethnographisches Museum.

BÉLA GUNDA.

Estnische Dialektforschung.

PAUL ARISTE, Hiiu murrete häälikud. With a Summary: The Sounds of the Hiiumaa Dialects. Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis (Dorpatensis) B XLVII. 1. Tartu 1939.

Die 1939 erschienene Dissertation Dr. Paul Aristes über die Laute der Dialekte von Hiiumaa (Dagö) gehört zu den bedeutendsten Dialektmonographien, die auf dem Gebiet der estnischen Sprache veröffentlicht worden sind, seitdem Lauri Kettunen 1912(—13) seine verdienstvolle Untersuchung über den Dialekt von Kodavere (Kodafer) herausgab.

Der Verfasser hat im ganzen während vier Sommer mundartliches Material auf der Insel Hiiumaa gesammelt, und ausserdem haben ihm die Sammlungen von einigen Stipendiaten der Akadeemiline Emakeele Selts zur Verfügung gestanden. Wie er in der Vorrede sagt, ist es seine Absicht gewesen, einen phonetischen und zugleich auch phonologischen Überblick über einen Dialekt des Estnischen zu geben. Überdies hat er versucht, auch die Ursachen und den Verlauf verschiedener Lautveränderungen aufzuklären, und schliesslich hat er sich bemüht zu entscheiden, woher die Bevölkerung von Hiiumaa stammt.

Das Hauptgewicht liegt in dem Werke auf der deskriptiv-phonetischen Darstellung, und dieser ist auch volle Anerkennung zu zollen. Der Verfasser ist schon früher als verdienstvoller Phonetiker bekannt gewesen, und die vorliegende Ar-

Digitized by Google

beit verstärkt diese Auffassung weiter. Die phonetischen Beobachtungen sind im allgemeinen scharf und treffend, und in der Darlegung der Ursachen verschiedener Lautvarianten offenbart sich öfters eine ausgesprochene phonetische Begabung. Im ganzen weniger gelungen sind die Partien der Darstellung, in denen der Verfasser bei der Aufhellung der Ursachen der Lautwandlungen Abstecher auf das Gebiet der Sprachgeschichte macht, obgleich auch hier wertvolle Einzelheiten herausgestellt sind. Auf der vom Verfasser angewandten Disposition beruht es, dass er bei der Behandlung der Lautveränderungen zu einer Art aszendenten Verfahrens hat greifen müssen, das wenigstens in dieser Form nicht als ganz glücklich zu bezeichnen ist. Man hat bisweilen den Eindruck, als habe der Verfasser die Lautentwicklungen, die er des näheren behandelt, einigermassen willkürlich gewählt, so dass wir von der Lautgeschichte des Dialektes nicht einmal in dem Umfang ein Gesamtbild erhalten, wie es bei der von dem Verfasser angewandten Darstellungsweise möglich gewesen wäre. Es ist jedoch zu beachten, dass die eigentliche sprachgeschichtliche Darstellung für ihn nur einen Nebenzweck gebildet hat, weshalb der Leser in dieser Hinsicht vielleicht nicht berechtigt ist, zu grosse Anforderungen zu stellen. Im deskriptiven Teil wäre ein allgemeiner Überblick über die Quantitätsverhältnisse des Dialektes von Nutzen gewesen, deren Vorführung im Zusammenhang mit den Einzellauten unbequem ist und oft zu Wiederholungen führt. Der Verfasser beabsichtigt wahrscheinlich auch, die Quantitätsverhältnisse des Dialektes später getrennt zu behandeln[1] (s. MÄGISTE Eesti Keel 1940 S. 57).

Die Darstellung ist so gegliedert, dass den Ausgangspunkt die heutigen Laute des Dialektes von Hiiumaa bilden, bei denen oft, wie eben erwähnt, aszensiv angegeben wird, auf welche älteren Laute ein Laut bzw. eine Lautverbindung zurückgeht. Hierin ist jedoch keinerlei Vollständigkeit erreicht und vielleicht auch nicht erstrebt. Oft ist der Verfasser ausserdem bei seinen Ausführungen von dieser, die heutigen Laute zum Ausgangspunkt nehmenden Darstellungsweise abgewichen. So findet man im Inhaltsverzeichnis Überschriften wie »Essiiv hiiu murretes» (bei der Behandlung des *n*; in den betreffenden Formen kommt gar kein *n* vor), »*t* ja *d* vahelduse puudumine», »*γ*-vasted» (bei der Behandlung der *k*-Laute), »*kk* > *g* järgsilpides», unter denen der Verfasser plötzlich dazu übergeht, die Dinge vom deszendent-geschichtlichen Standpunkt zu betrachten. Ein durchgängig geschicht-

[1] Korrekturnote. Während des Druckes ist diese Darstellung im Frühjahr 1941 erschienen (Acta et Comment. Univ. Tartuensis B XLIX.5).

Digitized by Google

lich-deszendentes Verfahren hätte der Darstellung der Lautgeschichte sicher grössere Möglichkeiten geboten, und es wäre vielleicht nicht ganz unmöglich gewesen, auch die verdienstvollen deskriptiv-phonetischen Ausführungen in eine solche Disposition einzufügen. Jedenfalls würden dann die vielen Leser, die Dr. Aristes inhaltsreiches Werk als lautgeschichtliche Quelle benutzen werden, bedeutend leichter finden, was sie in der Arbeit suchen.

Es ist natürlich, dass eine so umfangreiche Untersuchung Einzelheiten enthält, in denen nicht Alle den Auffassungen des Verfassers beizustimmen bereit sind. Einige solche sind bereits in den zwei Besprechungen (MÄGISTE Eesti Keel 1940 S. 56—8; KETTUNEN Virittäjä 1940 S. 92—6) erwähnt, die ich über das Werk gelesen habe.

Dr. Ariste nimmt S. 129 seiner Arbeit bei der Behandlung der Formen *münu* 'minu', *sünu* 'sinu', *sũl̃ᴅ* 'sild, mantee', *rũñᴅ* 'rind' usw. an, dass »hiiu murrete algkujus oli tagavokaalsetes sõnades harilikust tagusem *i*, nimelt *e̯*-le vastav kesk-*i̯* : **mi̯nun*, **si̯nun*, **ri̯nta* jne. Kui Hiiumaa ja Saaremaa murretes muutus keskvokaal *e̯* labiaalseks vokaaliks *ö*, muutus samaaegselt ka homorgaanne *i̯* > *ü*-ks.» Mägiste hat den Verfasser augenscheinlich missverstanden, wenn er in seiner Besprechung äussert, dass es sich nach Ariste hier um ein aus dem Urfinnischen ererbtes *i̯* handelte. Dass Ariste aber keine Erhaltung des urfinnischen *i̯* gemeint hat, sondern eine spätere Velarisierung, ergibt sich z. B. aus dem Satz: »Hiiu ja muud Lääne-Eesti murded, kus esineb *e* > *e̯* palju laiemalt kui ühiskeeles, ning *i* > *i̯* annavad omaltki poolt veel lisatõestusi vokaalharmoonia laiaulatuslikust olemasolust.» Kettunen hat es denn auch (S. 95) so aufgefasst, dass Ariste eine spätere Velarisierung meint. Meinerseits halte ich die Erklärung Aristes, dass *ü* auf *i̯* zurückgeht und dass *i* > *i̯* auf das frühere Vorhandensein der Vokalharmonie hinweist, für ausserordentlich gut begründet.

S. 145—8 legt der Verfasser seine Ansichten über die Ursachen der Apokope und Synkope, der Quantitätswechsel und der Gemination im Estnischen vor. Der kritischen Haltung Mägistes und Kettunens gegenüber diesen Ansichten kann ich in der Hauptsache zustimmen. Auch kann ich mich der Kritik Mägistes anschliessen, die sich auf Aristes Erklärung der Diphthonge in den Endungen *-leinə*, *-meinə*, *-geinə* usw. (S. 103—4) bezieht.

Für nicht wahrscheinlich halte ich dagegen die Auffassung Mägistes über den langen Vokal der Formen *rāvà₀ᴅ* 'rauad', *hāvìᴅ* 'havid', *āvà₀ᴅ* 'hauad' usw., sondern wäre eher geneigt, den Standpunkt des Verfassers (S. 57) zu teilen, dass der

Digitized by Google

lange Vokal sich aus einem ursprünglichen Diphthong entwickelt hat. Mägiste nimmt an, der kurze Vokal sei hier vor *v* gelängt worden, und führt als Stütze seiner Auffassung u. a. die Form *kâjuz* 'kaevus' an, in der nach ihm eine ähnliche Vokallängung vor dem anderen Halbvokal *j* stattgefunden habe. Meines Erachtens braucht man in dieser Form keine regelmässige Vokallängung anzunehmen, die auch damit in Widerspruch stehen würde, dass in dem Dialekt, wie der Verfasser S. 142 zeigt, im Gegenteil ein langer Vokal vor *j* gekürzt werden konnte. Aber wie ist dann der Inessiv *kâjuz* zu erklären? Der lange Vokal ist da meiner Ansicht nach analogisch. Der Nominativ des Wortes lautet in dem Dialekt *ka$_{\circ}$è*. Dieser Nominativ konnte die Grundlage für eine analogische Angleichung an die Flexion der mundartlichen Entsprechung des schriftsprachlichen Paradigmas *soe* : Illat. *sooja* liefern. Nach Ariste lautet der Genetiv des Wortes zwar in dem Dialekt *sȍjà*, Pl. *sujà$_{\circ}$ᴅ*, d. h. der lange Vokal ist vor *j* kurz geworden, aber es wäre vielleicht nicht zu kühn, anzunehmen, dass die Kürzung nicht die überlange Stufe des langen Vokals betroffen hätte (vgl. die Darstellung des Verfassers, S. 141—2, über die Kürzung von kurzem Vokal vor *h*, die ausserordentlich interessant ist und dadurch alle Beachtung verdient). Nach diesen Formen, in denen der überlange Vokal bewahrt wäre, hätten sich der Illativ *kâju* und der Inessiv *kâjuz* ergeben.

Hier und da stösst man in dieser interessanten Arbeit auch auf einige Unrichtigkeiten oder Mängel, die wohl meist auf Unachtsamkeit beruhen. So wird S. 147 ohne nähere Begründungen die Entwicklung **käsiδä* > *kässe* angegeben. Eine solche Gemination anzunehmen, ist schwierig. — S. 129 heisst es: »Sellal, kui *ę* > *ö* ja *į* > *ü*, pidi vokaalharmoonia olema veel murdele omane.» Dem Leser bleibt unklar, worauf der Verfasser diese Schlussfolgerung gründet. — S. 189 wird über die Entwicklung *ks* > *s* ausgeführt: »Vanemad klusiili kaod on toimunud samal teel; *s*-i ees on *k* üha lühenenud, kuni ta on täiesti kadunud.» Der vom Verfasser angenommene Entwicklungsgang scheint z. B. nicht für estS *jūssę̆* 'Haare', *kaĭtę̆ssa* 'acht' usw. zu passen, in denen *ks* durch die Geminata *ss* vertreten ist. — S. 17 heisst es über den KAS-Dialekt: »*au* esineb ainult algupärases diftongis» und über den KÄI-Dialekt: »*au* esineb samadel tingimustel nagu KAS-s.» Aus dem KÄI-Dialekt werden jedoch als Belege die Wörter *ɣaŭᴅà$_{\circ}$ʙ* 'kaotab', *laùᴅ* 'küünid', angeführt, die sich nicht den aufgestellten Regeln fügen (< **kaδot-*, **laδot*). — Der Verfasser ist nicht immer im Gebrauch der sprachwissenschaftlichen Termini konsequent. So wird S. 211 von »essiivitunnus»

Digitized by Google

gesprochen, wo die Essivendung *-na, -nä* gemeint ist, und S. 219 erscheinen als Bezeichnungen desselben Begriffes »illatiivitunnus» und »illatiivilõpp».

Trotz der kleinen Einwände, die gegen das Werk erhoben werden können, darf man doch schliesslich den Verfasser zu dieser inhaltsreichen und auch viel Neues bietenden wissenschaftlichen Leistung beglückwünschen. Sie stellt zugleich einen erfreulichen Beweis dafür dar, dass sich das sprachwissenschaftliche Interesse in Estland während der letzten Zeit immer reger und vielseitiger gestaltet hat.

OSKAR LOORITS, Kõpu murde häälikutelugu. Mit einem Referat: Lautgeschichte des Dialekts von Kõpu. Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis (Dorpatensis) B XLV. 3. Tartu 1939.

Die im vorigen Jahre erschienene Lautgeschichte des Dialekts von Kõpu aus der Feder von Dr. Loorits wurde schon 1922 niedergeschrieben und dem damaligen Professor der estnischen Sprache an der Universität Tartu, Jaan Jõgever, als Lehrprobe zur Erlangung der Magisterwürde vorgelegt. Die Arbeit war, wie der Verfasser in seinem Vorwort sagt, die erste ihrer Art, und er musste aus diesem Grund teilweise Pionierarbeit ausführen.

Obgleich es sich um eine schon vor 17 Jahren abgefasste Schülerarbeit handelt, ist ihre Herausgabe auch noch so spät am Platze gewesen. Sie bildet einen guten Beitrag zu der bisher recht wenig umfangreichen Literatur über die estnischen Dialekte. Der Dialekt von Kõpu, von dessen Lautgeschichte in dem Werk die Hauptzüge vorgeführt werden, gehört zu den Grenzdialekten des Nord- und Südestnischen, stellt sich aber seinen Hauptmerkmalen nach deutlich zu den Mundarten des Nordestnischen. So erscheinen in dem Dialekt nordestnische Vertretungen in folgenden Fällen: **kt* : *vaɜ̄t, aɜ̄ta*; *ks* : *peksan, kaks, üks*; *ps* : *laps, lüpsma*; die Partizipien *näènd, läènd, tênd*; als Inessivendung *s* : *aittas, nurkkas* usw. Von südestnischen Zügen des Dialektes könnte die regelmässige Vertretung *tk* > *kk* nach hauptbetonter Silbe angeführt werden, z. B. *jakkama, kakkestama, sikke, sekku.*

Das Werk gibt ein hinreichend erschöpfendes und offenbar zuverlässiges Bild von der heutigen Lautgestalt des Dialekts. Als willkommene Ergänzung ist getrennt der Nachtrag am Ende der Darstellung zu erwähnen, mit dessen Hilfe sich der Leser einen Überblick über die Formenlehre des Dialekts ver-

Digitized by Google

schaffen kann, deren Kenntnis, wie der Verfasser selbst betont, auch lautgeschichtlich, u. a. für die Aufklärung verschiedener analogischer Verallgemeinerungen, von Wichtigkeit ist.

Der Verfasser teilt in seinem Vorwort mit, dass sein Manuskript schon von mehreren Seiten als Quelle benutzt und dass es, um Vermengungen beim Zitieren vorzubeugen, mit möglichst wenig Änderungen abgedruckt worden ist. Leider sind in der Arbeit auch zahlreiche direkte Fehler unverbessert geblieben, die besonders Studierenden Nachteil bringen können, welche das Werk sicher als Quelle und vielleicht sogar als Vorbild bei ihren Lehrproben anwenden werden. Ich mache im folgenden einige Bemerkungen zu dem Lautgeschichtlichen der Darstellung:

S. 13 wird unter der Vertretung von *sk* das Wort *vi̯s* : *vīsu* als Beispiel der Verallgemeinerung der schwachen Stufe angeführt; wie bekannt, hat das Wort ursprünglich ein *s*, s. z. B. THOMSEN BFB S. 76, 244.

S. 14 werden als Wörter mit *kr* *ārе* : *âr*, *ârne* (das Beispiel ist ausserdem versehentlich unter die *kl*-Wörter geraten) gegeben; dieses Wort setzt jedoch **ārе-* voraus.

S. 17 erscheint als Beleg für den Wandel *-t-* > *-d-* nach nebenbetonter Silbe das Imperf. Pass. *kiŕjuitadi*; auf S. 31 ist die Form richtig erklärt.

S. 19 wird *küünär* : *küünrä* unter den Wörtern angeführt, die ursprüngliches *nt* vertreten; in der livischen Form *kīnd̂r*, die der Verfasser erwähnt, ist das *d* sekundär.

S. 24 sagt der Verfasser gelegentlich der Adjektive auf *-nen* über die Vertretung mit *ts*: »Iseloomustav on vahe pääröhulises asendis: küll *raùdne* : *raulsed*, *kiùdne* : *kiulsed* . . . aga *ârne* : *ârse* (mitte kunagi *ārlse*), *pâlne* : *pâlse*.» Der Typus *raulsed* vertritt jedoch keine Ausgangsform **rautaitsẹt* mit *ts*, sondern ist der lautgesetzliche elidierte Vertreter von *rautaisẹt* (> **rautasẹt* > *raulsed*). Dasselbe Lautverhältnis tritt uns in den vom Verfasser S. 77 erwähnten *aègne* : *aeksed*, *kärbes* : *kärpsed* entgegen.

S. 27: *sam̃mal* : *sam̃la* gehört nicht zu den Wörtern mit ursprünglichem *-mp-*.

S. 38: *vara* gehört nicht zu den Wörtern mit ursprünglichem *-rh-*. Wahrscheinlich ist der Verfasser durch fi. *varhain* (< *varahin*) irregeführt worden.

S. 42 heisst es »*m* > *mm*, järgsilpides sündinud kontraksiooni mõjul: (*jäme* :) *jäm̀me* (< **jämeðän*)». Die Form *jäm̀me* kann indessen nicht **jämeðän* fortsetzen; das Wort *jäme* hat sich wahrscheinlich analogisch dem Beugungstypus *amè* : *am̀me* (< **hamẹh* : **hamẹhẹn*) angepasst.

Digitized by Google

S. 42 wird *kȗrm* : *kȗrma* irrtümlich auf die Ausgangsformen **kōrẹma* : **kōrẹman* zurückgeführt; die heutigen Quantitätsverhältnisse des Wortes sind allerdings analogisch, aber auf ihrer Basis lassen sich nicht die vom Verfasser aufgestellten Ausgangsformen konstruieren.

S. 47: das Wort *tuŕjaD* : *tuŕja* : *turi* hat nichts mit fi. *turpa* : *turvan* zu tun, mit dem es der Verfasser vergleicht.

S. 69 fehlt der urfinnische Diphthong *ou* ganz und gar; in diese Gruppe gehörige Wörter sind als Beispiele für die Vertretung des Diphthongs *ẹu* angeführt. Auf derselben Seite wird kategorisch behauptet: »Vepsa ja liivi keel lubavad oletada algsoomes ainult *u*-lopulisi diftonge». Es wäre die Angabe erwünscht gewesen, auf welche Quelle oder Belege sich eine solche schroffe Behauptung stützt.

S. 72: *sāppaD* hat ursprünglich nicht *-h-*, sondern **-γ-*; auch für *mẹ̀saD* kann kein *-h-* angenommen werden.

S. 77 äussert der Verfasser: »Verbide 3. isikus esineb oodatava sisekao asemel vokaal 1. ja 2. isiku analoogial, ... : *aññan*, *aňnaD* eeskujul ka *aňnaB* (< **antaβi*) *ẹp̆pin* : *ẹp̆piB* usw. Der Verfasser steht hier im Prinzip auf demselben Standpunkt wie KETTUNEN (VKÄH 89 Fussn., Vir. 1925 144—145, EKÄH 172 Fussn.), wonach in Formen wie **antaβa* usw. sowohl Elision als Apokope stattgefunden hat: **aňdv*, woraus *andev*. Das *e* der Form *andev*, auf welches sich Kettunen beruft, erklärt sich ungezwungen durchgängig als analogisch (s. AIRILA Vir. 1926 52—53, COLLINDER Quantitätswechsel 25), so dass keine Veranlassung besteht, in den ursprünglich dreisilbigen estnischen Wörtern zu gleicher Zeit Apokope und Elision anzunehmen, zumal die Formen *tuhkur*, *andur* usw. offenbar nur solche Formen vertreten können, in denen Apokope, aber keine Elision erfolgt ist.

Die Ausdrucksweise des Verfassers gibt bisweilen zu Einwänden Anlass. S. 22 werden Belege für den Wandel *-ht-* > *-tt-* weiter hinten im Worte angeführt (*mäleïtäB*, *uneïtaB* *valeïtaB*) und zugleich bemerkt, dass in der Form *imestaB* »sarjasiirdumine» vorliege. Dieser Terminus ist hier nicht am Platze.

S. 74 wird gesagt: »Nagu teada, on vanemad eesti lainsõnad *u*-tüvelised — Kõpus on isegi siia tunginud *a*.» Was der Verfasser hiermit meint, ist wenigstens dem Unterzeichneten unklar geblieben.

S. 82 findet sich der Satz: »Esimese silbi pika olles on teise silbi alglahtine lühike vokaal kui ka diftong kadunud, samuti kolme- ja enamasilbiliste sõnade alglahtine lõppvokaal.» Die fehlerhafte Formulierung kehrt in dem deutschen Referat S. 102 wieder: »Wenn die 1. Silbe lang gewesen ist, ist der

Digitized by Google

ursprüngliche offene Vokal wie auch der Diphthong der 2. Silbe geschwunden.»

In gewissen Formen aus den verwandten Sprachen treten Ungenauigkeiten und Fehler auf, z. B. S. 10 weps. *piga* statt *pigā* od. *pigai*, S. 42 liv. *abbânᴅ* statt *a'bbânᴅ*, S. 59 liv. *tièdâ* statt *tìedâ*, S. 63 weps. *veda* statt *veda*, S. 66 liv. *tẹittâ* statt *tẹìttâ* (od. *tẹìtâ*), S. 68 liv. *vọ'ìgâ* statt *vọ̀gâ* (od. *vọ̀gâ*), S. 69 wot. *nẹista* statt *nẹisa*. In dem deutschen Referat steht mehrere Male statt des Schwundzeichens *ø* das griechische *φ* (das als Zeichen des stimmlosen bilabialen Spiranten gebraucht wird), z. B. S. 97 *ɢ* : *φ*, *ᴅ* : *φ* statt *ɢ* : *ø*, *ᴅ* : *ø*.

Der Verfasser sagt im Vorwort, die Transkription des Werkes sei modernen Forderungen entsprechend geändert worden. Diese Arbeit hat Dr. Mihkel Toomse ausgeführt, und sie ist, wie es scheint, sehr sorgfältig vorgenommen. Man wird jedoch auf einige Punkte aufmerksam, über die der Leser genaueren Aufschluss erwartet hätte. Erstens scheint es befremdend, dass in dem Dialekt der Transkription gemäss überhaupt kein halblanger Vokal in der zweiten Silbe vorkommt. Saareste gibt in seinem Dialektatlas jedenfalls auch in den Formen des Dialekts von Kõpu halblangen Vokal, z. B. *aᴅèr* (Karte 10), Loorits *aᴅer*; *ǎĭjà* (Karte 12), Loorits *ǎĭja*; *leĭjàn* (Karte 14), Loorits *leĭjan*; *liɢì* (Karte 24), Loorits *liɢi*. In dem Werk wird ferner nach alter Weise *s* gebraucht in Fällen wie *jûseᴅ* (bei Saareste aus Kõpu *jûzeᴅ*, Karte 8), *kaŋɢas*, *kuniŋɢas*, *tõmiŋɢas* (bei Saareste aus Kõpu *ohaǩkaz*, Karte 17). Vielleicht sind die Beobachtungen des Verfassers über das *s* nicht so genau gewesen, dass er es gewagt hätte, das in der modernen Transkription benutzte *z* (worüber Aᴙiste Eesti Keel 1937 112) in seine Umschrift einzuführen.

Lauri Posti.

Ein Beitrag zur Lehre vom Bedeutungswandel.

M. Airila, Johdatusta kielen teoriaan. I. Sanain merkityksen muuttuminen. (Einführung in die Theorie der Sprache. I. Der Bedeutungswandel der Wörter.) Werner Söderström Oy. Porvoo 1940. 171 S.

Die Bedeutung dieses Werkes liegt vor allem darin, dass es, auf ein reiches Belegmaterial aus dem Finnischen und teilweise auch aus dem Estnischen und Ungarischen gestützt, in sachverständiger Weise den Leser mit gewissen allgemeinen Grundfragen der Semantik bekanntmacht. Wie man aus dem

Digitized by Google

Untertitel des Buches sieht, hat sich der Verfasser auf die »diachrone» Seite der Semantik beschränkt. Man fragt sich, ob es in einem solchen die allgemeine Theorie der Sprache beleuchtenden Werke nicht angebracht gewesen wäre, die Aufmerksamkeit zuerst der »synchronen» Semantik zuzuwenden. Im Rahmen der letzteren hätten mehrere in dem Buche berührte Kategorien und Erscheinungen (z. B. die emotionale Seite der Bedeutung, der Unterschied zwischen den »formalen» und »materiellen» Wörtern, die Tropen usw.) in systematischerem Zusammenhang aufgeklärt werden können. Auch von der »diachronen» Seite her ist die Behandlung der Beugungsformen und der im Gebiet der Syntax vor sich gehenden Bedeutungswandlungen beiseite gelassen (ein diesbezüglicher Hinweis findet sich jedoch S. 84).

Das Buch zeigt indessen, dass der Verfasser bei der Erörterung der allgemeinen Probleme der Semantik besonders vom Standpunkt des Finnischen in reichem Masse sorgfältige Überlegung angewandt hat. Das erste Kapitel enthält eine Stellungnahme zu der Frage, was Bedeutung ist. Der Verfasser stellt sich — meines Erachtens mit stichhaltigen Gründen — in Opposition zu der besonders von der modernen Logistik vertretenen Lehre, dass als Bedeutung des Wortes das damit intendierte Objekt oder die Klasse von Objekten zu betrachten sei. Die vom Verfasser vorgebrachten Argumente sprechen für die Auffassung, dass die Bedeutung — wenigstens vom Standpunkt der Sprache aus gesehen — immer etwas Allgemeines, (»Generales») und »Ideales» ist (mit dem Verfasser von einer »idealen Realität» zu sprechen, ist jedoch unsachgemäss). (Diese Ansicht von der Natur der Bedeutung findet sich übrigens z. B. bei Viggo Bröndal in seinem Aufsatz Langage et logique in L'Outillage mental [1937] 1'48-8.) Die Bedeutung kann oft, wie Airila in einem späteren Kapitel durch illustrative Beispiele zeigt, unbestimmt sein; aber es wäre unmöglich, von einer Unbestimmtheit und Ungenauigkeit der Bedeutung zu sprechen, wenn die Gegenstände selbst und ihre Klassen als Bedeutungen der Wörter aufgefasst würden.

Die von Airila geteilte Auffassung impliziert zugleich, dass die Bedeutung ein zum System der Sprache (langue) gehörender Faktor ist. In diesem Lichte ist wohl die S. 15 gefällte Äusserung zu verstehen, dass die Eigennamen »in gewissem Sinne von knapper Bedeutung» seien; ganz ohne Bedeutung sind sie meist nicht. Aus den Taufnamen z. B. kann man oft schliessen, ob sie sich auf eine männliche oder weibliche Person beziehen, und in gewissen Fällen kann der Taufname auch eine Altersstufe bezeichnen (z. B. in Südpohjanmaa ist *Jukka* der Name eines Knaben, *Jussi* der eines jungen Mannes und

Digitized by Google

Juha der eines erwachsenen Mannes; alle drei sind Entsprechungen des Namens *Johann*).

Im folgenden Kapitel berichtet der Verfasser über die wichtigsten Theorien des Bedeutungswandels (Paul, Wundt, Sperber, Wellander und soziologische Schule). In demselben Zusammenhang weist er auf O. J. Tuulios beachtenswerten Begriff des »Morphembedürfnisses» hin. Die verschiedenen Theorien gibt Airila gewissenhaft wieder und zollt ihren positiven Seiten Anerkennung, aber er findet doch, dass sie sämtlich als allgemeine Erklärungen einseitig sind. Die zu den Bedeutungswandlungen beitragenden Faktoren sind so mannigfaltig und kompliziert, dass man sich auf diesem Gebiet vorläufig vorzugsweise mit der Feststellung dessen begnügen muss, was möglich oder wahrscheinlich ist.

Das umfangsreichste Kapitel des Buches ist der am Schluss gegebene »Überblick über die Veränderungen der Bedeutungen». Darin hat der Verfasser seine eigene Gruppierung der Bedeutungswandlungen mitgeteilt. Auch dieser Abschnitt enthält wie die früheren viel treffendes und beleuchtendes Belegmaterial und verdient ohne Zweifel gelesen zu werden. Augenscheinlich hat der Verfasser der Aufstellung seiner Klassifikation auch ein beträchtliches Mass von Denkarbeit gewidmet. Ich kann jedoch nicht finden, dass sie die Behandlung der in Rede stehenden Erscheinungen wesentlich weiterführte oder klärte.

ERIK AHLMAN.

Über die Zugehörigkeit des Koreanischen zur altaischen Sprachgruppe.

G. J. RAMSTEDT, A Korean Grammar. MSFOu. LXXXII. Helsinki 1939. IV + 200 S.

Wir kennen in der Geschichte der Linguistik mehrere Beispiele dafür, dass Ausländer bessere Untersuchungen oder Grammatiken einer Sprache geschrieben haben als die Eingeborenen auf dem Gebiet ihrer eigenen Sprache. Es ist allerdings so, dass ein Fernstehender objektiver sein kann als die Aborigenen, selbst wenn sie den ganzen modernen wissenschaftlichen Forschungsapparat in ihrer Gewalt haben.

Auf dem altaischen Sprachgebiet hinwieder haben wir mehrere Fälle, in denen Sprachforscher für das Studium einer früher unbekannten Sprache nur über ein oder einige wenige Forschungsobjekte verfügt haben: so BÖHTLINGK beim Jaku-

Digitized by Google

tischen, RAMSTEDT beim Moghulischen, CASTRÉN beim Tungusischen und Jenissei-Ostjakischen, und alle haben sie Werke von ewig bestehendem Wert geschaffen. Auch der Unterzeichnete hat in dieser Hinsicht Erfahrungen gemacht mit der Entdeckung des gesprochenen Mandschurischen bei einer zufälligen Begegnung mit einem mandschurischen Knaben auf einer Strasse in St. Petersburg[1] (später wurde dieses Material von Forschern in Wladiwostok bestätigt und erweitert).

Auch die vorliegende Arbeit von Prof. G. J. RAMSTEDT gründet sich der Hauptsache nach auf seine Studien über die koreanische Sprache auf fremdem Boden — in Japan. Mit seiner fast unglaublichen Durchbildung auf allen Domänen der Phonetik, der Linguistik und der Sprachforschung überhaupt ist Prof. Ramstedt allgemein bekannt und anerkannt. Seine mehr als gründliche Kenntnis der bisher zu der altaischen Sprachgruppe gerechneten Sprachfamilien: des Mongolischen (nebst dem Kalmückischen[2], Burjätischen, Moghulischen, Ordos, Ostmongolischen, Chalchamongolischen, etc.), des Türkischen (mit den dazugehörigen tatarischen Dialekten, dem Jakutischen, Kirgisischen, Turkmenischen, Sartischen, Osmanischen usw.) sowie des Mandschu-Tungusischen (nebst dem Goldischen, Solonischen, Dahurischen u. a.) hat ihn zur Erweiterung des Rahmens dieser Sprachgruppe gewissermassen prädisponiert: Ramstedt hat jetzt völlig überzeugend und streng wissenschaftlich gezeigt, dass auch das Koreanische der altaischen Gruppe zuzuzählen ist.

Es ist erfreulich, zu konstatieren, dass in unseren Tagen, wo auch Gelehrte auf verschiedenen Seiten von ihrer wissenschaftlichen Unparteilichkeit abgehen, um sich Ideen und Forderungen zu fügen, die nichts mit der Wissenschaft zu tun haben, eine Arbeit veröffentlicht wird, in der nur das Material, das die Sprache und der Sprachgebrauch selbst darbieten, die Schlussfolgerungen diktiert.

Gerade was das Koreanische betrifft, hatte KANAZAWA — wie er selbst in seinem Buche zugab — aus politischen Gründen die Zusammengehörigkeit des Koreanischen und

[1] А. В. Гребенщиковъ »Маньчжуры, ихъ языкъ и письменность» (Изв. Вост. Инст. XLV, 1. Владивостокъ 1912.) sagt: »Auf die Frage nach dem Vorhandensein einer mandschurischen Umgangssprache liegt eine interessante und sachliche (серьезный) Antwort vor in der Arbeit von A. RUDNEV (»Новыя данныя по живой манджурской рѣчи и шаманству» СПб. 1912. Зап. Вост. Отд. И.Р. Арх. Общ. т. XVIII), in der Proben der lebenden Rede und fast die Hälfte des Wortvorrates gegeben werden, dessen sich die Mandschuren heute beim Gebrauch ihrer Muttersprache bedienen.»

[2] Ausser dem Altai-Kalmückischen, das zu der türkischen Gruppe gehört.

Digitized by Google

Japanischen nachzuweisen versucht.[1] Prof. VILH. GRØNBECH schrieb damals über diese Art von Wissenschaft: »Mod denne videnskab må der protesteres på det kraftigste».[2]

Kaum ein anderer, der nicht in die Konstruktionen und Formbildungen der altaischen Sprachen und besonders des Mongolischen eingedrungen ist, hätte all die grammatikalischen Probleme des Koreanischen lösen und sie so überzeugend und klar darstellen können, wie RAMSTEDT es an Hand der nur im Mongolischen vorkommenden Redensarten und Wendungen getan hat. Hier halfen nicht nur die geschriebenen Grammatiken und Regeln, sondern es war Sprachgefühl und Vertrautheit sowohl mit der gesprochenen Sprache als mit deren Dialekten erforderlich. Wie aus meinem dieser kurzen Anmeldung beigefügten Versuch eines bibliographischen Verzeichnisses hervorgeht, haben sich viele in koreanischer Sprachforschung und an koreanischen Grammatiken versucht, aber bisher hat keiner Klarheit in der Sache gewonnen und noch weniger die verborgenen Geheimnisse dieser Sprache erfasst.

Es ist mir unmöglich, Prof. Ramstedts Buch hier im einzelnen zu analysieren, aber einige Beweise für das eben Gesagte will ich doch anführen.

Wesentlich gefördert wird die Klarheit der Darstellung dadurch, dass der Verfasser in seinen koreanischen Sprachproben alle fremden Einflüsse, wie chinesische und japanische, beiseitegelassen und dadurch ein deutliches Bild von dem Wesen der Sprache und ihrem grammatikalischen Gehalt gegeben hat. Der chinesische Kulturdruck mit seinen Lehnwörtern und seiner Schrift sind Schuld daran, dass der oberflächliche Betrachter ein solches Zerrbild vom Koreanischen erhalten hat, dass sich diese Sprache vielen Forschern als ein Dialekt des Chinesischen dargestellt hat. Im höchsten Grade hat eben die Schreibung mit chinesischen Zeichen, in der nur wenige koreanische Zeichen hier und da durchschimmern, dazu beigetragen, den wirklichen Sachverhalt zu verdunkeln.

Und noch eine wichtige Sache: Ramstedt hat sich diesmal mit einer vergleichsweise einfachen und unkomplizierten Transkription begnügt, was bewirkt, dass diese Sprachlehre von einem viel grösseren Kreis von Lesern und Interessenten verstanden wird, ohne an wissenschaftlichem Wert zu verlieren.

---

[1] KANAZAWA, The common origin.

[2] GRØNBECH, Vilh., Forstudier til tyrkisk lydhistorie. København 1902, S. 5. Ich zitiere nach meinem eigenen Zitat in meinen Materialy po govoram Vostočnoj Mongolii, 1911, S. IV.

Digitized by Google

In den meisten Fällen sind in dem angemeldeten Buche genügend Beispiele für die vom Verfasser aufgestellten Regeln zu finden, aber zuweilen möchte man mehr wünschen, so z. B. in § 26 über die Verwendung von *r* und *l* in verschiedenen Kombinationen.

Allerdings werden Hinweise auf die grossen Textsammlungen gegeben, über die unser Forscher bei der Abfassung seiner Grammatik verfügte, und nur die Besorgnis, dass das Buch zu sehr anschwellen könnte, ist für die relative Spärlichkeit der Belege verantwortlich zu machen. Wünschenswert wäre, dass auch die Texte in ihrem ganzen Umfang erschienen, und zwar mit einem Wörterbuch versehen, das besser als manches andere die Irrtümer, deren sich frühere Koreanisten schuldig gemacht haben, veranschaulichen und Prof. Ramstedts System illustrieren würden.

Das Wichtigste ist nach meiner Auffassung Ramstedts ausserordentlich überzeugende und selbstverständliche Exposition des Nominal- und Verbalsystems im Koreanischen.

Ramstedt hat nachgewiesen, dass die phonetischen Wandlungen in der Biegung und Konjugation morphematisch, signifikativ sind, und dieser Umstand ist fast ganz der Aufmerksamkeit der früheren Forscher entgangen. Grundlegend ist in dieser Hinsicht die Regel, dass beim Nomen der Stamm und die Nominativform zusammenfallen (§ 85 ff.). Eine gewisse Buntheit der Kasusendungen ist durch phonetische Forderungen bedingt. Z. B. das Wort *kat* 'grosser Hut, Regenschirm' heisst in der Biegung: Lokat. *kase*, Instrum. *kasiro*, da die Endungen *-e*, *-iro* aber als getrennte Wörter aufgefasst und getrennt nach dem Worte *kat* (mit dem entsprechenden chinesischen Zeichen wiedergegeben) geschrieben werden, so liest man »literarisch» *kade*, *kadiro*, und UNDERWOOD behauptet in § 42 seiner Grammatik, dass den Nomina im Koreanischen jegliche Deklination fehle (»The Korean noun is however indeclinable»).

Eine schiefe Auffassung und das Unvermögen, die sozusagen genuine Substanz und die fremden Einschläge in der Sprache auseinanderzuhalten, führte bei den früheren Grammatikern zu einer Menge irriger Angaben und Darstellungen. So schreibt z. B. GALE (Dictionary S. 604): — »*si* the honorific form inserted between the radical of a verb and the ending»: klarer und richtiger wäre es, dies so zu stilisieren: »— *si* — ein Suffix, das dazu verwendet wird, sekundäre Verben zu bilden, die dadurch eine »honorifizierende» Bedeutung erhalten» (vgl. RAMSTEDT § 249).

Digitized by Google

Ferner:

— »*ssi*», welches GALE (a. a. O.) erklärt: »An honorific ending, added to names», sollte heissen: »ein chinesisches Lehnwort *si*, welches *Herr* bedeutet».

Was andererseits die Verbalformen und vielleicht noch mehr die Verbalkonstruktionen anlangt, hat keiner von denen, die sich bisher mit koreanischer Grammatik beschäftigt haben, ein richtiges Bild von dem wirklichen Sachverhalt zu geben versucht. Im allgemeinen haben sowohl Grammatiken als Wörterbücher[1] bisher ganz einfach ein Verzeichnis aller Verbalformen gegeben, ohne sie überhaupt zu systematisieren oder zu ordnen. Hier kam Ramstedt seine Kenntnis des mongolischen Verbs und seiner Formen und Verwendungen zu Hilfe. Die Hauptsache bei den Verbalformen ist, auf den Stamm achtzugeben und sich nicht durch dessen phonetische Wandlungen verblüffen zu lassen, welche konsequent durchgeführt sind. Während die früheren Forscher mit einer Unmenge von Konjugationen operierten, hat Ramstedt deutlich gezeigt, dass es sich im Koreanischen nur um eine einzige Konjugation handelt. (UNDERWOOD gibt ein unbefriedigendes Bild von den Verbalformen, und ECKARDT ein noch unklareres.) Aber wie im Mongolischen wird auch im Koreanischen die Zahl der Formen durch die Anwendung der verbalnominalen und konverbalen Bildungen erhöht. So z. B. enthält (§ 225, 3) *ssɨl ttä* 'wenn man schreibt, als man schrieb', das Nomen *ttä* 'Zeit', so dass es wörtlich 'schreibende Zeit' (fi. kirjoittamisaikana) bedeuten würde, oder (§ 225, 6) *kal či-ra* — bisher in den europäischen und japanischen Grammatiken als ein Wort *kalčira* ('er wird gehen, man wird gehen') gegeben — ist nach unserem Autor zusammengesetzt aus dem Partiz. Fut. *kal* ('gehend'), *či* (ein Nomen = 'Sache, Ding') und *ra* (verstärkende Partikel = türk. und mong. *la*, § 300). Dasselbe *či* findet sich auch als Nomen in der Form *ǯi* (nach Vokal oder *n*), z. B. *kan ǯi ga orä-o* (»the gone-fact is long time ago»), ein Umstand, der von den früheren Grammatikern, bei denen die Formen *kalčira* und *kanǯi* nur in einem alphabetischen Register ohne alle Erklärungen oder Herleitungen gegeben sind, nicht beachtet worden ist. Solche Fälle könnte man ins Unendliche anführen.

Früher wurde ja auch die koreanische Konjugation »ein Labyrinth» genannt. Prof. Dr. F. W. K. MÜLLER schrieb in seinem Geleitwort zu ECKARDTS Grammatik: »Die Darstellung des Verbums, die durch Zerlegung diesen schwierigen

[1] So auch das offizielle koreanisch-japanische Lexikon.

Digitized by Google

Stoff allmählich zu bewältigen ermöglicht — — — ist ein besonderer Vorzug der Eckardtschen Grammatik.» Eckardt zählt in seinem Buch jedoch nicht weniger als 17 verschiedene Konjugationen mit einer Menge von Ausnahmen auf gegenüber einer einzigen Konjugation bei Ramstedt. Der Anwendung der Konverbalia (converba) hat man früher keine Erklärung zu geben gewusst, sondern hat gewisse Endungen derselben als Konjunktionen, Bindewörter, gedeutet. Vgl. Eckardt § 225, wo es heisst: »Das Kapitel »Konjunktion» ist in der koreanischen Sprache eines der schwierigsten.»

Der Fehler liegt offenbar, wie so oft bei der Erforschung fremder Sprachen, darin, dass man das Sprachmaterial nicht analysiert, sondern zuerst den Text in seine eigene oder eine andere Sprache (Latein!) übersetzt und die Erscheinungen auf Grund dieser Übersetzung und mit seiner eigenen Auffassung von der Sache zu klassifizieren sucht. Als Beispiel einer solchen Analyse könnte man z. B. fi. *tullessani* ('als ich kam') nehmen und es so analysieren: *ni* = ich, *essa* = als, und dann analog den Erklärungen Eckardts behaupten, dass *essa* eine Konjunktion sei und dass die zwei *l* in *tullessa* auf einen »erweiterten Stamm» statt **tul-essa* hinwiesen.

Zur Rechtfertigung Eckardts und anderer Forscher sei erwähnt, dass die koreanische Schreibweise mit den ununterbrochen aufeinander folgenden Silben keine Wortteilung und auch keine Interpunktion kennt.

Diese kurze Anzeige[1] hat bezweckt, alle, die sich für die altaische Sprachforschung interessieren, auf dieses neueste und nach der Ansicht des Unterzeichneten epochemachende Werk Ramstedts aufmerksam zu machen, in dem der zur Zeit hervorragendste Altaist der Welt die Zuhörigkeit des Koreanischen zu der altaischen Sprachgruppe unzweideutig nachweist.

Versuch eines Verzeichnisses von Büchern und Aufsätzen über die koreanische Sprache, vor allem auf dem Gebiet der Sprachforschung und der Lexikographie.

Das Verzeichnis ist nicht vollständig und kann es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht sein. Die meisten Titel der unten angeführten Bücher und Aufsätze stammen aus CORDIERS Bibliotheca Sinica und aus МЕЖОУЗ Библіографія Азіи. Alle Übersetzungen aus der koreanischen Literatur in andere Sprachen habe ich hier weggelassen.

[1] Von Prof. Dr. GUSTAV SCHMIDT ausgezeichnet verdeutscht. A. R.

Digitized by Google

Prof. Ramstedt würde wenigstens von einem der unten zitierten Bücher, das ihm unbekannt geblieben ist, Nutzen gehabt haben, als er seine Grammatik schrieb: Pucillos Versuch eines Russisch-Koreanischen Wörterbuches. Dieses behandelt die Sprache der im Süd-Ussurischen Bezirk ansässigen nordkoreanischen Flüchtlinge und ist in russischer Transkription und originalen koreanischen Zeichen gedruckt. Von Interesse wäre auch sicher sowohl für den Verfasser als für den Unterzeichneten die Bekanntschaft mit Cholodovičs Koreanischer Grammatik, aber trotz meiner Anstrengungen habe ich des Buches nicht habhaft werden können.

Von der »uralaltaischen» Literatur habe ich hier nur wenig zitiert, teils weil allgemein zugängliche Verzeichnisse derselben vorliegen, teils weil in den meisten dieser Bücher nicht vom Koreanischen die Rede ist.

* = Unterzeichneter hat die betreffende Arbeit nicht selbst eingesehen.
Zit. = Die Quelle, nach der die Arbeit zitiert wird.

Die Bibliographien von Cordier und Mežov werden unter C. bzw. M. zitiert; Cholodovič (Холодович): Строй — unter H.; das bibliographische Verzeichnis in Описание Кореи — unter Op.

Die übrigen Abkürzungen der Liste bedürfen kaum einer Erklärung.

*Alévêque, Charles. Petit Dictionnaire français-coréen. Seoul, 1901, pp. 374. (Zit. C. IV, 3008).

*A Manual of Korean Geographical and other Proper Names Romanized. Yokohama, 1883. (Zit. C. IV, 3008), s. Gale.

*Arraisso. Kinship of the English and Korean Languages. Kor. Rep., 1896, pp. 20/21. (Zit. Op. 291).

*Aston, W. G. A Comparative Study of the Japanese and Korean Languages. Journ. R. As. Soc., N.S. XI, Art. XIII, Aug. 1879, pp. 317/364. (Zit. C. IV, 3003).

*— Proposed arrangement of the Korean Alphabet. (Trans. As. Soc. Japan., VIII, Pt. I, pp. 58/60). (Zit. C. IV, 3003).

*— The Önmun — when invented? Transact. As. Soc. Japan, XXIII, pp. 1/4. (Zit. Op. 292).

*— Writing, Printing, and the Alphabet in Corea. Journ. R. As. Soc., Jul. 1895, pp. 505/511. (Zit. C. IV, 3004).

*— [Verschiedenes über die koreanische Sprache in: Journ. of R. As. Soc. 1876, Japan Mail, Jan. 1878, und The Chrysanthemum, May and September 1881]. (Zit. Op. 292).

*Baird, Annie. Fifty Helps for the Beginner in the use of the Korean Language. Seoul. Trilingual Press, 1897. (Zit. Op. 292).

*Baird, W. M. Romanization of Korean Sounds. Kor. Rep. 1895, pp. 161/175. (Zit. Op. 292).

*— The Korean verb »to be». Kor. Rep. 1898, pp. 328—338. (Zit. Op. 292).

*Beza. Korean Proverbs. Kor. Rep. 1895, pp. 314/6. (Zit. Op. 292).

Bibliographien: s. unter Cordier, Courant, H. (Холодович: Строй), Op. (Описание).

C. s. Cordier.

*Chavannes, E. Les monuments de l'ancien royaume coréen de Kao-Keou-Li. Paris-Leide, 1908—09 (?).

Chiba, Tsutomu. A Study of Accent. Research into its Nature and Scope in the Light of Experimental Phonetics. Tokyo. 1935. II+123.
Rezension: G. J. Ramstedt, Neuphilologische Mitteilungen. Helsingfors.

Digitized by Google

CHOLODOVIČ s. Холодович (auch Holodovič).
*CHOSENGO JITEN. Keijo. 1. Auflage 1928, 2. Aufl. 1932. (Zit. H. 40). [Wörterbuch der koreanischen Sprache].
CORDIER, HENRI. Bibliotheca Sinica. (Dictionnaire bibliographique des ouvrages relatifs à l'empire Chinois). Paris 1904—1924. Volume IV; Corée, pp. 2939/3008. Supplement et Index. 2. Ed., pp. 4426/4428. Wird hier unter C. zitiert.
Corean . . . s. auch Korean . . .
*Corean Words and Phrases. A Handbook and Pocket Dictionary for Visitors to Corea and New Arrivals in the Country. Seoul. 1897, pp. V + 145. (Zit. C. IV, 3008). Auch eine andere Auflage desselben im gleichen Jahre erschienen. (Zit. Op. 292), s. HODGE.
*COURANT, MAURICE. Bibliographie Coréenne.[1] Paris. 1894—1896, 3 vol. — Supplément . . . (Jusqu'en 1899). Paris, 1901. (Zit. C. IV, 3007).
Rezension: *P(elliot) P. Bul. Ecole Extr. Orient, III, N° I, Janv. — Mars 1903, p. 133 (Zit. C.IV, 3007).
*— Note sur les différents systèmes d'écriture employés en Corée. Transact. As. Soc. Japan, XXIII, pp. 5—23. (Zit. Op. 292).
*Dictionnaire Coréen Français. I Partie lexicographique, II Partie grammaticale,[2] III Partie géographique. Par les Missionaires de Corée de la Soc. des Miss. étrangères de Paris. Yokohama, 1880. (Zit. C. IV, 3004).
**Rezension:* Корейско-французскій Словарь, составленный корейскими Миссіонерами. Изв. Вост.-Сиб. отд. И. Р. Географ. Общ. 1881. T. 12, N 2—3, p. 96.
ECKARDT, ANDREAS. Koreanische Konversations Grammatik. Heidelberg 1923. [Das Buch ist eine ziemlich verworrene Materialsammlung, aus der hervorgeht, dass dem Verfasser die Struktur der Sprache nicht klar geworden ist].
*EDKINS, JOSEPH. Etymology of Korean numerals. Kor. Rep. 1898, pp. 339/341. (Zit. Op. 292).
*— Korean affinities. Kor. Rep., 1896, pp. 230/2. (Zit. Op. 292).
*— Korean Writing. Kor. Rep. 1897, pp. 301/7. (Zit. Op. 292).
*— Monosyllabism of the Korean type of language. Kor. Rep. 1896, pp. 365/7. (Zit. Op. 292).
*— Relationship of the Tartar languages. Kor. Rep., 1895, pp. 405/411. (Zit. Op. 292).
*En Pan Chyel. Kor. Rep., 1892. Dec., pp. 369/371. (Zit. C. IV, 3007).
Еситакэ s. YOSHITAKE.
*Фудзии (FUJII). Zit. bei *Хосина-Коити »Кр. история японской лингвистики» [Japanisch], стр. 163. (Zit. Холодович, Из истории, 82).
*GABELENTZ, G. von der. Zur Beurtheilung des koreanischen Schrift- und Lautwesens. Sitzungsber. k. preuss. Ak. Wiss. Berlin 1892, pp. 587/600. (Zit. C. IV, 3007).
GALE, JAMES SCARTH. A Korean-English Dictionary. Yokohama 1911.
* 1. Auflage: Yokohama, Shanghai, Honkong, Singapore, 1897.
* 3. Auflage. 1932.

[1] Cf. Op. 292 enthält noch folgendes: Tableau littéraire de la Corée contenant la nomenclature des ouvrages publiés dans ce pays jusqu'en 1890, ainsi que la description et l'analyse détaillées des principaux d'entre ces ouvrages. Datiert: Paris 1895. Herausgegeben als Vol. XVIII—XX der IIIe Série des »Publications de l'Ecole des Langues orientales vivantes» und Supplément: ibid. Vol. XXI (gedruckt in Tokyo).

[2] Enthält u. a. auf pp. IV*—57* Conjugaison alphabétique.

Digitized by Google

*— A Manuel of Korean Geographical and other Proper Names Romanized. Yokohama 1883, pp. VI + 126 (Printed for H.B.M. Legation). (Zit. C. IV. 3008).
*— Difficulties of Korean. Kor. Rep. 1897, pp. 254/7. (Zit. Op. 292).
*— Korean Grammatical Forms.[1] Seoul 1916. [Nur eine Aufzählung von Formen ohne wissenschaftliche Klassifikation. Ausserdem Sprichwörter und Redensarten].
*— The Inventor of the En- Moun. Kor. Rep. 1892, pp. 365/8. (Zit. Op. 292).
*Grammaire Coréenne ... Par les Missionaires de Corée de la Soc. de Miss. étrangères de Paris. Yokohama. 1881. (Zit. C. IV, 3004. Zit. Eckardt. p. XI).
Rezensionen: *Vapereau, Charles. The N. Ch. Daily News. 17 Dec. 1881.
* d'Estrey, Meyners. Annales de l'Extr. Orient. 1881—2, IV, pp. 141/5. (Zit. C. IV, 3005).
*Gützlaff, Charles. Remarks on the Corean Language. Chin. Repository I, pp. 276/9. (Zit. C. IV, 3002).
H. (= Holodovič oder Cholodovič) s. Холодович.
Haguenauer, C. À propos de nouvelles recherches concernant le Leaotong, la Corée et le Japon (Shikoku) antiques. Journ. Asiat. Juil.-Sept. 1936, pp. 353/395.
*Hodge, J. W. Corean Words and Phrases: a Handbook and Pocket Dictionary for Visitors and New Arrivals in the Country. 2. Ed. 1902, pp. VII + 369. (Zit. C. Suppl. 4426). Cf. Corean Words.
Holodovič, auch Cholodovič, s. Холодович.
*Холодович, А. А. Грамматика корейского языка. Часть I. Морфология. Москва, 1937. (Zit. H. 40).
— Из истории японской лингвистики. Агглютинативная теория и проблема родственных связей японского языка. Известия Академии Наук СССР. Отделение литературы и языка. Москва, 1941. N 1, pp. 79/98.
*— О латинизации корейского письма. »Советское языкознание», т. I. 1935. (Zit. H. 40).
— Строй корейского языка. Ленинград, 1938. 40 pp. (Серия »Строй языков» вып. 9.). Wird hier unter H. zitiert.
*Хосина Коити s. Фудзии (Fujii).
*Hulbert, Homer B. A Comparative Grammar of the Korean Language and the Dravidian Dialects of India. Seoul, 1906, pp. 152. (Zit. C. IV, 3006).
*— Korean proverbs. Kor. Rep. 1897, pp. 284/290, 369/373, 452/5. (Zit. Op. 293).
*— Romanization again. Kor. Rep. 1895, pp. 299/306. (Zit. Op. 292).
*— The I-tu[1] ... Kor. Rep. 1898 pp. 47/54. (Zit. Op. 293).
*— The Korean Alphabet. Kor. Rep. I. 1892. Jan. pp. 1/9, March pp. 69/74. (Zit. C. IV, 3006).
*— The Korean Alphabet. Kor. Rep. 1896, pp. 233/7. (Zit. Op. 293).
*— The Korean Language. (Annual Report ... Smithsonian Institution for the Year ending. June 30, 1903, pp. 805/810)., auch in The Korean Review I, 1901, pp. 433/440. (Zit. C. Suppl. 4426).
*Imbault-Huart, Camille. Manuel de la langue coréenne parlée à l'usage des Français. I. Introduction grammaticale, II. Phrases et

[1] Spezielle chinesische Zeichen, die zur Wiedergabe der wichtigsten Biegungsendungen in entsprechenden koreanischen Wörtern dienen (dem japanischen Kana entsprechend).

Digitized by Google

dialogues faciles, III. Recueil des mots les plus usités. Paris, 1889, pp. 108. (Zit. C. IV, 3005).
Язык и мышление [Eine periodisch erscheinende Schrift] Изд. Акад. Наук. СССР. Москва-Ленинград 1933—1937 . . .
*JONES, GEO HEBER. Historical Résumé of the Youth's Primer. Kor. Rep. 1895, pp. 134/9. (Zit. Op. 293).
*— Printing and Books in Asia. Kor. Rep., 1898, pp. 55/63. (Zit. Op. 293).
*— Studies in Korean. Korean Etymology. Kor. Rep. I. 1892. Nov., pp. 331/5. (Zit. C. IV, 3006).
*— The Youth's Primer. Kor. Rep. 1895, pp. 96/102. (Zit. Op. 293).
*— What Koreans say about our use of their language. Seoul. 1894, pp. 22. (Zit. C. IV, 3007).
KANAZAWA, S. The common origin of the japanese and korean languages. Sanseido, Tokyo. 1910.
*— Über die Kultur Japans und Koreas in alten Zeiten vom Standpunkt der Sprachvergleichung aus betrachtet. Tokio. 1913. (Zit. Холодович, Из истории. 86).
KANAZAWA, s. auch KOTÔ.
*КИМ-ТХЯ-ХЕН. Современная корейская письменность. (Диссертация, защищенная в 1939 г.). (Zit. Известия Академии Наук СССР. Москва 1940. N 1, p. 127). [Wahrscheinlich nur im Manuskript].
*KOBAYASHI. Chosengo-no onin-no romajihyoki-ho-no kokoromi narabi-ni jibo jun'i-no kettei-ni-tsuite. (Zit. H. 40).
*KOPPELMANN. Die Verwandschaft der Koreanischen und der Ainu-Sprache mit den indoeuropäischen Sprachen.
Korean . . . s. auch Corean . . .
*Korean Names. Kor. Rep. 1895, pp. 426/431. (Zit. Op. 293).
*[Koreanische Grammatiken auf Koreanisch. Ohne wissenschaftlichen Wert. Esgibt mehrere].
Koreanisch-Japanisches [Offizielles] Lexikon. Herausgegeben von der Kanzlei des Generalgouverneurs in Seoul. [Japanisch mit chinesischen, japanischen und koreanischen Zeichen gedruckt].
*Korean pronunciation of Chinese. China Review. VIII, pp. 34/38. (Zit. C. IV, 3004).
*Korean Proverbs, Epithets and Common Sayings. I. Proverbs derived from Buddhism. Kor. Rep., 1892. Nov. 342/6. (Zit. C. IV, 3007).
*Korean Words and Phrases s. HODGE.
*Корейская азбука, s. ПЬЯНКОВЪ.
*Корейская грамматика, изданія французскихъ миссіонеровъ. Переводъ и.д. проф. Восточнаго Инст. Г. Подставина (Литограф. изд., Владивостокъ). (Zit. H. 40).
*Корейско-французскій словарь . . . s. Dictionnaire.
*Kor. Rep. s. The Korean Repository.
*Ко-чинь-чжень s. Цань-цю-Вынь.
*KOTÔ B. and KANAZAWA, S. A Catalogue of the Romanized geographical Names of Korea. Tokyo, 1903, pp. VI, 90, 98. (Zit. C. IV. 3008). *Rezension:* MAITRE, Cl. E. Bul. Ecole franç. Extr. Orient III, Oct.-Déc. 1903, pp. 737/8. (Zit. C. IV, 3008).
*КУЗЬМИНЪ. К. Элементарное пособіе къ изученію корейскаго языка. Хабаровскъ. 1900. (Zit. H. 40).
*LACOUPERIE, TERRIEN DE. Doubts about the Corean Writing. (T'oung Pao IV, mars 1893, pp. 86). (Zit. C. IV, 3007).
*— On the Corean, Aino and Fusang Writing. T'oung Pao, III, 5, pp. 449/465. 1893. (Zit. Op. 293).

Digitized by Google

*Landis, E. B. Numerical categories of Korea. Kor. Rep. 1896, pp. 431/7, 463/8. (Zit. Op. 293).
*— Some Korean Proverbs. Kor. Rep. 1896, pp. 312/6, 396/403. (Zit. Op. 293).
M. s. Mejov.
*Macintyre, John. Corean Tone Book. China Review. XI, 1880, pp. 124/8, 442/444. (Zit. C, IV, 3004).
*— Notes on the Corean Language. China Review VIII, pp. 149/156. 230/4; IX, pp. 28/33, 89/95, 219/223. (Zit. C. IV, 3004). [Zit. Op. 293 gibt: China Review, IX, 1880—1881].
Maema. Han-ö-thong [Grammatik]. Tokyo, 1909.
— Ke-rim-rjo-ön-bang. [Ein altes chinesisches Verzeichnis koreanischer Wörter].
— Rju-ka-ko-go-sen. Ein Sammlung alter koreanischer Lieder, Aufgeschrieben mit koreanischen und chinesischen Zeichen. [Alle drei Arbeiten in japanischer Sprache].
McCune, G. M. and Reischauer, E. O. Romanization of the Korean Language. Seoul. (1940?). 55 pp.
*Medhurst, s. Philo-Sinensis.
Mejov, V, (Межовъ, В. И., also eigentl. Mežov). (Bibliographia Asiatica). Библіографія Азіи (Вся Азія. исключая Сибири). СПб. 1891—1894, pp. 134/6. Wird hier unter M. zitiert.
*Миядзаки (Miyazaki). [Die Stellung des Koreanischen in der Erforschung der Geschichte des japanischen Rechtes (in der historischen Zeitschrift Сигаку-дзасси XV, Nr. 7, und auch in der juristischen Zeitschrift Хогаку-кёкай дзасси XX, Nr. 4 (Japanisch)]. (Zit. Холодович. Из истории 86).
*— [Vergleichende Untersuchung des Japanischen und Koreanischen (in der historischen Zeitschrift Сигаку дзасси[1] XVII, Nr. 7]. (Zit. Холодович. Из истории 86).
*Missionaires de la Société des Missions étrangères de Paris. S. Grammaire . . . S. Dictionnaire . . .
*Morrison, J. B. The Corean Syllabary. Chin. Rep. II, p. 135. (Zit. C. IV, 3002).
Ogura, Shimpei. A Study on the Dialects in Hamggöng-namdo and Hoanghai-do. Seoul 1930.
— Kokugo oyobi chosengo hatsuon gaisetsu. Keijo. 1924. (Zit. H. 40). [Laute des Japanischen u. Koreanischen. In japanischer Sprache].
*— Nambu chosen-no hōgen. Keijo. 1924. (Zit. H. 40).
— Nam-Kieng Co-sen Dialekte (Chosen-go). [In japanischer Sprache].
— Вклад в японоведение и корееведение. 1921 [Beiträge zur Japano- und Koreologie. In japan. Sprache]. (Zit. Ramstedt. A Kor. Gram. IV, Zit. Холодович. Из истории 87).
Op. s. Описаніе.
Описаніе Кореи. тт. I—III. Изданіе Минист. финансовъ. СПб. 1900 (mit vollständiger Bibliographie, B. II, pp. 291/295). Wird hier unter Op. zitiert.
Опытъ краткаго Русско-Корейскаго Словаря. Казань, 1904. [Ein von den Missionaren verfasstes kleines, aber nach Prof. Ramstedts Urteil phonetisch zuverlässiges Wörterbuch].
Палладій, арх. Замѣчанія о словарѣ Пуцилло. Изв. И. Р. Геогр. Общ. 1875. [*Rezension*]. (Zit. Op. 295).
*Parker, E. H. Chinese, Corean and Japanese. China Review, XIV, pp. 179/189. (Zit. C. IV, 3004).
*Philo-Sinensis (Medhurst). Translation of a comparative Vocabu-

[1] Nach Ramstedt: Ши-гаку засши zu schreiben.

Digitized by Google

lary of the Chinese, Corean, and Japanese Languages. Batavia. 1835. (Zit. C. III. 1597, IV, 3002).
*Пьянковъ, В. Т. Корейская азбука. СПб. 1874. (Zit. M.).
Поппе, Н. Н. (Poppe) Урало-алтайская теория в свете советского языкознания, Известия Академии Наук СССР. Отделение Литературы и языка. Москва 1940. N 3, pp. 79/88.
Пуцилло, М. Опытъ русско-корейскаго словаря. СПб. 1874. XV + 731. [Eine gute Materialsammlung]. *Rezension:* s. Палладій.
RAMSTEDT, G. J. A Korean Grammar. MSFOu. LXXXII. Helsinki 1939.
— Koreanisch *kęs* »Ding, Stück», JournSFOu. LXVIII. Helsinki 1936-7.
— Remarks on the Korean Language. MSFOu. LVIII. Helsinki 1928.
— The Nominal Postpositions in Korean. MSFOu. LXVII. Helsinki, 1933.
REISCHAUER, E. O. s. MCCUNE.
*ROSNY, LÉON DE. Aperçu de la langue coréenne. Journ. As. III, 1864, 287/325; VIII, 1866, pp. 441/472. Auch Paris, 1864. (Zit. C. IV, 3003).
*— A Sketch of the Corean Language and Grammar (Translated from the French. Chin. & Jap. Rep. 1865, Febr., pp. 49/56; April, pp. 182/184). (Zit. C. IV, 3003).
*— Sur la langue Chinoise en Corée. Congrès des Orientalistes t. I, pp. 148/291. (Zit. Op. 294).
*— Vocabulaire Chinois-Coréen-Aino, expliqué en français et précédé d'une introduction sur les écritures de la Chine, de la Corée et de Yéso. Paris, 1861, pp. 24. (Zit. C. IV, 3003).
*Ross, JOHN. Corean Primer, being Lessons in Corean on all ordinary subjects, transliterated on the principles of the »Mandarin Primer» by the same Author. Newchwang, Shanghai. 1877, pp. 89. (Zit.C.IV, 3003).
*— Korean Speech with Grammar and Vocabulary: Yokohama, 1882.
— — New edit. Mookden, Shanghai, Honkong, 1882, pp. 101. (Zit. C. IV, 3003). [Das Buch besitzt als Materialsammlung geschichtlichen Wert, aber über die Struktur der Sprache ist der Verfasser sich nicht klar geworden].
*— The Corean Language. China Review VI, pp. 395/403. (Zit. C. IV, 3003).
*SATOW, ERNEST. On the early history of Printing in Japan. Trans. As. Soc. Japan. X, Pt. I, pp. 48/83. (Zit. C. IV, 3005)
*— Further Notes on movable types in Korea and early Japanese printed Books. Ibid. Pt. II, pp. 252/259, (Zit. C. IV, 3005).
*— Tone distinctions in Corean and Chinese. China Review XV, pp. 128. (Zit. C. IV, 3004).
SAUVAGEOT, AURÉLIEN. Recherches sur le vocabulaire des langues ouralo-altaïques. Coll. linguist. publ. par la Société de linguistique de Paris. XXX. Paris. 1930. XLII + 142 pp.
*SCOTT, JAMES. Corean Manual or phrase-book with introduct. grammar. Seoul. 1893, XXI + 241 pp. 2 ed. (Zit. Op. 294). [Vgl. hier unten: En-moun . . .].
— English Corean Dictionary. Being a Vocabulary of Corean Colloquial Words in Common Use. Corea. 1891, pp. XXVI + 345.
Rezensionen: *Chin. Rec. XXIII, July 1892, p. 341.
*E(ITEL), E. J. China Review XX, N 2, pp. 130/1. (Zit. C. IV. 3005).
*— En-moun Mal Ch'äik. A Corean Manual and Phrase Book; with Introductory Grammar. Shanghai. 1887, pp. VIII + 209. (Zit. C. IV, 3005).
Rezensionen: *E(ITEL), E. J. China Review XVI, p. 60.

Digitized by Google

*Edkins, Joseph. N.Ch. Herald. Oct. 6, 1893, pp. 532/3. (Zit. C. IV, 3005).
*— Sanscrit in Korea. Kor. Rep. 1897, pp. 99/103. (Zit. Op. 294).
Shiratori, K. [Vergleich der altjapanischen mit der koreanischen Sprache. In der historischen Zeitschrift Кокугакуин дзасси[1] IV Nr. 4]. [In japanischer Sprache]. (Zit. Холодович, Из истории 86).
— [Vergleichende Untersuchung des Japanischen und fremder Sprachen. In der historischen Zeitschrift XVI, Nr. 2]. [In japanischer Sprache. Veraltet]. (Zit. Холодович, Из истории 86).
*Shirokogoroff, S. M.[2] Ethnological and linguistical aspects of the ural-altaic hypothesis. Peiping. China 1931. (Zit. Poppe 88).
*Зибольдъ, Ф. Фр., s. Цань-цю-Вынь.
*Siebold, Ph. Fr. Lui-ho sive Vocabularium Sinense in Kôraïanum conversum. Batavia. 1838. (Zit. Op. 294, C. III. 1597, IV. 3003).
*The Korean Repository. The Trilingual Press. Editor F. Ohlinger. 1892—1898. (Zit. H. 40, C. IV 2989—2999[3]). [Zitiert unter Kor. Rep.]
*The Study of Corean from the point of view of a Student of the Japanese Language. (Trans. of the Asiatic Soc. of Japan XXXIV, I. Aug. 1906, pp. 49/59). (Zit. C. Suppl. 4426).
*Thioi Kənbae. Diozen-ə bon. Keijo. 1936. (Zit. H. 40). [Chosen-ö-pon. Grammatik der koreanischen Sprache].
*Цань-цю-Вынь, или тысяча идіографическихъ знаковъ съ корейскимъ переводомъ. Сост. китаецъ Ко-чинь Чженъ. Изд. Ф. Фр. Зибольдъ. Съ присовок. системы Корейскаго языка. 1833.
Rezension: Журн. Мин. Народн. Просв. 1837, т. 15. N 9. pp. 641/2.
*Underwood, Horace Grant. A Concise Dictionary of the Korean Language (Pocket edition in two volumes). Volume I. Korean-English. With assistance by James S. Gale, Volume II. English-Korean. With assistance by Homer B. Hulbert. Yokohama, Shanghai 1890, pp. 196 + 1, 293 + 2. (Zit. C. IV, 3006; Op. 295).
Rezension: *E(itel), E. J. China Review XVIII, N 6, pp. 383/4. (Zit. C. IV, 3006).
— An introduction into the Korean Spoken Language. In two parts: Part I. Grammatical notes. Part II. English into Korean. 2 edit. Yokohama, Shanghai 1914, (* 1 edit. Yokohama, Shanghai 1890), pp. XV + 475. [Ein gutes Handbuch, das unserem Forscher von grossem Nutzen gewesen ist].
Rezension: *E(itel), E. J. China Review XVIII, N 6, p, 383 (Zit. C. IV, 3006).
Underwood, Horace Grant and Horace Horton. An English-Korean Dictionary. Seoul, 1925.
Underwood, Horace H. Every-day Korean: Seoul, 1921.
Веберъ, К. И., Пробная транскрипція названій всѣхъ городовъ Кореи. Картографическая Комиссія Имп.. Русск. Геогр. Общ., 5 pp. СПб. 1907.
— О корейскомъ языкѣ и корейскомъ чтеніи китайскихъ іероглифовъ. Картографическая комиссія Имп. Русск. Геогр. Общ., 17 pp. СПб. 1907.
*Wilkinson, W. H. A Korean katakana. Kor. Rep., 1895, pp. 215/8. (Zit. Op. 295).
Winkler, Heinrich. Das uralaltaische und seine Gruppen. Berlin, 1885.

[1] Засши.
[2] Forscher auf dem Gebiete der mandschu-tungusischen Dialektologie.
[3] Enthält ein vollständiges Inhaltsverzeichnis.

Digitized by Google

WINKLER, HEINRICH. Der ural-altaische Sprachstamm, das Finnische u. das Japanische. Berlin, 1909.
— Die altaische Völker und Sprachenwelt. Ost-Europa-Institut in Breslau, Quellen u. Studien VI, 1. Leipzig u. Berlin. 1921.
— Die Zugehörigkeit der finnischen Sprachen zum uralaltaischen Sprachstamm. Extr. de la Revue Orientale »Keleti Szemle», XII. 1911, pp. 38.
— Uralaltaische Völker und Sprachen. Berlin, 1884.
*YI IK SEUP. The Alphabet (Panchul). Kor. Rep. I, 1892. Oct., pp. 293/299. (Zit. C. IV, 3006).
*YOSHITAKE, S.[1] The Japanese particles wa, ga, and mo. Bulletin of the School of Oriental Studies, University of London. Vol VII, Part I, 1935, pp. 27/49.
— An analytical study of the conjugations of Japanese verbs and adjectives. Bulletin of the School of Oriental Studies. University of London. Vol V, Part III, pp. 641/666. (Zit. Холодович. Из истории, 93).
— The history of the japanese particle *i*. Bulletin of the School of Oriental Studies. University of London. Vol V. Part IV, pp. 889/895. (Zit. Холодович. Из истории, 93).
— Etymology of the japanese word *fude*. Bulletin of the School of Oriental Studies, University of London. Vol. V. Part. I, 1930, pp. 45/53. (Zit. Холодович. Из истории, 93).
— Auxiliary verbs in Mongolian. Bulletin of the School of Oriental Studies. University of London. Vol. V, Part. III. 1928, pp. 521/539. (Zit. Холодович. Из истории, 93).

Helsinki, 5. 6. 1941. ANDREJ RUDNEV.

Mitteilungen.

†

Bálint Csűry.

Unerwartet ist uns die betrübende Nachricht zugegangen, dass der Professor der ungarischen und finnisch-ugrischen vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Debrecen, Dr. BÁLINT CSŰRY am 13. Februar aus dem Leben geschieden ist. Eine Gehirnblutung und eine später hinzutretende Lungenentzündung bereiteten dem anscheinend robusten Mann, gerade fünfundfünfzigjährig, in der Morgendämmerung seines Geburtstages einen jähen Tod.

Bálint Csűry war am 13. Februar 1886 im Dorfe Egri, Komitat Szatmár, geboren. Er absolvierte seine Studien an der Universität Kolozsvár, wo vor allem der Unterricht des Professors der ungarischen Sprache, GYULA ZOLNAIS, von entscheidender Bedeutung für die Richtung seiner Laufbahn war. 1910 wurde

[1] In den russischen Arbeiten zitiert als С. Еситакэ. (Zit. Холодович. Из истории, 93).

Digitized by Google

er zum Lehrer am reformierten Kollegium in Kolozsvár gewählt, und er blieb in diesem Amt auch nach der rumänischen Okkupation, zäh den Schwierigkeiten trotzend, mit denen er auf diesem Posten zu kämpfen hatte. 1932 wurde er nach dem im Jahre vorher verstorbenen JÓZSEF PÁPAY auf den Lehrstuhl für ungarische und finnisch-ugrische vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Debrecen berufen. Schon vorher, 1930, war er zum Dozenten der ungarischen Dialektforschung an der Universität Budapest ernannt worden.

Das wissenschaftliche Interesse Bálint Csűrys wandte sich schon früh den Reichtümern der ungarischen Volksmundarten zu, deren Bergung und Untersuchung ihm dann sein ganzes Leben hindurch am meisten am Herzen lag. Im Auftrag der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft sammelte er vom Jahre 1908 an über zwei Dezennien lang Material der Volkssprache seines Heimatdorfes und der nächsten Umgebung, des Dialekts von Szamoshát. Aber er studierte auch die Nachbardialekte, vor allem den von Tiszahát und Ugocsa, was schon für die Festlegung der Grenzen der Dialektgebiete von Wichtigkeit war. Während seines Aufenthalts in Kolozsvár hatte er die beste Gelegenheit, auch Beobachtungen über die Sprache der ungarischen Bevölkerung in der Umgebung dieser Stadt zu machen. Ausserdem beschäftigte er sich während seiner Sommerferien 1928—1931 unter den Südcsángós der Moldau systematisch mit dem Einsammeln von sprachlichem Material und brachte auch hier eine ziemlich reiche und interessante Ernte ein.

Als Ergebnisse seiner Dialektforschungen hat Csűry eine grosse Anzahl längerer und kürzerer Studien vorzugsweise in der Zeitschrift Magyar Nyelv veröffentlicht. Einige von diesen sind orientierende Darstellungen der bemerkenswerten Dialekteigentümlichkeiten gewisser Einzelmundarten, z. B. »A tiszaháti és ugocsai nyelvjárás nevezetesebb sajátságai» (Die bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten des Dialekts von Tiszahát und Ugocsa) und »A visszatért Felvidék nyelve» (Die Sprache des heimgekehrten Oberlands), in denen die Verbreitungsgebiete der charakteristischen sprachlichen Erscheinungen auch durch Kartenskizzen veranschaulicht werden. In anderen Studien werden gewisse interessante phonetische und morphologische oder andere Dialekterscheinungen aufgeklärt; von diesen seien erwähnt: »Nasalisatiós jelenségek a szamosháti nyelvjárásban» (Nasalisierungserscheinungen im Dialekt von Szamoshát), »Magánhangzók elisiója a tiszaháti és ugocsai nyelvjárásban» (Elision von Vokalen im Dialekt von Tiszahát und Ugocsa), »Mássalhangzónyúlás, ikerítődés a szamosháti nyelvjárásban» (Konsonantenlängung, Gemination im

Digitized by Google

Dialekt von Szamoshát) und »A moldvai csángó igealakok» (Die Verbalformen des Moldau-Csángó). Von Csűrys Artikeln, die die Phonetik behandeln, sind wichtig »Szamosháti palatogrammok» (Palatogramme aus Szamoshát), aber besonders seine interessanten Studien über die Wort- und Satzmelodie des Ungarischen: »A szamosháti nyelvjárás hanglejtésformái» (Die Formen der Satzmelodie im Dialekt von Szamoshát), »A székely és csángó mondathanglejtés» (Die Satzmelodie des Széklerischen und des Csángó) und »Die Satzmelodie im Ungarischen». Sprachpsychologischen Inhalts ist der Aufsatz »Érintkezésen alapuló névátvitel» (Auf dem Verkehr beruhende Namensübertragung), zu dessen Belegmaterial auch die von Csűry untersuchten Volksmundarten Beiträge geliefert haben.

Das grösste Ergebnis von Professor Csűrys emsigen Dialektstudien und zugleich seiner ganzen wissenschaftlich-literarischen Tätigkeit ist jedoch sein über tausend Seiten starkes »Szamosháti szótár» (Wörterbuch von Szamoshát), das die Ungarische Sprachwissenschaftliche Gesellschaft mit Unterstützung durch die Akademie der Wissenschaften 1935—1936 herausgab. Dieses Werk bezeichnet in der ungarischen Wörterbuchliteratur einen Wendepunkt. Von Professor JÓZSEF SZINNYEIS 1893—1901 erschienenem grossem und verdienstvollem »Magyar tájszótár» (Ungarisches Dialektlexikon), das fortgesetzt ein unentbehrliches Hilfsmittel auf dem Gebiet der ungarischen Sprachforschung ist und sein wird, unterscheidet sich dieses beträchtlich: es beschränkt sich auf einen einzigen Volksdialekt, stellt aber von diesem den »ganzen» Wortschatz dar, also nicht nur die sog. eigentlichen Dialektwörter, d. h. die in ihrer Form oder Bedeutung von dem Gebrauch der Gemeinsprache abweichenden. Als ein grosses Verdienst des Csűryschen Wörterbuchs darf es gelten, dass die Wörter und Formen, soweit möglich, in ihren Funktionen im Satz, ihrem natürlichen Redezusammenhang vorgeführt und ihre Bedeutungen durch naturnahe und zuverlässig genau aufgezeichnete Belegsätze aus der lebenden Sprache, Sprichwörter usw. beleuchtet werden. Besondere Aufmerksamkeit hat der Verfasser den Erscheinungen der stofflichen und geistigen Kultur des Volkes zugewandt: er bietet ein reichhaltiges Wort- und Sachmaterial von den Gebieten der Ethnographie und Volkskunde und macht zur Beleuchtung des Gegenständlichen auch von anschaulichen Zeichnungen Gebrauch. Als Ganzes gibt das Werk auf diese Weise auch einen gewissen Querschnitt durch die Begriffswelt der Bevölkerung des betreffenden Dialektgebiets mit ihrem Reichtum und ihrer Begrenzung.

Professor Csűry hatte geplant, auch das lexikalische Material seiner oben erwähnten Sammlungen aus dem Süd-Csángó in Form eines Wörterbuchs zu veröffentlichen, aber

Digitized by Google

leider wurde dies durch den Tod vereitelt. Es wäre sehr zu wünschen, dass einer von den hingebenden Schülern des Verstorbenen in naher Zukunft Gelegenheit erhielte, die Redaktion und Herausgabe dieses Werkes zu Ende zu führen.

Als ein ausserordentlich grosses Verdienst ist es Csűry anzurechnen, dass auf seine Initiative und nach seinem Entwurf an der Universität Debrecen 1938 ein Institut für die Erforschung der ungarischen Volkssprache gegründet wurde, das erste seiner Art. So ist auch für die Zukunft die Fortsetzung der von Csűry begonnenen Arbeit zur systematischen Einsammlung der Schätze der ungarischen Volksmundarten unter der Ägide der Universität der ungarischsten Stadt Ungarns sichergestellt. Für diese Arbeit hat Csűry sowohl seine eigenen Schüler als auch die akademische Jugend seines Landes in grösserem Umfang zu begeistern versucht. Zu diesem Zweck gab er 1936 »A népnyelvi búvárlat módszere» (Die Methode der Erforschung der Volkssprache) heraus, eine Anleitung, in der speziell die in Finnland eingeführten Sammlungsmethoden zur praktischen Anwendung dargelegt werden. Das Institut hat eine eigene Publikation, »Magyar népnyelv» (Die ungarische Volkssprache), von der zwei Hefte hauptsächlich mit Studien und Mitteilungen Csűrys und seiner Schüler vom Arbeitsfeld des Institutes erschienen sind. Heft II kam am Anfang des vergangenen Februars zur Ausgabe. Mit eigener Widmung versehen, hatte der Herausgeber es fünf Tage vor seinem Tode an seine finnische Mitforscher abgesandt; — vor dem Eintreffen war die erschütternde Kunde vom Hinscheiden des hingebungsvollen Forschers hier angelangt.

In einem Nachruf auf Bálint Csűry sind seine engen und warmen Beziehungen zu Finnland mit besonderem Dank zu erwähnen. Um unsere Sprache zu erlernen, unser Land und Volk kennenzulernen und sich mit den Arbeitsmethoden und Leistungen unserer Forscher vertraut zu machen, unternahm er in drei Sommern eine Reise hierher. Beim ersten Male, 1934, schlug der Unterzeichnete ihm die gemeinschaftliche Herausgabe des lexikalischen, grammatikalischen und volkskundlichen Materials vor, das der verstorbene Professor Yrjö Wichmann 1906—1907 bei den Csángó-Ungarn gesammelt hatte. Csűry nahm den Vorschlag bereitwillig an; wir begannen mit der Arbeit, und ich muss dankbar anerkennen, dass ich keinen fähigeren und angenehmeren Mitarbeiter hätte finden können. Im Sommer 1935 setzten wir die Arbeit in Debrecen, 1936 wieder in meiner Sommerwohnung in Karelien fort, und im Herbst des letzteren Jahres erschien »Yrjö Wichmanns Wörterbuch des Csángódialektes» im Druck. Später veröffentlichte Csűry noch allein auf Grund der Manuskripte Wichmanns gewisse seiner in ungarischen

Digitized by Google

Zeitschriften begonnenen, aber unabgeschlossen gebliebenen Studien unter dem Titel: »Wichmann György északi-csángó hangtanának kiadatlan részei».

Bálint Csűrys treue Finnland-Freundschaft findet auch in seinen Briefen einen schönen Ausdruck. »Unsere Csángó-Publikation», schreibt er an den Unterzeichneten, »ruft mir die angenehmen Tage ins Gedächtnis, die ich mit Dir und Euch in dem unvergesslichen Karelien verleben durfte. Stets werde ich mich der köstlichen Zeiten auch darum erinnern, weil mein Aufenthalt in Finnland niemals zum blossen angenehmen Zeitvertreib wurde, sondern weil ich ausserdem auch etwas für die Ziele der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft ausrichten konnte. Aber ich muss auch noch sagen, dass ich in Finnland von allen meinen Freunden recht viel gelernt habe und immer mit sehr nützlichen Eindrücken und Anregungen aus Finnland heimgekehrt bin.» — Während unseres letztverflossenen Krieges wirkte Csűry energisch für die Bekanntmachung unserer gerechten Sache in seiner Heimat und betätigte sich nach Kräften für die materielle Unterstützung Finnlands. Am 15. Januar 1940 schreibt er: »Die ganze Welt fühlt Bewunderung für die Tapferkeit des finnischen Brudervolkes, eines Volkes, das für die Humanität gegen die Tyrannei kämpft . . . Wie es uns Ungarn in dieser Weltrevolution gehen wird, weiss nur der liebe Gott. Aber was auch geschehen mag, sicher ist, dass auch wir uns bestreben werden, unserer finnischen Brüder würdig zu sein und unser kleines Vaterland heldenmütig zu verteidigen.»

Vor etwa einem Jahr wurde Csűry von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften beauftragt, ZOLTÁN GOMBOCZ' Untersuchungen über ungarische Syntax für den Druck zu redigieren. Diese Arbeit war nicht leicht, denn es lagen nur unvollständige Kollegaufzeichnungen vor. Csűry führte sie jedoch mit der ihm eigenen Gründlichkeit aus, und das Manuskript wurde druckfertig ein paar Tage, bevor die schwere Krankheit den Forscher auf das Totenbett warf.

Für die ungarische und die finnisch-ugrische Sprachforschung bedeutet Bálint Csűrys Tod einen schmerzlichen Verlust. Bei der Arbeit, die Schätze der ungarischen Volkssprache zielbewusst zu retten, wäre sein Eifer und sein Können besonders jetzt, in dem vergrösserten und sich weiter vergrössernden Ungarn dringend notwendig. Die Mitarbeiter und Freunde sowohl daheim als draussen, namentlich in Finnland, betrauern aufrichtig den Hingang dieser still wirksamen, kultiviert schlichten, tiefgründigen Persönlichkeit.

Helsinki. ARTTURI KANNISTO.

Digitized by Google

BAND XXVII HEFT 1—3

FINNISCH-UGRISCHE

FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT

FÜR

FINNISCH-UGRISCHE SPRACH- UND VOLKSKUNDE

NEBST

ANZEIGER

UNTER MITWIRKUNG VON FACHGENOSSEN

HERAUSGEGEBEN VON

Y. H. TOIVONEN PAAVO RAVILA

UNO HARVA

HELSINKI

REDAKTION DER ZEITSCHRIFT

Digitized by Google

INHALT.

Band XXVII. — Heft 1—3.

Seite

RAVILA, PAAVO. Über die Verwendung der Numeruszeichen in den uralischen Sprachen ..... 1—136

ITKONEN, ERKKI. Über den Charakter des ostlappischen Stufenwechselsystems ..... 137—167

—»— Die Stammbildung bei den lappischen ă-Stämmen .. 168—188

AIRILA, M. Die Diphthonge *uǫ*, *üö*, *ię* in der hauptbetonten Silbe im Finnischen und in den nächstverwandten Sprachen ..... 189—204

TOIVONEN, Y. H. Spuren primitiver Seelenvorstellungen in der Sprache ..... 205—224

POSTI, LAURI. Etymologische Beobachtungen ..... 225—234

PENTTILÄ, AARNI und POSTI, LAURI. Über die steigende und sog. Stossintonation im Livischen ..... 235—272

Anzeiger.

Besprechungen.

MANNERHEIM, C. G. Across Asia from west east in 1906—1908. I—II. Rez. v. J. G. Granö ..... 5—12

MARK, JULIUS. Über das Roggendreschen bei den Esten; Neue Bemerkungen über das Roggendreschen und Ernten bei den Esten; Ein Beitrag zum Ernten bei den Esten in älterer Zeit. Rez. v. Kustaa Vilkuna 12—24

LINNUS, F. Eesti vanem mesindus. Rez. v. Kustaa Vilkuna ..... 24—27

LOORITS, OSKAR. Endis-Eesti elu-olu I. Rez. v. Kustaa Vilkuna ..... 27—28

—»— Ununevast kultuurimiljöost. Rez. v. Kustaa Vilkuna ..... 28—29

ITKONEN, ERKKI. Der ostlappische Vokalismus vom qualitativen standpunkt aus. Rez. v. Y. H. Toivonen .. 29—33

LAGERCRANTZ, ELIEL. Lappischer Wortschatz I—II. Rez. v. Erkki Itkonen ..... 33—38

BALASSA, JÓZSEF. A magyar nyelv szótára I—II. Rez. v. D. R. Fuchs ..... 38—44

N. SEBESTYÉN, IRÉN. Az uráli nyelvek régi halnevei. Rez. v. Béla Gunda ..... 44—46

ARISTE, PAUL. Hiiu murrete häälikud. Rez. v. Lauri Posti ..... 46—50

LOORITS, OSKAR. Kõpu murde häälikutelugu. Rez. v. Lauri Posti ..... 50—53

AIRILA, M. Johdatusta kielen teoriaan I. Rez. v. Erik Ahlman ..... 53—55

RAMSTEDT, G. J. A Korean Grammar. Rez. v. Andrej Rudnev ..... 55—68

Mitteilungen.

KANNISTO, ARTTURI. † Bálint Csűry ..... 68—72

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PHI
.F5





Digitized by Google

3 0000 128 787 8

Digitized by Google